NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493981 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Meyer

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A present to the Austin-Library
from Jean Meyer
Kiel, 18. Juli, 1901.

Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

von

Dr. phil **Johann Heinemann.**

Erster Band:

Johann Meyer's Lebensgeschichte und Charakteristik.

Hamburg.
Verlag von C. Boysen.
1899.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
249901
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Digitized by Google

Dem Dichter

in Freundschaft und Verehrung

zugeeignet

vom

Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſter Band.

Johann Meyer's Lebensgeſchichte und Charakteriſtik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Aus Johann Meyer's Leben 31

Charakteriſtik Johann Meyer's 337

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfuhr die deutsche Litteratur, das ganze geistige Leben unseres Volkes einen mächtigen Auf- und Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und begründeten ebensowohl durch Bekämpfung verjährter Irrthümer als durch geniale Schöpfungen auf dem Gebiete der Dichtung und Wissenschaft — einen Höhegrad der Bildung, wie er anderswo kaum seines Gleichen hatte. Den höchsten Aufschwung nahmen Dichtkunst und Kunstgeschmack, so daß die ästhetische Bildung jeder anderen den Vorrang abgewann. Namentlich in der Dichtkunst entfalteten und bewährten sich die größten Geister: es entstand ein Schatz von Meisterwerken, wie ihn werthvoller kein anderes Volk besitzt. Und die Deutschen sind stolz auf diesen Schatz; er ist Gemeingut aller geworden, und Rede und Schrift werden damit geschmückt. Auch heute noch, trotz der materialistischen und pessimistischen Anschauungen unserer Tage, bildet diese Liebe zur Dichtkunst einen hervorragenden Zug des deutschen Nationalcharakters. Denn seit jener Zeit des poetischen Aufschwungs grünt und blüht, singt und klingt es im deutschen Dichterwalde. Aber nicht alle Blumen des Waldes sind Maiglöckchen, Veilchen und Himmelsschlüssel und nicht alle Sänger, die dort ihre Stimme ertönen lassen, Drosseln, Finken und Meisen. Neben jenen lieblichen Kindern des Waldes machen sich Bitterfüß, Toll-

Digitized by Google

kirsche und Stechapfel breit, und nicht weit von den melodischen Sangern krachzen Waldkauz und Häher. — Und nicht gering ist auch die Zahl derer, auf welche Geibel's Worte passen:

Dichter begehrst du zu sein? — Du verwechselst Talent mit Bedürfniß. — Bist Du Prometheus schon, weil dich das Feuer erwärmt?

In der heutigen Zeit der Geschmacksverirrung giebt es nicht wenige, die im Walde der Dichtkunst nur nach jenen Giftpflanzen ausschauen und dabei Florens schönste Kinder unbeachtet lassen, oder bei denen Ohr und Empfinden so weit abgestumpft sind, daß sie nur noch den durchdringenden, rücksichtslosen Ruf von Häher und Kauz und nicht mehr die glockenreinen Töne unserer Singvögel wahrnehmen. Und sie sind hierauf nicht wenig stolz; sind doch — wie sie immer wieder mit Emphase betonen — gerade jene Gebilde, deren Duft und Gekrächz die anderen Menschenkinder beleidigen, schön, sogar sehr schön, weil sie unverfälscht das eigentliche Wesen der Natur widergeben! Für diese Leute bedeuten *schön* und *natürlich* so ziemlich dasselbe. Aber schon Goethe sagt: „Ich bin keineswegs der Meinung, daß die Natur in allen ihren Äußerungen schön sei; ihre Intentionen sind zwar immer gut, aber die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen. So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann; doch wie viele Umstände gehören dazu, ihn wahrhaft schön hervorzubringen!" — Die Natur ist in ihrem Wirken beschränkt: sie wird in ihren Hervorbringungen von Zufälligkeiten beeinflußt; umso vollkommener aber sind die Naturgebilde, umso näher kommen sie der Idee, die ihrer Schöpferin gleichsam vorschwebte, je weniger mächtig jene störenden Einflüsse gewesen sind. Ganz vollkommen, d. h. auch *künstlerisch* wahr und wirklich, würde also nur dann ein Naturgebilde sein, wenn es sich uneingeschränkt von irgend welchen Hemmnissen entwickelt hätte. Und somit wäre die Schönheit der Einklang der Wirklichkeit mit der Idee im Sinne des Platonischen Systems, in dem ja das Wort Idee das wahrhaft Seiende seinem Begriffe nach bezeichnet.

Diese Idee hat man den göttlichen Gedanken in der Natur genannt. Alles, was ist, ringt nach der Verwirklichung eines solchen Gedankens, nach dem *Ideale*. Sind ihm die schaffenden Mächte günstig gewesen, so ist es dieser Idee so nahe gekommen, daß

Digitized by Google

man sie, wenn auch nicht vollständig erkennen, so doch ahnen kann.

Nun hat die Natur so viele von jenen Ideen, als es verschiedene Arten von Naturgegenständen giebt, und jedes neue Individuum einer Art könnte als ein neuer Versuch gelten, eine bestimmte Idee zu verwirklichen. Was individuell ist, was einem einzelnen Gegenstande so angehört, daß er sich dadurch als etwas Besonderes von Individuen derselben Art abhebt, gehört nicht der Idee dieser Art an. Aber das Gemeinsame in der Mannigfaltigkeit der Individuen einer und derselben Art, das Eine im Vielen, das Feste und Beharrende im Wechselnden: das ist die Idee der Art. Und wie nach Plato in diesen Ideen und nicht in der Welt des Materiellen das wirkliche Sein zu suchen ist, so liegt in ihnen auch das eigentliche Wesen der Schönheit, also das, was der Künstler in Formen darzustellen hat.

Darum sagt auch Mendelssohn: „Was die Natur in verschiedenen Gegenständen verstreut hat, versammelt der Künstler in einem einzigen Gesichtspunkt, bildet ein Ganzes daraus und bemüht sich, es so darzustellen, als wenn die Schönheit dieses Vorwurfes ihre (d. h. der Natur) einzige Absicht gewesen wäre." Und nur von dieser Deutung des Schönen aus erklären sich die Worte Bodenstedt's:

Die Kunst will nicht die Wirklichkeit erreichen
Und doch noch mehr als diese offenbaren;
Sie redet in geheimnißvollen Zeichen,
Die alles Lebens Kern und Geist bewahren.

Die Wirklichkeit treibt alles zur Vernichtung,
Scheucht von des Lebens Gastmahl jeden fort;
Doch höh'res Leben treibt in Kunst und Dichtung
Durch Bild und Wort.

Ist so der Künstler eine Art Eklektiker, der das Wahre — denn zu ihm gehören die Ideen des Schönen — überall da aufnimmt, wo er es findet, und es von dem scheidet, was Irrthum und Blendwerk ist, dann hat Goethe Recht mit seinem Paradoxon: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

Aber deine Kunst — so wird man mir entgegnen — kann ja nichts als Phantasiegebilde schaffen; sie studirt zwar die Natur,

Digitized by Google

aber reißt sich dann von ihr los; sie ist eine Schwärmerin, die sich in metaphysischen Tändeleien ergeht. — Hier die Antwort! Die Phantasie ist trotz Goethe's Lobgesang in Mißkredit gekommen, und mit metaphysischen Ideen hat man heutzutage nicht viel Glück mehr. Und doch wissen wir alle, daß der Verstand ohne die Gehülfin Phantasie nicht allzuviel erreicht; denn was er allein schafft, ist nur todtes Wissen: er führt viel Baumaterial zusammen; aber es fehlt der Baumeister, der es zu einem lebensvollen Tempel der Wissenschaft fügt. Und gestehen wir es nur ein: dieser Baumeister ist die Phantasie; sie bringt das Wissen in angemessene Formen, sie individualisirt es, und je mehr sie in Wirksamkeit tritt, desto mehr gewinnt auch die Verstandesthätigkeit an Leben, Kraft und Anmuth. Ist es nicht auffallend, daß es gerade unter den Mathematikern, deren Wissenschaft doch als unsagbar trocken verschrieen ist, so viele poetisch veranlagte Talente giebt! — Was ferner das Gebiet der Metaphysik angeht, so konnte es allerdings von der Wissenschaft nicht behauptet werden; es fehlte dem Verstande der feste Boden, auf dem allein er sich bewegen kann. Aber darum soll jenes Gebiet der Menschheit verloren gehen? Ist nicht die Phantasie der divinirende Verstand, der ahnet, wo man sonst mißt, wägt und zählt? Wohin uns der Verstand keine Flügel leiht, da thue es die Phantasie! Und darum sei der Künstler ein Schwärmer und Phantast, der kühn das ergänze, was der kalte und trockene Verstand nicht auszusinnen vermag! Was der Künstler tief schauenden und prophetischen Blickes erkannt hat, das stelle er in Worten und Tönen, in Farben und Marmor dar! Und diese seine Darbringungen sind noch etwas mehr als Phantasien; sie haben es sogar mit etwas ganz Realem zu thun, nämlich mit dem Leben, freilich mit dem Leben, wie es sich bethätigen dürfte, wenn es keine störenden und hemmenden Einflüsse gäbe.

Auch die Individualität des Künstlers, die schrankenlose, unbedingte Ausbildung seiner Originalität, auf die ja unsere „Rebellen und Neuerer" so ängstlich bedacht sind, kommt bei dem „alten", auf unveräußerlichen ästhetischen Maximen fußenden Verfahren durchaus nicht zu kurz. Sagt doch Lotze in seiner gedankenreichen Abhandlung „Über den Begriff der Schönheit": „Der Verlauf unserer Vorstellungen wird ohne Zweifel durch allgemeine, gleichgültig über jeder besonderen Gestalt des Erfolges schwebende Ge-

Digitized by Google

setze bedingt; aber eben diese bestimmte Endgestalt seiner Verwirklichungen, die Geschwindigkeit seines Flusses und die Richtung, nach welcher hin die einzelnen Vorstellungen und Strebungen einander hervorrufen oder hindern, dies alles kann nur von dem Werthe abhängen, den wir einzeln derselben zugestehen, und durch welchen sie erst jene Stärke und jenen Gegensatz erhalten, durch den sie später allgemeinen Gesetzen zufolge ein Spiel des Verdrängens und Hervorlockens beginnen können. Es ist unnöthig, hier die Quellen jener Werthertheilung besonders zu betrachten; sie mögen zum Theil selbst in leiblichen Bedingungen liegen, noch mehr aber in dem ursprünglich sittlichen Gehalt des Geistes, den wir nicht umgekehrt aus einer zufällig gewordenen Verschlingung der Vorstellungen ableiten dürfen, endlich in einer selbst schon dem Gebiet freier Schönheit angehörigen Färbung und Neigung der Thätigkeiten, die als Keim in dem Wesen der Seele liegen mag, um an jedem spätern äußern Anstoß sich folgerichtig zu entwickeln. Solche Beweggründe werden an sich den Geist verleiten, zunächst das, als das ihm Ähnliche, schön zu finden, in dessen Zusammenhangsweisen er die nämliche Stetigkeit oder Zerrissenheit, die nämliche Weichheit oder Strenge, Flüchtigkeit oder in sich zurückkehrende Erinnerung, dieselbe Raschheit oder zögernde Entwicklung der Übergänge wahrnimmt, die dem Ablauf seiner eigenen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen eigenthümlich sind. Und in der That wird auch bei den gebildetsten Gemüthern die wirkliche Beurtheilung des Schönen, der Geschmack in den Künsten immer den Einfluß solcher Bedingungen in der eigenthümlichen Vorliebe für manche einzelne Gattungen der Darstellung verrathen; ja noch mehr werden die volksthümlichen Ausbildungen der Kunst sich auf eine solche in herrschenden Sitten und zur Gewohnheit gewordenen Ansichten der Dinge gegebene Grundlage stützen."—

Viel mehr noch als in der „Natur" zeigt sich ein Zurückbleiben hinter der Vollkommenheit im geistigen Leben. „Es trägt jeder Mensch", wie Schiller sagt, „der Anlage und Bestimmung nach einen rein idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist." Aber „Wer unter den Sterblichen", fragt Herder, „kann sagen, daß er das Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?" Die meisten erinnern sich entweder

Digitized by Google

gar nicht oder doch zu spät dieses idealen Menschen; niedere Triebe und äußere Verhältnisse gewinnen zu viel Gewalt über sie, als daß sie an die Entwicklung der in ihnen schlummernden Keime zum Höchsten dächten.

Das ist der ewige Widerstreit in der menschlichen Natur: hier sittliche Freiheit, dort Willensschwäche; hier das Hinanstreben zum Idealen, dort als schwer lastendes Gegengewicht Verhältnisse, Begierden und Leidenschaften. Und so wirft ein namenloser Wunsch, der die Seele mit Schmerz und Entzücken zugleich erfüllt, seine Schatten auf das Antlitz eines jeden besseren Menschen. Unaufhörlich fragt es im Innern: „Giebt es hinter den rauchenden Bergen, den aufsliegenden Wolken und dem gestirnten Himmel eine Lösung dieser Räthsel?“

Man hat die Philosophie ein inwendiges Leben genannt; man könnte die Kunst, die wie jene nach „Ideen“ sucht, aber hierbei die Grenzen, die sich die Philosophie ziehen mußte, kühn überschreitet, eine Symbolisirung des inwendigen Lebens mit all seinem über die Erde reichenden Sehnen nennen. Denn dieses sich Sehnen nach dem, was hinter der sichtbaren Natur liegt und, unerreichbar für den Verstand, über ihr schwebt, ist unseres Erachtens die erste Bethätigung des künstlerischen Schaffens; und darum ist der Mensch der vornehmste Gegenstand ebensowohl für das Studium des Künstlers wie für das des Philosophen. —

Werfen wir nun noch einmal die Frage nach dem Wesen der Schönheit auf, so müßte die Antwort folgerichtig zunächst also lauten: Die Schönheit ist die Identität des Wirklichen mit der Wahrheit, d. h. der Idee. Wäre sie aber nur das, so würde es in der Natur und in der Menschheit wohl nichts wahrhaft Schönes geben. Doch schön nennen wir einen Gegenstand auch dann, wenn er in scharfer Ausprägung das Hinstreben nach der Idee, d. h. nach dem, was er bei völlig ungestörter Entwicklung erreichen könnte, zeigt. Schön ist die sich entfaltende Blüthenknospe, die soeben ihre Hülle sprengt, unter der sich, geheimnißvoll wie unter einem Isisschleier, alle Anlagen zum ferneren Leben bildeten. Schön ist darum auch die Menschenknospe, das Kind, dessen mit Duft und Nebel noch bedecktes Innenleben wir aus den großen, wie in weite Fernen sich verlierenden Augen ergründen wollen. – Schön ist ein Gebilde auch dann, wenn es sich im Kampfe mit den Hemmnissen so kraftvoll erweist,

Digitized by Google

daß es der in ihm liegenden Idee möglichst nahe kommt. Schön ist darum die Eiche, deren Keimling den harten Boden durchbrach und deren knorriger Stamm durch das einengende Gestrüpp und darüber hinaus kühn aufwuchs, und schön ist das länderumgürtete Meer, wenn es zwischen Tausenden von Schären den Kern des Festlandes umspült.

Solche und ähnliche Gebilde darzustellen ist die alleinige Aufgabe der Kunst; sie sei nur der wahren Schönheit bildende Schöpferin; das Häßliche und Abstoßende führe sie uns nie seiner selbst willen vor Augen, sondern zeige es nur, damit sich von ihm wie von einem dunklen Hintergrunde das Schöne um so glänzender abhebe! So wirkt die Kunst veredelnd, und so nur wird sie, wie es Goethe will, moralische Folgen haben, wenn man auch nicht moralische Zwecke von ihr fordern darf. Darum nennt auch Lotze die Schönheit den Widerschein des Sittlichen im Seienden, und darum möchten wir die rechte und wahre Kunst einen Hort der Sittlichkeit nennen. — —

Das sind im großen und ganzen die Ansichten, die ein jeder, der es noch mit der „guten alten Schule" hält, von dem Wesen und den Aufgaben der Kunst haben dürfte.

Die gute alte Schule! Mit ihr soll denn nun auch gründlich aufgeräumt werden! — Und wer will und wagt dies? — Eine junge Künstlerschaar, die bis dahin noch niemand kannte, aber die viel Selbstbewußtsein und kecken Muth besitzt. — —

Was hat man denn an der alten Schule auszusetzen?

Das ist ja nichts als hohle, phrasenhafte Afterkunst und süßlicher Idealismus, nichts als alte, überlebte, gekünstelte, saft- und kraftlose Modekunst. Das muß anders werden! Fort mit dem Alten und Conventionellen! Es müssen neue Motive benutzt werden! die überlieferten sind ja nur nichtiger Plunder!

Und alle die früheren Anschauungen über das Kunstschöne und der ästhetische Classicismus?

Das ist ein überwundener Standpunkt! Wir sind germanischer Race und bedürfen des aus eurem Alterthume stammenden Tandes und Flitters nicht.

Und Schiller und Goethe und Titian und Rafael und alle die anderen, die zu den Classikern der Kunst zählen?!

Guck dir doch einmal genau ihre Werke an? Wo findest du

Digitized by Google

da Natur, Kraft, Phantasie und Leidenschaft, kurz: künstlerischen Gehalt? Dieser ist unserer ganzen Kunst abhanden gekommen; aber wir, wir, das jüngste Deutschland, wir werden ihr ihn wiedergeben.

Was soll denn mit jenen Männern, deren Kunst für uns bis dahin eine Art Evangelium war, denen wir Denkmäler errichtet und Ehrungen anderer Art in Hülle und Fülle haben zu Theil werden lassen, geschehen?

Laßt die guten, alten Schafe laufen und wendet euch uns, den jungen Löwen, zu!

Und was werden wir bei euch finden?

Unverfälschtes Menschenthum und wahre Natur!

Und wie schildert ihr den Menschen?

Genau so, wie er ist, etwa so, wie du ihn auf der Landstraße herumstrolchen siehst, ungewaschen und ungekämmt, hübsch mit Lumpen angethan und ausgestattet mit einer liebenswürdigen Bestialität, die ihm als dem vornehmsten der Thiere alle Ehre macht.

Wo bleibt denn da der Culturmensch?

Geh mir doch mit deinem Culturmenschen und seiner Cultur! — Von Cultur bekommst du bei uns natürlich nichts zu sehen. Cultur ist ja nichts als Schminke und Tünche, so etwas obenauf, damit der Mensch anders erscheine, als er wirklich ist. Willst du den Menschen kennen lernen, so spüle erst seine Cultur herunter!

Und wie gebt ihr uns die Natur wieder?

Fein, mit photographischer Treue! Und gerade das bekommst du zu sehen, was dir deine Classiker, weil es gemein und häßlich sein soll, ängstlich verbargen.

Aber der Künstler soll doch das Schöne darstellen!

Was heißt „schön" und was „häßlich"! Kennst du nicht das Wort von Hermann Marggraff in seinem „Johannes Mackel"? „Was ist Häßlichkeit? . . . . Der Hottentotte ist auch schön, aber nur in seiner Weise, verhältnißmäßig, bei sich zu Lande; Der Mensch verschluckt Austern, das Wildschwein Eicheln, so hat jeder seinen eigenen Appetit, und der Grönländer zieht seine garstige Landesgenossin der erhabensten weiblichen Bildung Griechenlands vor."

Gewiß, es geht in der Kunst wie in der Liebe, das meint auch Goethe; aber wir Leute von Civilisation lieben nicht wie die Grönländer und stellen auch andere Anforderungen an die Kunst als sie.

Digitized by Google

Eure ganze Civilisation ist ja Unnatur; und darum wollen wir sie zurückschrauben, damit sie wieder Natur werde.

Und unsere ganze Vergangenheit, die das, was die Gegenwart an allem Schönen, Wahren und Guten besitzt, als herrliche Frucht reifen ließ: soll sie denn gar nicht mehr für die Kunst in Betracht kommen.

Sie bildete mit ihrem Denken und Empfinden lange genug den Schwerpunkt der Kunst; wir wollen ihn jetzt einmal in die Zukunft verlegen.

Wie kann der Schwerpunkt eines Dinges in etwas liegen, was noch garnicht da ist?

Für euch noch nicht, aber für uns, die wir die Hüter und Heger, Führer und Tröster, Pfadfinder und Wegeleiter, Ärzte und Priester der Menschheit sind, für uns ist die Zukunft schon Gegenwart geworden, wenigstens in unserer Künstlerbrust. Und wir werden auch euch ummodeln, damit auch ihr aus dem Dunkel, in dem ihr euch jetzt befindet, heraus- und eurer wahren Bestimmung zugeführt werdet!

Und welches ist diese Bestimmung?

Das läßt sich mit ein paar Worten nicht sagen; lest unsere Gedichte, betrachtet aufmerksam unsere Bilder und lauschet den Tönen unserer Musik, und es wird euch eine Ahnung von dem werden, was wir erreicht haben und wonach ihr streben sollt! — — —

Das, mein lieber Leser, ist so eine Blüthensammlung von Ansichten über die Kunst, denen du in den Schriften der Modernen auf Schritt und Tritt begegnen kannst.

Aber das ist ja entsetzlich! — rufst du aus; diese Menschen zertrümmern ja den im Laufe der Jahrtausende Stein um Stein gefügten herrlichen Dom unserer Cultur! Das sind ja wahre Vandalen!

Halt, lieber Freund! Vandalen wollen sie sein; dieses Wort ist für sie ein Ruhmestitel. Höre sie selbst:

Wir sind die „modernen Vandalen",
Wir wandeln wuchtig und schwer
In eisenbeschlag'nen Sandalen
Die Pfade der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
Durch die schwankenden Thore der Zeit,
Wir wandeln Ordnung und Sitte,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Und überall zeigt sich dieser Vandalismus mit seinen auflösenden und zersetzenden Kräften, nicht nur auf den profanen Plätzen des menschlichen Schaffens und Wirkens, sondern ganz besonders auf den geheiligten und geweihten Gebieten des Sittlichen und der Kunst. Überall sucht man Herz und Gemüth zu eliminieren und an deren Stelle die Brutalität der Thatsachen und die extremsten Folgerungen des kalt grübelnden Verstandes zu setzen. Und so wird auch die Phantasie, auf deren Schwingen uns Bilder und Gedanken, voll von Lieblichkeit und heiligem Schauder, voll von Kleinigkeiten und Welten, vorüberrauschen, abgethan und nichts soll dem Sterblichen bleiben als die arme, öde Wirklichkeit. Selbst einem Kotzebue, der nicht gerade zu den vornehmsten der älteren Dichter zählt und auf den jetzt nicht viel mehr gegeben wird, dürfte das zu viel gewesen sein; nennt er doch das den schönsten Vorzug des Menschen, daß er sich ein fernes Glück herzaubern und still genießen kann, ohne Beimischung der Wirklichkeit, die oft zerstört, was sie bringt. — So soll alles in der Kunst, so wollen es unsere Modernen, einen „naturgemäßen" Verlauf nehmen und nichts hineingetragen werden, was nicht sein Analogon in der „Natur" findet; als wenn Herz und Gemüth nicht auch der Natur, wenigstens der Natur des Menschen angehörten!

Und so macht sich selbst in der Musik, in jenem „Nachklang aus einer entlegenen harmonischen Welt", in jener Kunst, die doch lediglich unser Inneres aufregen und anregen soll, ein ungesunder Naturalismus breit. Man ging zwar auch hierbei, wie auch sonst wohl, von einem vernünftigen Gedanken aus, gerieth aber dadurch, daß man ihn bis in die letzten Consequenzen verfolgte, auf Abwege. Man griff nämlich die Grundidee des stilo representativo auf: dem von der contrapunctischen Kunst überwucherten Texte wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, that dies aber meist in so übertriebener Weise, daß die Musik, die Poesie der Luft, wie sie der bilderreiche Jean Paul nennt, zur langweiligen Prosa wurde. Denn es mußte ihr, sobald man ihre „Sprache in Gefühlen und Tönen" derselben Behandlungsweise unterzog wie „die Sprache in Gedanken und Worten", der eigentliche ästhetische Gehalt, die Melodie, geschmälert werden; und gerade in der Melodie liegt im wesentlichen das, was wir musikalisch schön nennen. Was gefällt uns neben dem herzlichen, gemüthstiefen Texte an den schlichten und an-

Digitized by Google

spruchslosen Volksliedern sonst als der Liebreiz ihrer Melodien? Und was erhält unsere wenigen classischen Opern ständig auf dem Repertoire, was macht sie dem Volke lieb und werth und schützt sie vor der Nacht der Vergessenheit? Ist es wieder nicht vor allem ihr Reichthum an leichtfaßlichen, in sich abgerundeten Melodien? Aber wie wenige von allen Compositionen, die in unseren Tagen Woche für Woche in großer Zahl entstanden sind, von der Oper und Symphonie bis zum Marsch und Tanz hinunter, haben sich die Gunst des Publikums und damit einen Freibrief für die Zukunft erworben! Nicht einmal die Werke Richard Wagner's, den man doch als den größten dramatischen Componisten unseres Jahrhunderts rühmt, haben diese Probe auf die Unsterblichkeit bestanden. Mag man an ihnen Intensität des Ausdruckes, Reichthum der Harmonik, Rhythmik und Instrumentation loben, mag man die großartige Durchführung des Gedankens, die Musik nicht für sich, sondern in Verbindung mit der Dichtung und Scene wirken zu lassen, voll anerkennen, man wird doch nicht den Gedanken abweisen können, daß sie außerhalb der Bühne mehr zur Geltung kommen würden, wenn sie reicher an Melodien wären. Dem musikalisch gebildeten Fachmanne werden sie wohl zusagen; aber die Laien unter den Gefühlsmenschen — und diese kommen doch hauptsächlich in Betracht, wenn es sich um die Unsterblichkeit von Kunstwerken handelt — werden ihnen so leicht nicht Geschmack abgewinnen. — —

Mehr noch als in der Musik mußte in der plastischen Kunst der Idealismus vor dem Materialismus und Naturalismus zurückweichen; und wohl hauptsächlich hierauf ist es zurückzuführen, daß jene Kunst in den letzten 25 Jahren trotz der materiell günstigen Position, in der sie sich gegenüber den Schwesterkünsten befand, doch nur wenig hervorbrachte, was über das Maß des Alltäglichen hinausgegangen wäre. Sie blieb mit der Auswahl ihres Stoffes überall da, wo ihr dieser nicht — wie bei Kriegerdenkmälern und Statuen fürstlicher und anderer um das Vaterland verdienter Personen — gegeben war, meist innerhalb der Grenzen des banalen Lebens. Selten, am häufigsten noch bei Krieger- und Kaiserdenkmälern, machte sich ein höherer Schwung der Phantasie bemerkbar; aber dabei verlor sich diese vielfach in die einem gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Sphären der Symbolik und Mystik. Dann übte auch auf viele unserer jüngeren Bildhauer

Digitized by Google

das Häßliche einen eigenthümlichen Reiz aus; sie folgten dem Beispiele ihrer „modern“ sein wollenden Vettern im Reiche der Poesie und stellten das Abstoßende seiner selbst willen dar. So entstanden Gebilde, von denen sich ein normal entwickeltes Herz und Gemüth mit Widerwillen abwendet. — Der Franzose Aug. Rodin hat sogar die „geniale Verwegenheit“ gehabt, den Impressionismus der Malerei in die Plastik zu übertragen. Die Genossenschaft der französischen Schriftsteller beauftragte ihn mit der Lieferung eines Balzac-Monumentes; nach langem Zögern erschien als Modell hierzu eine formlose weiße Masse, „die aus einiger Entfernung ein auf seiner Schwanzflosse aufgerichtetes apokalyptisches Walroß zu sein schien, sich aber in der Nähe als ein Mehlsack darstellte, aus dem ein Kopf mit zwei zusammengekniffenen Augen herauskroch.“ Das sollte Honoré Balzac, der Verfasser der Comédie humaine sein! Von einer Schaar journalistischer Ausfrager nach dem Quis, quid, ubi .... überfallen, sagte der „Künstler“, stolz auf seinen Balzac hinweisend: „Ich habe darin eine noch ungekannte Kunst wiederzugeben versucht, eine Kunst, die keine Photographie-Sculptur ist. Mein Balzac markirt eine Grenzlinie zwischen der conventionellen Plastik und der künstlerischen, die wir in Europa nicht mehr haben. Mein Balzac bedeutet ein Datum in der Kunst, den Ausgangspunkt einer neuen Sculptur, die alle Marmorfabrikanten für Export, Schaufenster und Kaminsimse fürchten. Mein Princip ist es, nicht nur die Form, sondern das Leben nachzuahmen. Dieses Leben suche ich in der Natur, aber indem ich sie vergrößere, indem ich die Löcher und Beulen übertreibe, um mehr Licht zu bringen.“ Das heißt also: Licht bringen, indem man die Dunkelheit vermehrt! Das verstehe, wer kann. Auch hier zeigt sich, wie überhaupt bei unsern Modernen — ein geistreicher Gelehrter fragte einmal in meiner Gegenwart, ob das Wort mit „modern, faulen“ zusammenhinge — viel Selbstbewußtsein und guter Wille, viel Phrase und unklare Vorstellung. — —

In einem noch verstärkteren Grade als in der Plastik findet sich das Streben nach „unbedingter Treue in der Nachahmung der Natur“ in der Malerei. Da sind zunächst zwei Richtungen, von denen allerdings die eine aus der anderen hervorgegangen ist, zu unterscheiden, die Freilichtmalerei und der schon erwähnte Impressionismus. Mit jener, sofern sie sich frei hielt von allem

Digitized by Google

künstelnden Subjektivismus, haben wir uns stets einverstanden erklärt. Denn ihr Streben ging ja zunächst dahin, die seit der Renaissance vorwiegend in geschlossenen Räumen angewandte bräunliche Farbenmischung für Bilder aufzugeben und die freundlicheren Töne aufzusuchen, welche die Natur im Freien, im Sonnen- und Tageslichte bietet. Wenn auch diese neue Richtung, die in dem Franzosen Bastien-Lepage ihren ersten energischen Vertreter fand, mit ihrer crassen Behauptung, daß die alte Kunst conventionelle Unwahrheit sei, entschieden Unrecht hat, so darf man ihr doch die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie die Natur wahrer schildert, oder besser gesagt: wahrer schildern kann, als es vordem geschehen ist.

Aber da kam Eduard Manet mit seinem Impressionismus, dem Radicalismus des Plein air. Er verlangte, die Dinge nicht so zu malen, wie sie sich einer genauen Betrachtung darbieten, sondern nach dem Eindrucke, den sie unter den gerade herrschenden Lichtverhältnissen auf unser Auge machen. Soweit es sich hierbei um die Wiedergabe von „Helldunkel" handelt, jener eigenthümlichen Verschmelzung von Licht und Schatten, in der die Gegenstände in zwielichtartiger Beleuchtung erscheinen, wird man auch dem Impressionismus die Zustimmung nicht versagen; aber dieses Clair-obscur in der Malerei ist keine Errungenschaft der Neuzeit, schon Corregio und Rembrandt waren darin Meister.

Jedoch unsere modernen Impressionisten gehen viel weiter; sie verfolgen ihr Princip bis zum Extrem, und da gilt mutatis mutandis Cicero's Wort: Summum jus summa injuria. Man bemüht sich nämlich, all die verschwimmenden und verschwebenden Farbentöne wiederzugeben, welche die Luft unter dem Einflusse des Lichtes annimmt. Bei diesem Gebahren kommt nun eine Pinselführung und eine Wahl der Farben zum Vorschein, wie sie bisher die Welt nicht kannte; und gerade unsre Landsleute unter den modernen Farbenkünstlern sind — entsprechend dem deutschen Charakter — hierin am gründlichsten. Von Conturen und Perspective kaum eine Spur, und die Gestalten so verzerrt und verrenkt, daß jeder Chirurg sofort Binden und Bandagen anlegen möchte! Und Farben, als wenn die Naturobjecte in unseren Tagen das Licht ganz anders denn früher absorbirten und reflectirten! Da ist die Pflanzenwelt blau, der Himmel grün, zinnoberroth oder

Digitized by Google

quittengelb! Und schüttelt man den Kopf bei Betrachtung all dieser Absonderlichkeiten, so kann man noch die Grobheit einstecken, man könne nicht sehen und habe nicht gelernt zu sehen. Wir wollen nun nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und darum auch den Ausdruck unterdrücken, womit einer unserer ersten Künstler, allerdings ein Vertreter der alten Schule, die modernen Farbenmagier bezeichnete; lieber versuchen wir einmal, in Kürze darzulegen, wie man auf diese Abwege gekommen ist, oder noch besser: wir wenden uns in dieser Sache an einen unserer Modernen selbst.

Da erhalten wir von ihm die folgende Auskunft: Allerdings ist der klare Himmel blau, das Gras grün und die Butterblumen darin, wie der Name schon andeutet, gelb.

Warum aber malst du das alles anders?

Ja, siehst du, jenes Blau und Grün und Gelb, das sind nur die wirklichen Farben jener Dinge; und diese Farben, man nennt sie die objectiven, will ich ja gar nicht malen.

Was für Farben denn?

Nur die Farben, welche dem Reizungszustande meiner Augen entsprechen.

Das sind doch wohl jene objectiven Farben, oder wie sie sonst heißen mögen?

Beileibe nicht! es giebt noch andere Farbenerscheinungen, für die ihr eben kein Auge zu haben scheint; sie werden zwar durch objective Farben veranlaßt, aber entsprechen ihnen nicht.

Das mußt du mir klarer machen.

Gern! Betrachte einmal diesen farbigen Fleck auf weißem Grunde und richte dann dein Auge seitwärts. Nun siehst du von dem Fleck ein Nachbild, aber in einer anderen Farbe, die man als complementär zu jener bezeichnet. Diese complementäre Farbe ist subjectiv; und so machen sich immer nach längerer Betrachtung farbiger Körper Contrasterscheinungen in einem anders gefärbten Felde bemerkbar, mit Complementärfarben, die hier garnicht vorkommen.

Und das willst du auf deinen Bildern wiedergeben?

Selbstverständig! Dies und noch vieles andere, was du außer Acht lassen würdest. Ich muß doch die Dinge so darstellen, wie ich sie sehe.

Gewiß! Aber wenn beim Zeichnen und Malen das Auge

Digitized by Google

auf den Gegenständen ruht und nicht durch die Farben der weiteren Umgebung beeinflußt wird, dann können doch keine subjectiven Farben auftreten!

Das nicht! Jedoch das Auge wandert hin und her und empfängt von allen Seiten Licht und Farbe, und diese Farben verschmelzt es zu den wunderbarsten Gemischen. Diese sind für mich das Erste und dann kommen die Gegenstände!

Müßte es nicht eigentlich umgekehrt sein?

Nein; denn die Farbe ist Licht, und ohne Licht giebt es für meine Augen nichts.

Das ist allerdings richtig, und das wissen auch deine Collegen von der alten Schule; der Unterschied besteht nur darin, daß sie, nachdem sie das Ganze erfaßt und skizzirt haben, das Einzelne fest ins Auge fassen und es dann, wie du es ausdrückst, in seiner objektiven Farbe wiedergeben, natürlich unter genauer Beachtung der jeweiligen Lichtverhältnisse.

Das ist aber falsch; ein solches Bild macht keinen naturgetreuen Eindruck!

Und eure Bilder? Muß man sie nicht im günstigsten Falle einer ganz flüchtigen Betrachtung unterziehen, wenn man euch bei der Beurtheilung der Farbenwahl gerecht werden will? . . . .

Nun, mit einer solch flüchtigen Betrachtung begnügt man sich auch meist; man wendet sich bald ab von diesen Bildern, die so wenig Erbauliches und Erquickendes bieten. Und die besten unter den Impressionisten thun es auch; sie versuchen es, sich durch die Grünspan- und Berlinerblauperiode zu einer soliden, den Farben der Naturobjecte mehr Rechnung tragenden Malerei hinauf zu arbeiten. Freilich! zu etwas Fertigem ist man bei diesem Streben noch nicht gekommen; daraufhin deuten schon die verschiedenen Schlagworte, womit man diese allerneuste Kunst charakterisiren will: bald nennt man sie idealistisch, bald phantastisch und bald symbolisch-antikisirend.

Das wäre nun eine Klimax im Naturalismus der Kunst, von der Musik, wo er noch recht zahm auftritt, wo er nur das Raisonnement an die Stelle des Empfindens setzt, bis zur Plastik und von der Plastik zur Malerei. In dieser feiert er in seiner Art die großartigsten Triumphe, so daß man sich kaum mehr von ihm versehen dürfte. Aber in seinem Siegeslaufe läßt er sich nicht Einhalt gebieten; auf einem vierten Gebiete, von dem er schon lange Besitz

Digitized by Google

genommen hat, auf dem der Poesie, tobt er sich förmlich aus. Das sind keine Triumphe mehr, das sind wahre Orgien, die er hier feiert. Und wenn du Lust verspüren solltest, lieber Leser, dir dieses Treiben einmal anzusehen, so steck nur, sofern deine Nerven nicht Schiffstaue sind, ein Fläschchen mit belebender Essenz zu dir; denn was du da zu sehen und zu hören bekommst, greift den sensiblen Menschen gewaltig an.

Verwegen, wie sie sind, haben unsere Modernen den Parnaß erklettert, und sie führen hier, - namentlich die Lyriker unter ihnen -- im Schatten der Lorbeerbäume Apolls die tollsten Capriolen aus. Für diese modernen Poeten ist der Name Gigerl, mit dem man die Blau- und Grünfärber in der Malerei treffend bezeichnet hat, recht am Platze. Denn mit einer Überhebung, die kaum ihres Gleichen hat, mißachten diese Herren die Regeln der Metrik und des Wohlklangs, sie übersteigen oder reißen ein die Schranken der grammatischen Form, octroiren der Sprache eine Unmenge der absurdesten Ausdrücke, schwelgen in Nuditäten und waten mit Vorliebe im Schmutz.

Sind das nicht Auswüchse auf dem Gebiete der Kunst, wie sie sich ähnlich, wenn auch weniger kräftig, beim Giglerthum auf dem Gebiete der Mode zeigen? -- Und die es am weitesten in dieser Modenarrheit gebracht haben, die Symboliker oder Decadenten (auch diese Mode ist von Frankreich nach Deutschland importirt), reden gar nicht mehr wie die anderen Leute; sie haben sich einen eigenen Jargon gebildet und geben in ihm nur ungefähre Andeutungen von den Dingen, über die sie sprechen wollen. Ja, sie gehen noch weiter; sie machen es ähnlich wie ihre Brüder, die Impressionisten in der Malerei, für die sie übrigens vorbildlich geworden sind: sie *sagen* überhaupt nichts mehr; wie jene die Farben, so stellen sie Worte, denen ein bestimmter Begriff nicht mehr adäquat ist, nebeneinander und wünschen dann, daß durch diese Symbole beim Leser dieselben Gedanken und Gefühle, wie sie sie hatten, angeregt werden. Es ist kaum glaublich; man sollte sich doch sagen, daß es schier unmöglich ist, neue Worte so zu finden, daß beim Lesen derselben ganz bestimmte Gedanken- und Gefühlsreihen ausgelöst werden. Daß sich unsere Symboliker etwas denken, wenn sie so kindlich lallen, darf man wohl annehmen; aber sie müßten doch ihre Gedanken kurz und bündig in der sonst üblichen Sprache ihren

Digitized by Google

Landsleuten mittheilen und nicht in einem neuen Volapück. Man wird sonst über kurz oder lang, wenn dieser Unsinn Methode werden sollte, auch bei uns ein besonderes Wörterbuch der Impressionisten schreiben müssen; in Frankreich giebt es bereits ein solches: Petit glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes par J. Blowert. —

Die Heimath der modernen Lyrik ist, wie schon gesagt, Frankreich; aber kräftige Ableger davon werden in der Kaiserstadt an der blauen Donau gezogen, und das Treibhaus dafür ist das „deutsche Dichterheim". Wir wollen nun unsern Lesern einige Proben, die wir dieser Zeitschrift entnommen haben, mittheilen, und zwar prima Waare. Wenigstens sind die beiden ersten Gedichte prämiirt worden, mit 500 bezw. 250 Mark; das dritte rührt von dem preisgekrönten Verfasser des zweiten her, das vierte sogar von dem Herausgeber des Dichterheims, also einem Manne, zu dem man wohl Vertrauen haben darf, und das fünfte, ein Liebeslied, von einem mir sonst unbekannten Autor, der aber nach der vorliegenden Probe zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Zuvor aber, liebe Leserin, einen freundlichen Rath; sind deine Nerven nicht ganz fest, so überschlage lieber die nächsten Seiten unseres Buches; hast du aber Muth, so greife zu deinem Riechfläschchen und lies!

Der Ton vom Tode.

Schwarzumflorte Trommel, — willst den Ton nicht lassen!
Klänge, die mich hassen,
Fänge, die mich fassen,
Die mich wild umkrallen,
Durch die Seele hallen
Ins Gebein!
Zieh die Qualgedanken,
Die mit schwarzen Pranken
Tief ins Hirn mir sanken
Schweigend ein!
Laß das Satanslachen, —
Willst mich rasend machen?
Ach, . . der Trommel Rollen
Grollt darein.

— — —

Durch die Gassen bin ich stumpf geschlichen,
Schwarzer Ton ist nicht von mir gewichen,

Digitized by Google

Schwarze Klänge, die mein Aug' umflorten,
Die ihr Gift mir in die Seele bohrten.

Schwarze Töne, die wie Glocken klangen,
Mir ein Lied von frühem Tode sangen.

Als sie dampfend mir den Leib umwanden,
Ist der Tod mir auf dem Haupt gestanden.

Hat -- ein Kobold, den die Lüfte tragen, —
Mit dem Hammer mir aufs Haupt geschlagen.

Hat so seltsam mir den Sinn verschoben,
Saß dann lachend auf der Wolke droben.

— — —

Und wieder die Trommel,
Der Tod ist geschwunden,
Der Hammer verklungen,
Es blieben die Wunden.

Wie pocht doch die Trommel
In stampfenden Schritten,
Hat blutig, so blutig
Ins Herz mir geschnitten.

Und hüpf' ich im Frühling,
Und sing' ich beim Weine,
Und schleich' ich verdrossen, —
Ich hör' nur das Eine!

Und glüht mir ein Mädchen,
Und küß ich die Kleine, —
Durchzuckt mich die Trommel!
Da wein' ich und weine . .

— — —

Also ist's mir schon ein Jahr ergangen:
Zitternd hält mich schwarzer Ton gefangen.

Hinter mir das knochenharte Pochen
Hat das Herz mir und den Leib gebrochen.

Wunde Klänge, die mich dumpf umklungen,
Haben Nesseln mir ums Haupt geschlungen.

Also schleif' ich meine Schattenglieder, —
Und ein Geier flattert auf und nieder.

Doch in Nächten, wenn die Säfte schwellen,
Schrei' ich auf, daß laut die Felsen gellen:

Digitized by Google

Schwarzumflorte Trommel, — willst den Ton nicht lassen?
Klänge, die mich hassen,
Fänge, die mich fassen,
Die mich wild umkrallen,
Durch die Seele hallen
Ins Gebein!
Zieh die Qualgedanken,
Die mit schwarzen Pranken
Tief ins Hirn mir sanken,
Schweigend ein!
Laß das Satanslachen —
Willst mich rasend machen?

Doch da scharrt's von Hufen —
Und die Todten rufen . . .

Wie der Erde Schollen,
Die auf Särge rollen,
Grollt's darein!

Ich habe das Poem wiederholt gelesen und andern vorgelesen oder zum Lesen gegeben, aber weder selbst seinen tiefen Sinn errathen, noch jemand gefunden, der mir ihn hätte verrathen können. Und nicht nur in dem Unvermögen, in des Dichters Gedanken- und Gefühlslabyrinth einzudringen, stimmten wir alle überein, sondern auch in der Annahme, daß ihm beim Niederschreiben der Verse, wie er selbst schreibt, gar seltsam der Sinn verschoben war. Eine Analyse einer solchen Dichtung darf natürlich nicht gewagt werden; das würde sich ihr Autor, der die „Natur" zur Lehrmeisterin genommen hat, auf das schönste verbitten: läßt sich doch auch die Natur — wie Goethe sagt —, geheimnißvoll am lichten Tag, des Schleiers nicht berauben. Und etwa von einer Bildervermengung zu sprechen oder dem Verfasser logische Fehler aufzumutzen, was leicht jemand einfallen könnte — wäre eine „Dummheit"; denn wer weiß, ob die Worte, die da stehen, das besagen wollen, was sie sonst bedeuten.

Verlassen wir darum den „Ton vom Tode" und wenden uns dem zweiten Preisgedichte zu! Es ist ein kleines Frühlingsidyll; es hat geregnet, der Himmel ist wieder blau geworden, und die Schwalben lassen sich wieder sehen. Aber bei der Liebsten ist noch kein Sonnenschein gekommen; es ist ihr schwer ums Herz und sie möchte weinen. Jedoch ihr Schatz tröstet sie, und bald

Digitized by Google

lächelt sie auch wieder. — Das ist nun ein recht hübscher poetischer Vorwurf; aber welch wunderliche Form hat er unter den bildenden Händen des Dichters angenommen; da werden die Schwalben mit Fischen verglichen, und da sollen die Bäume und die Vögel zum goldenen Bilde werden, das die Seele des Mädchens schmücke. Man urtheile selbst!

Nach einem Regen.

Sieh, der Himmel wird blau,
die Schwalben jagen sich
wie Fische über den nassen Birken.
Und du willst weinen?

In deiner Seele werden bald
die blanken Bäume und blauen Vögel
ein goldnes Bild sein.
Und du weinst?

Mit meinen Augen
seh ich in deinen
zwei kleine Sonnen.
Und du lächelst.

Derselbe Verfasser, der übrigens kein Wiener, sondern ein Norddeutscher ist und zu den allermodernsten zählt, ist auch der Vater des folgenden Gedichtes, das eines Commentars umso weniger bedarf, als es sich der besonderen Aufmerksamkeit des Kladderadatsches erfreute.

Durch die Blume.

Ich kann dir nicht die Blume nennen,
Der deine Seele gleicht.
Sie müßte tief scharlachen brennen,
Solche Blumen welken leicht.

Und wen ihr rother Liebreiz bannt,
Der möchte sie verjüngen
Und muß tief herum den Sand
Mit seinem Blute düngen.

Nun möge der Dithyrambus des Herausgebers des Dichterheims folgen, in dem er, wenig decent, die Nacktheit feiert.

Sonnenwildniß.

O, laßt mich auf der Erde liegen,
Den Leib im Duft der Gräser letzen,
Im Winde mich auf Ästen wiegen —
Natur ist nackt, fort mit den Fetzen!

Digitized by Google

Und läg' ich auch auf Dornenpfühlen
Und sickerte mein Blut zur Erde,
O Lust, mich frei und nackt zu fühlen,
Entrückt der eitlen Narrenherde!

Die Sonne grüßt aus blauer Wildnis,
Benetzt ihr Kind mit Schöpferstrahlen,
Und ich gesunde. Heil dir, Wildnis!
Wo giebt es Unglück? Giebt es Qualen?

Jetzt noch das kräftige Liebeslied!

Und müßt' ich mir das Fleisch für dich
Aus meinem Leibe schneiden,
Die eignen Knochen nagte ich;
Nur du, du darfst nicht leiden!

So äußert sich bei unsern Modernen die Liebeslust, nicht wie sonst im Nachtigallengesang, sondern in einem Schlachterliede. Da wir gerade bei den Liebesliedern der neuesten Lyriker sind, so mögen noch einige Poesien angeschlossen werden, welche sich in einer kleinen bei Johann Saßenbach (Berlin) erschienenen Sammlung von Gedichten („Neues Leben" von Georg Stolzenburg) finden.

Heut' früh sang ich drei Liebeslieder
über den schmelzenden Schnee
in die weiche Luft.
Mittags war ich so hungrig;
fast fielen mir die Träume in die Erbsen.
Ich stopfte.
Jetzt scheint der Mond,
Aus meinem Herzen
schreien dreihundert Kater.

Noch stumpfsinniger ist das folgende:

Vollmondwein
durch meine Adern,
in meinen Pranken
ein Weib!
Allein.
In den Morgen!
Hohe Blumen schwanken in den stillen Himmel,
empfangen
den goldenen Regen.
Warme Strahlenfinger
tasten über meine wächserne Maske.

Digitized by Google

Wenn sich angesichts dieser lyrischen Ergüsse die Muse nicht schamhaft verhüllt, so kann sie nicht länger mehr die Freundin der Chariten sein. Oder sollte sich der menschenfressende Baal die Rolle des Musagetes angemaßt haben? Difficile est satiram non scribere! —

Mit den gegebenen Proben sollte es eigentlich genug sein; aber kurz nach der Niederschrift der letzten Zeilen finde ich in No. 11 des „Dichterheims" (vom 15. Mai d. J.) ein wunderseltsames Poem, so charakteristisch für unsere moderne Dichtkunst, daß ich es meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Sein Verfasser hat die Fünfzig schon hinter sich und sollte also eigentlich über die Flegeljahre, in denen sich eine erkleclich große Zahl unserer Kunstjünger noch zu befinden scheint, längst hinaus sein. Most muß gähren; aber ein alter Wein muß solide Kraft und Aroma haben. Doch hier die Dichtung, die sich anspruchsvoll als „Symphonie" betitelt.

Wir gingen durch Felder lispelnd spaziren,
Umrauscht von werbender Frühlingsluft.
Der Roggen blühte so duftig und warm,
Und rauchend entquoll ihm ein wirbelnder Schwarm
Erotischer Nebel, mit uns zu charmiren
Und uns zu berücken Herz und Brust.

Wir saßen zusammen auf schwellendem Rande,
Ihr Athem wärmte wie Roggenbauch.
Und was sie sprach, war voll Begier
Und liebend langten die Arme zu mir.
Der Leib erbebte vom tiefen Brande,
Aus jeder Pore lohte sein Rauch.

Viel Lerchen über dem Felde hingen
Und jagten einander werbungsfroh.
Der Roggen duftete gar so warm.
Da schlug ich nach ihr mit gierigem Arm,
Ein letztes stürmisch-süßes Ringen,
Dann brannten zwei Herzen lichterloh.

Das nennt man nun heutzutage nicht nur ein Gedicht, sondern die einzig wahre Poesie, und die Leute, die sich so an der Kunst vergehen, werden als Größen gepriesen, denen gegenüber die berühmten Alten nichts als Pygmäen sein sollen! —

Wer über unsere modernen Lyriker schreiben will, braucht die Feder gar nicht mehr aus der Hand zu legen; denn wir leben nun

Digitized by Google

einmal in einer Welt, worin ein Narr viele Narren und ein Weiser nur wenige Weise macht. Was für wunderliches Zeug Gründeutschlands Lyriker zusammendichten, haben wir dem Leser in einigen Proben vorgeführt. Man sollte nun glauben, das Äußerste des Äußersten sei in dieser Narrheit erreicht. Aber weit gefehlt! Für das „Streben" des Menschen giebt es ebenso wenig nach unten wie nach oben hin eine Grenze. Da finde ich in der „Gegenwart" einen lehrreichen Artikel, „Dalldorfer Lyrik" überschrieben. Sein Verfasser, Börries Freiherr von Münchhausen, erzählt uns darin von einem Schriftsteller (?!) Ernst Schur, der in Pankow — also in der Nähe des Dalldorfer Narrenhauses -- wohnen soll. Dieser Mann „hat ein Buch Verse geschrieben, dem er, um ihm gleich den Stempel des Blödsinns aufzudrücken, den Titel gab: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden" . . . . Schur's Buch ist derartig dumm und unbedeutend, daß es an sich auch nicht ein einziges Wort, nicht eine einzige Zeil werth ist. Aber es ist symptomatisch für die bei uns eingerissene „Dehmelei" in der Lyrik . . . . ." „Die Gedichte Schur's scheinen bald keine Überschrift, bald eine Unterschrift zu haben, stehen manchmal ganz hoch oben, manchmal ganz tief unten auf den Seiten und sind so gesetzt, daß drei Viertel des Buches weißes Papier geblieben ist."

Zwei dieser „Gedichte," die in der Gegenwart citirt sind, sehen so aus:

Gedicht 1.

Flimmern.
Neben mir steht ein Stuhl leer —
hell beleuchtet von dem matten Schein der Lampe —
halb im Schatten —
— wenn nun dort jene Frau
säße, die du schon zu lieben meinst,

~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ welche Frau ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

Digitized by Google

Wenn sich angesichts dieser lyrischen Ergüsse die Muse nicht schamhaft verhüllt, so kann sie nicht länger mehr die Freundin der Chariten sein. Oder sollte sich der menschenfressende Baal die Rolle des Musagetes angemaßt haben? Difficile est satiram non scribere! —

Mit den gegebenen Proben sollte es eigentlich genug sein; aber kurz nach der Niederschrift der letzten Zeilen finde ich in No. 11 des „Dichterheims" (vom 15. Mai d. J.) ein wunderseltsames Poem, so charakteristisch für unsere moderne Dichtkunst, daß ich es meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Sein Verfasser hat die Fünfzig schon hinter sich und sollte also eigentlich über die Flegeljahre, in denen sich eine erklecklich große Zahl unserer Kunstjünger noch zu befinden scheint, längst hinaus sein. Most muß gähren; aber ein alter Wein muß solide Kraft und Aroma haben. Doch hier die Dichtung, die sich anspruchsvoll als „Symphonie" betitelt.

Wir gingen durch Felder lispelnd spazieren,
Umrauscht von werbender Frühlingsluft.
Der Roggen blühte so duftig und warm,
Und rauchend entquoll ihm ein wirbelnder Schwarm
Erotischer Nebel, mit uns zu charmiren
Und uns zu berücken Herz und Brust.

Wir saßen zusammen auf schwellendem Rande,
Ihr Athem wärmte wie Roggenhauch.
Und was sie sprach, war voll Begier
Und liebend langten die Arme zu mir.
Der Leib erbebte vom tiefen Brande,
Aus jeder Pore lohte sein Rauch.

Viel Lerchen über dem Felde hingen
Und jagten einander werbungsfroh.
Der Roggen duftete gar so warm.
Da schlug ich nach ihr mit gierigem Arm,
Ein letztes stürmisch-süßes Ringen,
Dann brannten zwei Herzen lichterloh.

Das nennt man nun heutzutage nicht nur ein Gedicht, sondern die einzig wahre Poesie, und die Leute, die sich so an der Kunst vergehen, werden als Größen gepriesen, denen gegenüber die berühmten Alten nichts als Pygmäen sein sollen! —

Wer über unsere modernen Lyriker schreiben will, braucht die Feder gar nicht mehr aus der Hand zu legen; denn wir leben nun

Digitized by Google

einmal in einer Welt, worin ein Narr viele Narren und ein Weiser nur wenige Weise macht. Was für wunderliches Zeug Gründeutschlands Lyriker zusammendichten, haben wir dem Leser in einigen Proben vorgeführt. Man sollte nun glauben, das Äußerste des Äußersten sei in dieser Narrheit erreicht. Aber weit gefehlt! Für das „Streben" des Menschen giebt es ebenso wenig nach unten wie nach oben hin eine Grenze. Da finde ich in der „Gegenwart" einen lehrreichen Artikel, „Dalldorfer Lyrik" überschrieben. Sein Verfasser, Börries Freiherr von Münchhausen, erzählt uns darin von einem Schriftsteller (?!) Ernst Schur, der in Pankow — also in der Nähe des Dalldorfer Narrenhauses — wohnen soll. Dieser Mann „hat ein Buch Verse geschrieben, dem er, um ihm gleich den Stempel des Blödsinns aufzudrücken, den Titel gab: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden" . . . . Schur's Buch ist derartig dumm und unbedeutend, daß es an sich auch nicht ein einziges Wort, nicht eine einzige Zeil werth ist. Aber es ist symptomatisch für die bei uns eingerissene „Dehmelei" in der Lyrik . . . . ." „Die Gedichte Schur's scheinen bald keine Überschrift, bald eine Unterschrift zu haben, stehen manchmal ganz hoch oben, manchmal ganz tief unten auf den Seiten und sind so gesetzt, daß drei Viertel des Buches weißes Papier geblieben ist."

Zwei dieser „Gedichte," die in der Gegenwart citirt sind, sehen so aus:

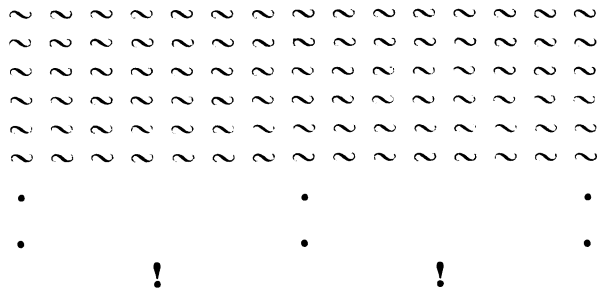
Gedicht 1.

Flimmern.
Neben mir steht ein Stuhl leer —
hell beleuchtet von dem matten Schein der Lampe —
halb im Schatten —
— wenn nun dort jene Frau
säße, die du schon zu lieben meinst,

~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ welche Frau ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

Digitized by Google

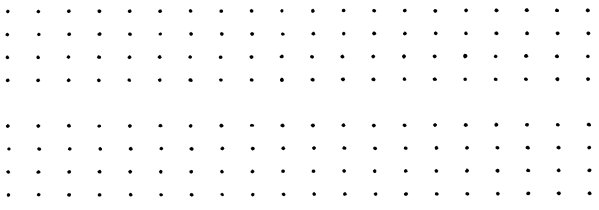
Gedicht 2.



ganz unten rechts steht: „Meine Augen quellen über ein dunkles Weh!“

Wie ich aus der Gegenwart ersehe, hat Schur in dieser Art der „Dichtung“ einen Vorläufer in dem „mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit producirenden“ Wilhelm Arent gehabt, von dessen Poesien die eine also lautet:

Im „Carneval“



Derartige „Poemata“ sind heller Blödsinn; wer anderer Meinung ist, kann einem nur leid thun. Aber wir wundern uns doch nicht, daß es soweit gekommen. Sind doch schon für die Symboliker die Worte insofern ein überwundener Standpunkt, als sie ihnen eine Bedeutung beilegen, die sie bis dahin gar nicht gehabt haben. Wenn nun andere „Dichter“ Verse ohne Worte schreiben, so ist das eigentlich ein Fortschritt in dem Gebahren der Modernen. Ein weiterer würde darin bestehen, daß auch jene Zeichen — wie Punkte, Ausrufungszeichen und Circumflexe — fehlten und nur leere Blätter zur Ausgabe kämen Dann wären aus den Gedichtssammlungen unserer jüngsten Lyriker Notizbücher geworden, die wenigstens noch Verwendung finden könnten. Diese Dinger dürfte man auch kaufen, ohne zu erröthen; denn ich konnte zuletzt bei den Ausschreitungen und den Verdrehtheiten jener Poetaster den Gedanken nicht los werden, daß sich diese Gesellschaft über ihre

Digitized by Google

Käufer und Leser lustig macht: sagt doch Jean Paul, daß die meisten Narrheiten unter Leuten verübt werden, nach denen man nichts fragt. — — —

Bei diesem Stande der Lyrik hat sich auch das Drama nicht frei gehalten von den Einflüssen der naturalistischen Schule; ja in den modernen Stücken, zumal in den socialen, offenbart sich nicht selten der Naturalismus in seiner crassesten, consequentesten Form. Man zerrt den Staub und Schmutz des Lebens auf die Bühne, giebt von dem socialen Elend der Proletarier und der „sittlichen Verkommenheit der Gesellschaft" die widerlichsten Schilderungen und verräth hierbei besonders in der Wiedergabe der Liebes- und Eheverhältnisse die roheste Auffassung. Wir brauchen keine Beispiele hierfür zu geben, da diese Dramen in ihrer Eigenschaft als gute Zugstücke sattsam bekannt sind.

Jeder Kenner der deutschen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse wird bald einsehen, daß uns viele dieser Stücke gar nicht den Spiegel vorhalten können; sie führen importirte Waare, bezogen aus Frankreich und Rußland und, Gott weiß woher, aber gestempelt mit einem „Made in Germany". Nein, so ist der Durchschnittsdeutsche nicht geartet, wie er von unseren Modernen oft geschildert wird; mag er auch wirthschaftlich auf den Hund kommen: „deutsch handeln" und „gerade handeln" ist auch für ihn noch nicht zweierlei.

Daß sich unsere Dramatiker mit der socialen Frage beschäftigen, kann nur gebilligt werden; „aber, wie sie es bisher gethan haben, waren sie nur einseitig bemüht, den Klassenhaß zu schärfen, und sie haben dadurch wenig segensreich für die „Armen und Heimathlosen" gewirkt." Denn zeigt sich in ihren Stücken etwa ein Ausgleich in den Mißtönen des Lebens oder kann bei den meisten von ihnen von einer poetischen Gerechtigkeit gesprochen werden? Nein! sie hinterlassen beim Zuschauer kein Gefühl der Befriedigung, und wer sie einmal gesehen und gehört hat, trägt wohl kein Verlangen danach, sie zum zweiten Male zu genießen.

Noch manches andere könnte man hier tadeln, so den zerhackten, skizzenhaften Stil, die oft saloppe Sprache mit den vielen Mätzchen und die unverfälschte Wiedergabe des Straßenjargons.

Es fällt dieses alles besonders da unangenehm auf, wo dem

Digitized by Google

Autor ein entschiedenes Talent zu charakterisiren und den Dialog lebhaft zu gestalten gern zuerkannt wird.

Worin hat nun die perverse Richtung in der Kunst unserer Tage ihren Grund? Wir haben es in ihr mit einer bestimmten Form jener geistigen Epidemie zu thun, welche in den letzten Jahrzehnten des dahinscheidenden Jahrhunderts unsere Gesellschaft verseuchte. Es ist leicht erklärlich und beinahe verzeihlich, wenn den Dutzendmenschen in dem harten Kampfe um das Dasein Kopf und Herz verschoben werden. Entweder legen sie resignirt die Hände in den Schoß und wenden sich träumerisch einem Trugbilde zu oder lassen sich von dem materiellen Leben mit seinen Sorgen, Kämpfen und Mühen derartig in Anspruch nehmen, daß sie vom Idealismus, der zwar dem Leben die Weihe geben soll, aber mit dem gewöhnlichen Menschengetriebe nichts zu thun hat, abgezogen werden.

So hat schon die heutige Gesellschaft mit ihren offenbaren Mißständen den Materialismus groß gemacht. Und dieser wiederum brachte den Pessimismus hervor mit seiner totalen Umwerthung aller geistigen Größen. Hören wir, um dies zu verstehen, für einige Augenblicke dem Philosophen Friedrich Nietzsche zu! Die Bestie im Menschen ist das wahrhaft Gute in ihm." — „Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der That zu Gunsten ihres Thäters zu verwenden." — „Der Verbrecher ist häufig genug seiner That nicht gewachsen, er verkleinert und verleumdet sie." — „Das Gewissen ist ein Produkt äußeren Zwangs und daher etwas Krankhaftes und Widernatürliches; es ist die Folge einer gewaltsamen Abtrennung von der thierischen Vergangenheit, eine Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, auf denen bis dahin seine Kraft, Lust und Furchtbarkeit beruhte." — „Recht, Gesetz und Ordnung im Staate sind, wie dieser selbst, etwas Aufgezwungenes." — „Der Staat selbst ist durch ein Rudel prachtvoller, nach Beute und Sieg lüsterner blonder Bestien entstanden, welche in der Unschuld des Raubthiergewissens andere unterjocht haben. Und um sich schadlos zu halten und sich an jenen zu rächen, logen sich die Unterjochten das asketische Ideal des Guten, Wahren und Schönen vor, und da sie nicht mehr gegen andere grausam sein konnten, waren sie es nun gegen sich selbst." — „Diese Selbstverlogenheit der

Digitized by Google

Schwachen pflanzte sich dann allmählich auch auf die Starken fort; es siegte die Sclavenmoral, die Humanität über die Herren-, Verbrecher- oder Bestienmoral. Dieser Sieg ist durch die Juden begonnen, durch Christus vollendet worden." — „Nur dann ist der Mensch frei, wenn es keine Grenzen mehr für seine Willkür giebt, wenn er die höchste Macht über ein anderes Wesen hat, es zu zertreten, zu vernichten, grausam zu quälen, es stück-, zollweise sterben zu lassen."

„Man stelle sich nun vor," schreibt Prof. Kirchner in seinem „Gründeutschland", Wien und Leipzig 1893, „welcher Jubel von allen Materialisten strenger Observanz, von allen Geistesproletariern und „freien Geistern" angestimmt werden mußte, als ihre innerste Meinung von einem Philosophie-Professor als die Wahrheit und Sittlichkeit nachgewiesen wurde. — Und in der Kunst? Nicht mehr, wie Kant sagt, ist das schön, was allgemein und ohne Interesse gefällt, sondern nur, was „ein Versprechen auf Glück" enthält, was also mit der persönlich beschränkten Individualität irgendwie in Bezug steht. Nichts ist schön, was nicht Befriedigung der Selbstsucht verspricht, wohl aber, was bisher niedrig, gemein und pöbelhaft hieß."

Nietzsche's „Genealogie der Moral" und die sich hieraus ableitende Ästhetik ist heller Wahnsinn, eingekleidet in das Gewand der Wissenschaft. Einer Widerlegung Wort für Wort bedarf es hier nicht; ist doch die Art der Entwicklung des menschlichen Seelenlebens, darwinistisch gesprochen, sowohl ontogenetisch wie phylogenetisch, Widerlegung genug. —

Dann ist der Materialismus in der Kunst noch dadurch gefördert worden, daß man die naturwissenschaftliche Methode der Neuzeit, die zu so großen Ergebnissen geführt hat, auch in der Kunst anwenden wollte. Wilhelm Bölsche, der Ästhetiker des jüngsten Deutschlands, behauptet in seinen „naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" geradezu, daß jede poetische Schöpfung, die sich bemühe, die Linien des Natürlichen und Möglichen nicht zu überschreiten und die Dinge logisch sich entwickeln zu lassen, vom Standpunkte der Wissenschaft betrachtet, nichts mehr und nichts minder als ein einfaches, in der Phantasie durchgeführtes Experiment sei. Wie thöricht diese Behauptung und die sich daraus ergebene Forderung ist, naturwissenschaftlich experimentell auf dem Gebiete der Kunst vor-

Digitized by Google

zugehen, hat Prof. Kirchner a. a. O. dargethan. „Es ist nichts als eine naturwissenschaftliche Phrase, der Sucht entsprungen, hinter unserem exacten Zeitalter nicht zurückzubleiben."

Auch sonst wird die moderne Kunst von der naturwissenschaftlichen Phrase beherrscht; man schwärmt für „Vererbung", „mechanischen Determinismus" und „Descendenztheorien" und vergißt, daß die Grundanschauungen, die den biologischen Wissenschaften zu den glänzendsten Fortschritten verhalfen, auf dem so ganz anders gearteten Gebiete der Kunst nicht am Platze sind. Und was man sich von vornherein hätte sagen können, ist auch eingetreten: statt eines Fortschrittes war trotz Ibsen und Zola ein Rückschritt zu verzeichnen.

Jene Gesetze, die die Ergebnisse überaus mühevoller, langjähriger naturwissenschaftlicher Studien sind, waren für unsere Modernen willkommene reife Früchte, die sie so en passant auf der Landstraße von den Bäumen herunter schütteln konnten, um sie dann in der ihnen beliebten Art der Zubereitung ihren Lesern aufzutischen. Was der Naturforscher — nicht der Naturphilosoph — mit diesen so in Aufnahme gekommenen Ausdrücken eigentlich bezeichnet, das macht unseren Phrasenhelden wenig Sorge. Sie freuen sich kindlich, wenn sie ihren in ein poetisches Gewand gekleideten Sophismen einen wissenschaftlichen Anstrich geben können. Und so errichten sie ein Gebäude auf einem Grund und Boden, der ihnen garnicht gehört, und bauen mit einem Materiale, das zwar nach etwas aussieht, aber sich bei näherer Betrachtung als klägliche, nicht wetterfeste Imitation erreicht. Das wäre nun alles weniger schlimm, wenn es keine Consequenzen nach sich zöge; die Lehre von der „Vererbung" und der mechanische Determinismus führt einen schwachen Kopf leicht zu der Annahme, daß der Mensch keinen freien Willen habe, sondern erbarmungslosen, eisernen Gesetzen unterworfen sei und daß es somit auch keine Verbrecher mehr, sondern nur Märtyrer der Gesellschaft gebe. Wir kennen ja diese Phrasen. — —

Aber wie alle Bewegungen, die so schroff und negirend auftreten — man denke nur an den die krasseste Form des Materialismus, der die Materie als die Grundursache aller, auch der geistigen Vorgänge ansieht — hat der moderne Naturalismus in der Kunst auch sein Gutes gehabt. Denn er bewirkte, daß sich auch

Digitized by Google

die Idealisten unter den Poeten noch weniger als früher in rein metaphysische Tüfteleien einließen und noch aufmerksamer, als es vielleicht vordem geschehen war, die Natur betrachteten, freilich nicht nur mit dem Auge des Forschers, sondern zugleich mit dem des Dichters und Sehers, der etwas von dem zu erkennen glaubt, was hinter den Erscheinungen liegt.

Sonst aber stürzen unsere Modernen wie junge Füllen dahin, alles in Staub und Moder hüllend und alle Schranken, die Sitte und Gesetz aufgerichtet haben, niederreißend. Schiller und Goethe und die andern, welche bis dahin mustergültig für uns waren, lassen sie weit hinter sich; aber die Erde ist rund, sie werden wieder zu Schiller und Goethe zurückkehren. Und viele von den Modernen, die es zuerst recht bunt mitgetrieben haben, kamen auch schon zur Besinnung, und den anderen ruft sogar einer ihrer Getreuen, E. von Wolzogen, das mahnende Wort entgegen:

Wer die Ahnen wirft unters alte Eisen,
Soll eigene Zeugungskraft erst beweisen.

Dann läutet uns selbst die „versunkene Glocke" Hoffnung zu, wenn wir uns bei dem Anblick des Hexensabbats „Gründeutschlands" sorgend fragen, was daraus werden soll:

Die Zeit geht ihren Gang —
Und Mensch bleibt Mensch:
Der Taumel währt nicht lang. —

Unser Jahrhundert geht zur Rüste; es war mehr ein Jahrhundert der Wissenschaft als der Kunst: denn jene ist in ihm an Fortschritten und Erfolgen besonders reich gesegnet gewesen. Aber auch die Kunst lachte ihm verheißungsvoll bei seinem Beginn, und manch duftige Blume und manch herrliche Frucht kamen, während unser Säculum dahinfloß, zur Entwicklung und Reife. Jedoch die letzten Jahrzehnte bedeuten eine Periode der Décadence oder, correcter gesprochen, der Revolution in der Kunst. Wir haben die Gründe hierfür kennen gelernt; sie liegen in dem immer mehr um sich greifenden, allerdings oft affectirten, lebenssatten Pessimismus unserer Tage und in der Manie, die Arbeitsmethode der naturwissenschaftlichen Forschung auf andere Gebiete zu übertragen.

Gegenüber den tiefbedauerlichen Ausschreitungen und Verirrungen unserer Modernen, die aus dem Tempel der Kunst eine Circusarena

Digitized by Google

gemacht haben, muß es einem jeden, der sich in unserer schweren Zeit noch Herz und Sinn für die idealsten Güter des Lebens gerettet und gewahrt hat, eine hohe Freude sein, Menschen zu begegnen, die mit dem Weihekuß der Muse die Bestimmung empfingen, sich freudig schaffend in den Dienst des Idealismus zu stellen und so dem Menschenleben festen Halt und erhabene Richtung zu geben.

Und zu jenen bevorzugten Naturen, die mit sonnenhellem Auge in der Kunst etwas Göttliches sehen und mit geweihter Hand das Ewige in Stimmungseinklang mit dem Sterblichen bringen, gehört auch derjenige, mit dessen poetischen Schaffen wir es in diesem Buche hauptsächlich zu thun haben und dessen Lebensgeschichte wir nunmehr in den wichtigsten Abschnitten folgen lassen wollen: Johann Meyer, der schleswig-holsteinische Dichter.

Digitized by Google

Aus Johann Meyer's Leben.

Das Bild, welches dieser Festschrift vorangestellt wurde, ist die wohlgelungene Photographie desjenigen, dem ich dieses Buch in Hochachtung und Verehrung widme. Es ist von altersher ein schöner Brauch, lieben Menschen ein besonderes Interesse zu bekunden und ihnen ein Zeichen der Freundschaft zu reichen, wenn sie angelangt sind an einem Marksteine des Lebens, der ganz darnach angethan ist, ernste Gedanken in ihnen zu erwecken und sie mit einem Dank an die Vorsehung zurückblicken zu lassen auf eine weite Spanne Zeit, wie sie nur wenigen unter uns Menschen zu leben vergönnt ist. „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind's achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen." Diese Worte sind Johann Meyer sicherlich aus dem Herzen gesprochen; denn auch sein Leben hatte bis dahin der Mühe und der Arbeit ein vollgestrichenes Maß. Aber „köstlich" ist es auch gewesen, gleichviel, in welchem Sinne der Psalmist das Wort will verstanden haben, ob mit einem Anflnge von pessimistischer Bitterkeit, oder in der vollen Überzeugung von dem unschätzbaren Werthe dessen, was auch heute noch als die Würze des Lebens gepriesen wird, der Arbeit mit all der in ihr liegenden Fülle von Genügsamkeit und Zufriedenheit, von Glück und Segen.

Johann Hinrich Otto Meyer wurde am 5. Januar 1829 in Wilster, einer kleinen an der Wilsterau und auf Marschboden belegenen holsteinischen Stadt, geboren. Sein Vater, Otto

Digitized by Google

Meyer, — geboren in Wilster am 12. Mai 1803 und gestorben in Schleswig am 4. November 1864 — befand sich damals schon in Schafstedt, einem von Wilster etwa drei Meilen entfernten Geestdorfe in Süderdithmarschen, und leitete hier den Betrieb einer ihm von seinem Vater gekauften, mit einer Branntweinbrennerei verbundenen Landstelle.

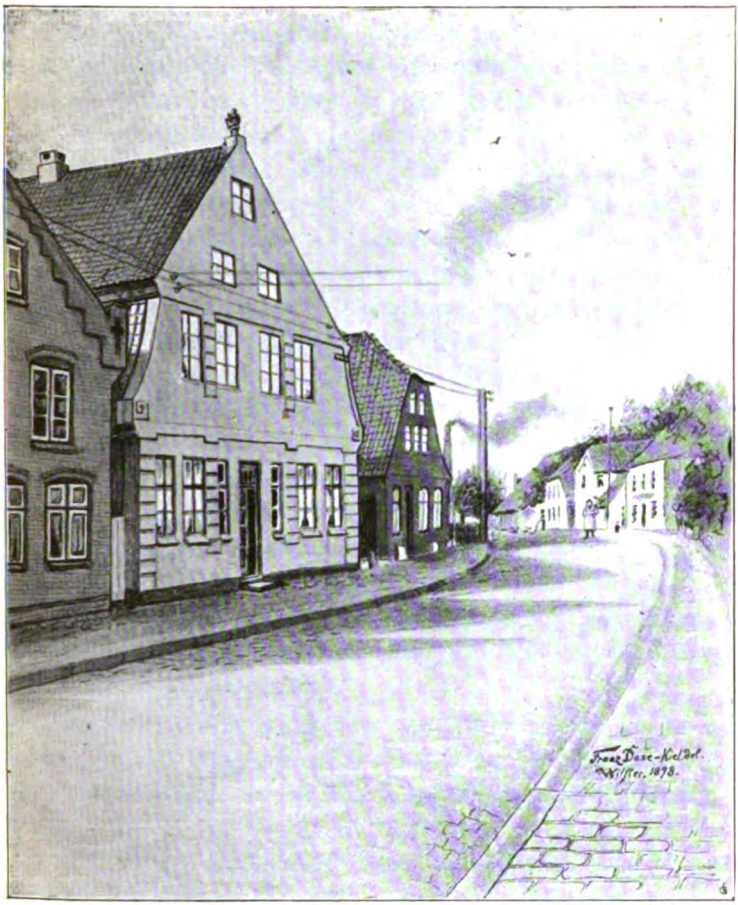
Bald nach der Geburt des Sohnes verließ auch die Mutter mit diesem das Städtchen, ihrem Gatten nachfolgend in das neu erworbene Heim auf dem Lande. So wurde also unser Dichter, wenn auch nicht in Dithmarschen geboren, doch im frühesten Knabenalter im Lande der Marsen heimisch.

Der Großvater väterlicherseits, Hinrich Meyer, geboren am 4. April 1772, gestorben am 24. März 1836, war ein wohlhabender, in seiner Vaterstadt Wilster hochangesehener Bürger; denn er bekleidete das Ehrenamt eines Senators und gehörte als solcher der Magistratsverwaltung der Stadt an. Er war im Besitze einer aus mehreren größeren Schiffen bestehenden Rhederei und eines werthvollen Gewefes, das mit dem Betriebe eines ausgedehnten Kornhandels, einer Kartoffelbranntweinbrennerei und Braunbierbrauerei, deren Produkte sehr beliebt waren und großen Absatz fanden, verbunden war. Aber den größten Theil seines Vermögens hatte sich der Herr Senator in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johann, einem Marschhofbesitzer in Norderdithmarschen, als Lieferant für einen Theil der französischen Occupationsarmee erworben, welche damals unter Davoust in Hamburg hauste und später den Russen die Stadt überlassen mußte.

Hinrich Meyer hatte in erster Ehe mit Christine Baak, geboren am 31. Dec. 1778, gestorben am 27. Sept. 1812, acht Kinder, von denen fünf früh verstarben. Die Nachlebenden waren außer dem Vater unseres Dichters ein Sohn, Heinrich, der Pharmacie studirte und später Inhaber der Apotheke in Wilster wurde, und eine Tochter, Margaretha, die mit dem Senator Thies Lübbe verheirathet war, einem gleichfalls hoch angesehenen und wohlhabenden Bürger Wilsters.

Der Vater des Hinrich Meyer, also der Urgroßvater unseres Dichters, der sich seiner noch wohl erinnert, war Johann Hinrich Meyer, ein vermuthlich aus Holland eingewanderter Schiffer, der anfänglich als Besitzer eines oder vielleicht mehrerer Kähne von

Digitized by Google



Wohnhaus des Senators Hinrich Meyer in Wilster.
Johann Meyer's Geburtshaus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wilster hinauf bis nach Hamburg das Schiffergewerbe auf der nahen Elbe betrieb und später als Rentner in Wilster lebte.

So stammt die Familie unseres Dichters väterlicherseits vielleicht aus Holland, während seine Abkunft mütterlicherseits auf Dänemark hinweist. Die Mutter, Christine Dorothea Lagesen, geboren am 28. November 1801, gestorben in Schleswig am 3. Februar 1884, war die Tochter des Organisten und Lehrers Hans Konrad Lagesen in Bröns, einer freilich noch im Herzogthume Schleswig belegenen, aber früher zum Amte Ripen in Jütland gehörigen dänischen Enklave. Der Vater des Konrad Lagesen hatte vor ihm an demselben Orte die gleiche Stellung inne. Die Frau des Großvaters unseres Dichters mütterlicherseits war eine geborene Coch, sie gehörte einer dänischen Officiersfamilie an. Ihre Schwester war mit einem vielleicht aus einer französischen Emigrantenfamilie stammenden Königlichen Beamten, einem Landschreiber, verheirathet, dem Justizrathe Arbo in Wilster. In dessen Hause hielt sich die Mutter unseres Dichters als Gesellschafterin der Tante und auch wohl als deren Stütze in der Führung des Hausstandes zeitweilig auf; und hier lernte sie — vor 75 oder 76 Jahren — den Sohn des Senators kennen, als er eben von einer Reise um die Erde, die er auf einem Kauffahrteischiffe seines Vaters mitmachen durfte, zurückgekehrt war. Bald darauf fand die Verlobung statt. Daß der begüterte Vater in Wilster dem Ehepaare zu einem schönen und begüterten Heim auf dem Lande verholfen hat, ist bereits gesagt worden.

Es verlebte also der Dichter die ersten Lebensjahre in dem schönen, idyllisch gelegenen Dorfe Schafstedt, und seine ersten Spielkameraden holte er sich aus der urwüchsigen Dorfjugend.

Als er das schulpflichtige Alter erreicht hatte, besuchte er mit seiner ein Jahr älteren Schwester Christine die gemischte Schule seines Wohnortes; dieser stand der bei den Bauern sehr angesehene Lehrer Gudenrath vor, ein liebenswürdiger, tüchtig gebildeter Mann, der auch bald mit den Eltern der beiden Kinder in freundschaftliche Beziehungen trat und längere Zeit hindurch, bis zum 10. Lebensjahre des Knaben, auf dessen Herzens- und Geistesbildung von wesentlichem Einflusse war. Der dankbare Schüler hat ihm in seinem „En lütt Waisenkind" ein ehrendes Erinnern gesichert.

Digitized by Google

Aber die nachhaltigsten Eindrücke hat unser Freund in seiner Kindheit von der Mutter empfangen. Er spricht nie ohne große Rührung von ihr und selten, ohne auf die sittliche Macht ihrer Persönlichkeit hinzuweisen. Für jeden, der ihrer bedurfte, hatte sie ein freundliches Wort und für denjenigen, der, ins Unglück gerathen, sie um Hülfe anflehte, nicht nur Tröstung und Mitleid, sondern auch thatkräftige Unterstützung. Nächstenliebe und Wohlthätigkeitssinn waren stark hervorstechende Züge ihres Charakters. Und so brachte sie besonders ihren Kindern eine große Liebe entgegen; unermüdlich sorgte sie für deren Wohl, und deren körperliche und geistige Entwicklung blieb ihre stete Sorge. Scharf ausgeprägt war auch ihr Rechtlichkeitsgefühl; sie trat jeglichem Unrecht mit scharfem Tadel und, wenn es in ihrer Macht stand, durch die That entgegen. Selbst ausgestattet mit einer großen Arbeitskraft und Arbeitsfreude, hielt sie streng darauf, daß ein jeder, der in ihrem Hauswesen und in dem Betriebe ihres Mannes thätig war, seine Schuldigkeit that. So war sie in ihrem ganzen Wirken und Schaffen das Bild einer wackeren Mutter und Hausfrau. Aber dabei war sie nicht hausbacken; es war ihr vielmehr eine nicht geringe Begeisterung für alles eigen, was zur Kunst gehört, namentlich zur Dichtkunst und Musik. In der Poesie bevorzugte sie das Drama und in der Musik das Volkslied und die Oper. Mit ihrer wohlklingenden Sopranstimme sang sie nach dem Gedächtnisse alle bekannten Volkslieder und Melodien der gangbarsten Oper, wie Fra Diavolo, die weiße Dame, Troubadour, die Stumme von Portici und der Freischütz. — Wer Johann Meyer kennt, wird bei ihm all diese Züge im Charakter und Wesen der Mutter wiederfinden. So bestätigt es sich hier, wie so oft, daß es namentlich die Mutter ist, welche die bildsame Seele des Kindes gestaltet und daß sich ihr Herz und Gemüth bei dem erwachsenen Sohne zum zweiten Male zeigt, nur noch schärfer ausgeprägt und abgeklärter.

Aber auch der Vater war ein vortrefflicher Mann, dem alle Tugenden eines guten Menschen nachgerühmt werden können. Er arbeitete, sorgte und lebte unter Darbringung vieler Opfer in unerläßlicher Liebe und Treue für die Seinen. Ein gerader offener Sinn, starkes Rechtlichkeitsgefühl, Güte und Nächstenliebe kennzeichneten ihn. Dann war er sehr genügsam und bescheiden in seinen Ansprüchen; so genoß er geistige Getränke fast nie. In die Kirche

Digitized by Google

kam er selten, während seine Frau sie gern und oft besuchte. Er that es nur bei ganz besonderen Anlässen, wenn er eben nicht anders konnte; und doch war er in seiner Weise sehr religiös, jedenfalls ein Mann von strengster Sittlichkeit. Er verehrte seinen Gott in der Natur, in der er sich, selbst im kältesten Winter, gern erging. Unseren Dichter, den ältesten seiner Söhne, hatte er mit großer Liebe in sein Herz eingeschlossen, aber darum nicht weniger auch die übrigen neun Kinder.

Schon früh hat die immer jugendlich schöne Natur auch das offene Herz unseres Dichters lebhaft beschäftigt — ein günstiges Omen für sein späteres poetisches Schaffen! —, und je älter er wurde, desto größer ward die Innerlichkeit, mit der er sich in ihre Reize vertiefte. Wenn ihn nicht die Schule und andere Pflichten in Anspruch nahmen, dann trieb er sich mit seinen Gespielen in dem großen Dorfe umher, das mit den Scheunen und Ställen seiner Gehöfte, mit seinen Straßen und freien Plätzen, seinen Blumen und Obstgärten den Augen der Kinder des Interessanten genug darbot. Oder man unternahm Excursionen in die liebliche Umgebung des Ortes, auf die Äcker und Wiesen, in den Wald, auf das Moor und die Heide. In den hohen „Knicks", welche mit Sträuchern aller Art die Koppeln und Viehtriften umhegten, suchte man nach Haselnüssen, in den Hölzungen nach dem Geisblatt und dem gefleckten Bienensaug, den „Süßblumen", auf der Heide und im Walde nach Erd-, Preißel- und Heidelbeeren.

Ja, der Wald mit seinen hoch ragenden Stämmen und dichten Laubkronen mit seinem geheimnißvollen Rauschen, mit seinem weichen Grasteppich, in dem Blumen der verschiedensten Farben, wie Anemonen, Mieren, Veilchen, Primeln und Knabenkraut, eingewirkt waren, der Wald mit seinem Wiederhall vielfältiger Vogelstimmen, des Geschreies der über ihm kreisenden Habichte, des Gekrächzes der bunten Häher, des Rufes der Kuckucke und des Geflötes der kleinen Sänger — was war nicht der Wald den Kindern! Und dann die grüne Wiese im reichen Blüthenschmucke und das Kornfeld, unter dessen wogenden Ähren der Mohn, die Cyane und Rade wuchsen, und die idyllisch gelegene Wassermühle mit ihrem Teich voll schwimmender Nymphaeen, hohen Schilfes und grüner Binsen, worin der geschwätzige Rohrspatz seine Monologe hielt, und der Bach mit seinem Erlen- und Weidengestrüpp —,

Digitized by Google

konnte es für die Jugend etwas Schöneres geben! Was fesselte da nicht alles die Aufmerksamkeit der kleinen Forscher! Im Sumpfe der Kibitz und Storch, am Wasser die Wildente, im Gebüsch das Rothkehlchen und die Goldammer, in der Hecke die Nachtigall, auf dem Felde die Lerche und unterm Dache die Schwalbe! Dies und noch vieles mehr nahm das Gemüth der Kinder gefangen und verblieb ihnen in freundlicher Erinnerung, auch dann noch, als sie längst keine Kinder mehr waren.

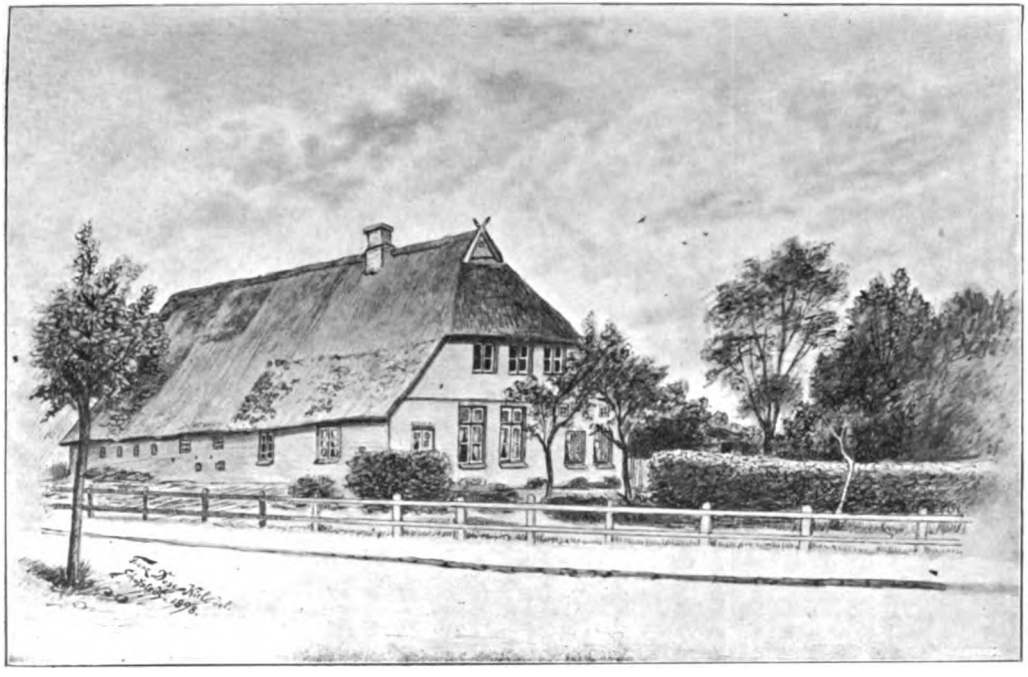
Auch ein gut Theil der Meyer'schen Poesien steht mit solchen und ähnlichen Eindrücken aus der Knabenzeit in inniger Beziehung, so besonders die nach Art der alemannischen Gedichte Hebels verfaßten Lieder, einige Märchen und Sinnsprüche, aber auch viele andere Perlen seiner hochdeutschen und plattdeutschen Dichtungen.

Als der Knabe 10 Jahre geworden, mußte er das Paradies seiner Kindheit verlassen; der Großvater in Wilster war gestorben und der Vater hatte das Gewese in Schafstedt verkauft, um mit seiner Familie, die mittlerweile auch um einige Köpfe angewachsen war, aus dem Gebiete des damaligen Herzogthums Holstein in das Herzogthum Schleswig zu verziehen. Hier hatte er die an einer Nebenaue der Treene belegene Wassermühle zu Sollerup in dem zum Amte Flensburg gehörigen Kirchspiele Klein-Jörl käuflich erworben. Auch hier besuchte Johann Meyer, und nunmehr in Gemeinschaft mit mehreren seiner schulpflichtigen Geschwister, die von der Mühle etwa eine halbe Stunde Weges entfernte gemischte Dorfschule, die mit der Kirche, dem Pastorate und einem Wirthshause ebenso einsam wie die Mühle an jener Nebenaue der Treene lag.

Bald hatte sich der Knabe den neuen Verhältnissen so gut angepaßt, daß das anfänglich in ihm genährte Sehnen nach dem verlassenen schönen Heimathsdorfe in Süderdithmarschen durch die neuen Eindrücke immer mehr zurückgedrängt wurde. Dann gewann er auch bald die Liebe des Lehrers und Küsters in Klein-Jörl, der ihn zu seinen besten Schülern zählte und ihm auch besondere Stunden im Zeichnen und in der Aquarellmalerei gab. An dieser künstlerischen Beschäftigung hatte Johann Meyer seine besondere Freude, und er brachte es darin auch in der Folgezeit zu einer anerkennungswerthen Fertigkeit.

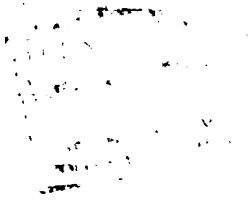
Der [illegible] Künstler benutzte anfangs einen Tuschkasten geringst[illegible]ife von etlichen Schillingen und zeichnete

Digitized by Google



Johann Meyer's Elternhaus in Schafstedt.

Digitized by Google



Digitized by Google

und malte nach Vorschriften, die sein Lehrer auf dem Seminar noch ausgearbeitet hatte. Der Knabe war für die Malerei so eingenommen, daß er sich oft tagelang damit beschäftigte und damals den festen Vorsatz hatte, ein berühmter Maler zu werden. Das ist er nun nicht geworden; aber das Interesse für die Malerei ist Johann Meyer geblieben: das bezeugen die vielen Gemälde, womit er sein Haus geschmückt hat, und dafür spricht der Umstand, daß zu seinen größten Genüssen auch heute noch der Besuch einer Gemäldeausstellung gehört, vorausgesetzt, daß sich darin die modernen Anarchisten der Farbe, auf die er sehr schlecht zu sprechen ist, nicht allzu breit machen.

Ein kleines von ihm gemaltes Aquarellbild aus jener Zeit des Schulbesuchs in Klein-Jörl, eine Fernansicht der Solleruper Mühle, sowie ein anderes, das er als Secundaner angefertigt hat und das eine Fernansicht Meldorfs giebt, mögen als Beweisstücke für Johann Meyers zeichnerisches Talent und frühes künstlerisches Verständniß in unserem Buche zur Wiedergabe kommen. – –

Schon in jener Zeit erwachte in dem Knaben das Interesse für die dramatische Kunst. Der Vater hatte einmal ein Fuder Korn zum Verbrauch für die Mühle aus Flensburg zu holen und den Sohn, wie es auch sonst wohl geschah, zu dessen großer Freude mitgenommen. Da erst am anderen Tage die Heimreise angetreten werden konnte, beschloß man ins Theater zu gehen. Hier wurde von der Hubert'schen Gesellschaft das Drama „Elfriede, oder das Verbrechen aus Liebe" gegeben; es machte nun das Gehörte und Gesehene einen so mächtigen Eindruck auf den Knaben, daß ihm noch lange Zeit nachher Herz und Gemüth voll davon blieben. Fortan waren ihm Schauspieler die interessantesten Menschen; und wie ein Heiligthum verwahrte er den Theaterzettel und legte sich, als er später die Schule in Schleswig besuchte, sogar eine Sammlung von Theaterzetteln an. Selbstverständlich gehörte auch hier ein Besuch des Theaters, den sich je nach dem Bestande seiner Kasse der Schüler wohl dann und wann einmal erlaubte, zu seinen höchsten Genüssen.

Zu Hause ging er in der klappernden Mühle aus und ein und beschäftigte sich in den freien Stunden mit allen möglichen ihn interessirenden Dingen; er fischte, fuhr im Boote auf dem Mühlenteich, ging mit seinem Vater auf die Jagd, schweifte im Felde umher, besuchte Heide und Moor und bezeigte auch schon ein lebhaftes

Digitized by Google

Interesse für den Betrieb der Mühle und die Landwirthschaft des väterlichen Gewerbes. Bald bei den Gesellen und Lehrlingen in der Mühle, bald bei den Knechten und Mägden auf dem Felde, legte er hier wie dort Hand mit ans Werk.

Und auch schon um diese Zeit, wenn nicht vielleicht sogar noch etwas früher, erwachte in dem Knaben der Trieb zur poetischen Gestaltung seiner Gedanken und Gefühle. Er begann zu dichten; sein erstes Gedicht, war ein Erntelied, zwar noch ein dürftiges Poem, wie es ja auch nicht anders sein konnte, da der Verfasser erst 11 oder 12 Jahre zählte; aber es zeigte doch schon recht deutlich, welche poetische Anlage in dem kleinen Burschen steckte. Darum wollen wir es an dieser Stelle mittheilen und ihm ein anderes von demselben Inhalte, das fünf oder sechs Jahre später entstand, folgen lassen, damit sich der Leser, wenn er beide mit einander vergleicht, ein Urtheil über die Entwicklung unseres Dichters bilden kann. Zuvor sei noch erwähnt, daß sich jenem ersten Gedichte eine ziemlich große Zahl anderer bald anschloß und daß eines darunter — ein Weihnachtslied aus dem Jahre 1844 — das erste gewesen ist, das vom Dichter, wenn auch ohne Namennennung, veröffentlicht wurde. Erst der Abdruck des zweiten der beiden Erntelieder im Jahre 1846 in einer Augustnummer des damaligen „Itzehoer Wochenblattes" brachte zum ersten Male die Unterschrift des Verfassers.

1. Erntelied.

Auf, Leute, auf zur Ernte.
Es dränget schon die Zeit!
Drum strebet auch mit Ernste,
Die Schnitter sind bereit.

Am Morgen müßt ihr frühe
Ins gelbe Feld hinein
Und dann mit Fleiß und Mühe
Das Korn itzt bringen heim.

Und habt ihr's, dank dem Fleiße,
Dann in der Scheune hier,
So giebt es nach dem Schweiße
Ein schönes Erntebier!

Das ist zu Gottes Lobe,
Des Höchsten, der uns liebt,
Gemacht; drum lobet, lobet
Gott, der die Ernte giebt!

Digitized by Google

2. Erntelied.

Blasser glänzt das Grün der Saaten,
Gold'ne Frucht die Ähre beugt;
Halm und Korn sind wohl gerathen,
Und was wir vom Herrn erbaten,
Hat er gnädig dargereicht!
Zephyr fliegt zum letzten Male
Übers gold'ne Meer entlang,
Küßt die Ähren trüb und bang;
Denn auf Höhen und im Thale
Tönt der Schnitter Jubelsang.

Seht im Schweiß die Leute ringen!
Fleiß zur Freude sich gesellt, —
Wie sie hoch die Sensen schwingen,
Ihre frohen Lieder singen,
Wenn der letzte Schwaden fällt!
Wie des Mähers Dirne heiter,
Wenn er seine Sense wetzt,
Ihn durch manches Lied ergötzt,
Und der Hocker immer weiter
Seine bunten Reihen setzt!

Zählend schon der Landmann schreitet
Durch die Garbenfelder hin, --
Und wie sich die Aussicht weitet,
Liegt nur Segen ausgebreitet,
Vielfach doppelter Gewinn!
Schwerbepackt die großen Wagen,
Schleppt er seine Schätze heim,
Wie die Bien' den Honigseim, --
„Bald", hört man die Knechte sagen
„Ist der letzte Rest hinein!"

Ja, dort eilt der letzte Wagen,
Ladet ein zu Spiel und Tanz!
Freude, Freude! fort mit Klagen!
Seht, die gold'nen Garben tragen
Schon den grünen Erntekranz!
Frische Kränze von Cyanen
Fehlen Hut und Sense nicht; —
Doch bevor zum Tanz ihr fliegt,
Laß euch Gottes Güte mahnen
Zur Vollführung eurer Pflicht!

Digitized by Google

Dankt dem lieben Herrn vor allen,
Der uns wieder Brot gereicht!
Laßt ein Jubellied erschallen
In des Himmels ferne Hallen,
Segnend hat sich Gott gezeigt!
Ihn den Großen woll'n wir loben,
Er hieß uns die Saat zu streu'n,
Er gab Segen und Gedeih'n;
Richtet euren Blick nach oben,
Um ein Danklied ihm zu weih'n!

Prüft man die beiden „Erntelieder" auf ihren poetischen Werth, so findet man unschwer den großen Fortschritt heraus, den der Dichter in der verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit, die zwischen ihrer Abfassung liegt, in der Behandlung der Sprache und der Form gemacht hat. Freilich hatte ihr Verfasser inzwischen auch zwei bessere Schulen, als es die Dorfschulen waren, besucht.

Es hatten nämlich die Eltern beschlossen, dem Knaben einen seiner Veranlagung und seinem Streben mehr entsprechenden Unterricht zu Theil werden zu lassen; und so kam er nach Lunden, wiederum in das Land der Dithmarschen, in das Haus einer entfernt verwandten Familie. Hier besuchte er eine von einem Candidaten der Theologie gegründete und geleitete Privatschule. Wie sehr er sich's hatte angelegen sein lassen, den an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen, kann man aus seinen Schulzeugnissen ersehen. Das erste wurde ihm am 9. Juli 1842 ausgestellt und lautet: „Mit rühmlicher Lernbegierde und einem lobenswerthen stillen Betragen hat er seinen Schulbesuch begonnen. Er war aufmerksam während des Unterrichts und fleißig in seinen Arbeiten." Ebenso günstig sagt das letzte Zeugnis über ihn aus; es ist vom 24. Juni 1843 datirt. Johann Meyer stand also bei Beginn seines Schulbesuches in Lunden in einem Alter von 13 Jahren, und schon nach einem Jahre hat er aus Gründen, die wir weiter unten angeben werden, Lunden verlassen. Übrigens hat er hier auch den ersten Unterricht im Lateinischen erhalten. Während seines Schulbesuches in Lunden schloß sich der Sollerupper Müllerssohn besonders an einen seiner Mitschüler, Emil Geisler, an. Dieser, der auch eine nicht geringe poetische Veranlagung zeigte und von dem in späteren Jahren auch manche recht ansprechende Dichtung veröffentlicht wurde, war der Sohn eines Landwirthes in Lunden. Er ist insofern ein

Digitized by Google

Verwandter des Verfassers dieser Festschrift, als er ein Bruder von dessen Schwiegervater, dem früher in Kiel wirkenden und jetzt als Emeritus in Hamburg lebenden Hauptlehrer Karl Gerhard Geisler, ist. Emil Geisler wollte anfänglich studiren und dann ein Seminar besuchen, um Lehrer zu werden; er zog aber beim Ausbruch der schleswig-holsteinischen Erhebung als Freiwilliger mit in den Krieg gegen Dänemark, den er — bald zum Unterofficier avancirt — von Anfang bis zu Ende glücklich mit durchmachte. Nach dessen Beendigung fühlte er sich unter dem neu beginnenden Dänenregimente nicht recht wohl und wanderte deshalb — wie viele seiner Kampfgenossen — nach Amerika aus. Hier lebt er auch heute noch, in Davenport (Jowa), hochangesehen bei seinen Mitbürgern und infolge seiner unermüdlichen Thätigkeit in sehr glücklichen Verhältnissen. Beide Freunde sind sich alle Zeit hindurch, von damals bis heute, in unverbrüchlicher Anhänglichkeit treu geblieben.

In Lunden verlebten sie manch glückliche Stunde; sie lasen zusammen in ihren Wohnungen oder hingestreckt ins Gras der Knickböschungen die Schöpfungen unserer Classiker und besprachen die eigenen poetischen Versuche. Nicht selten gingen sie auch nach Lehe hinaus und erfreuten sich an dem Anblick des damals noch in seiner vollen Schönheit erhaltenen „bunten Pesels", der besten Stube des weiland Achtundvierzigers Marcus Swyn. Und später, als die Entfernungen zwischen ihnen immer größer wurden und sie sich infolge dessen immer seltener, oft erst nach vielen, vielen Jahren einmal wieder sehen konnten, erzählten sie einander brieflich, was ihnen das Leben im wechselnden Geschicke gebracht hatte, und erfreuten sich durch gegenseitige Zusendung ihrer Gedichte. Nun sind sie alt geworden, d. h. nur an Jahren; denn als sie sich vor gar nicht langer Zeit in Kiel wieder einmal begrüßen durften, machte der eine dem andern Complimente über das vorzügliche Aussehen.

Aus einem Briefe meines lieben Verwandten Emil Geisler an mich mögen die nachstehenden Zeilen, die das Verhältnis der beiden Freunde betreffen, hier wiedergegeben werden: In den Jahren 1842 und 43 besuchten Johann Meyer und ich die Privatschule des Candidaten der Theologie Koch in Lunden. Der Leiter der Anstalt war ein tüchtiger Lehrer und namentlich in den alten Sprachen gut beschlagen. Johann Meyer hatte bei einem Verwandten, A. Reimers, Wohnung und Kost. Bisher war er nur in Dorfschulen

Digitized by Google

konnte es für die Jugend etwas Schöneres geben! Was fesselte da nicht alles die Aufmerksamkeit der kleinen Forscher! Im Sumpfe der Kibitz und Storch, am Wasser die Wildente, im Gebüsch das Rothkehlchen und die Goldammer, in der Hecke die Nachtigall, auf dem Felde die Lerche und unterm Dache die Schwalbe! Dies und noch vieles mehr nahm das Gemüth der Kinder gefangen und verblieb ihnen in freundlicher Erinnerung, auch dann noch, als sie längst keine Kinder mehr waren.

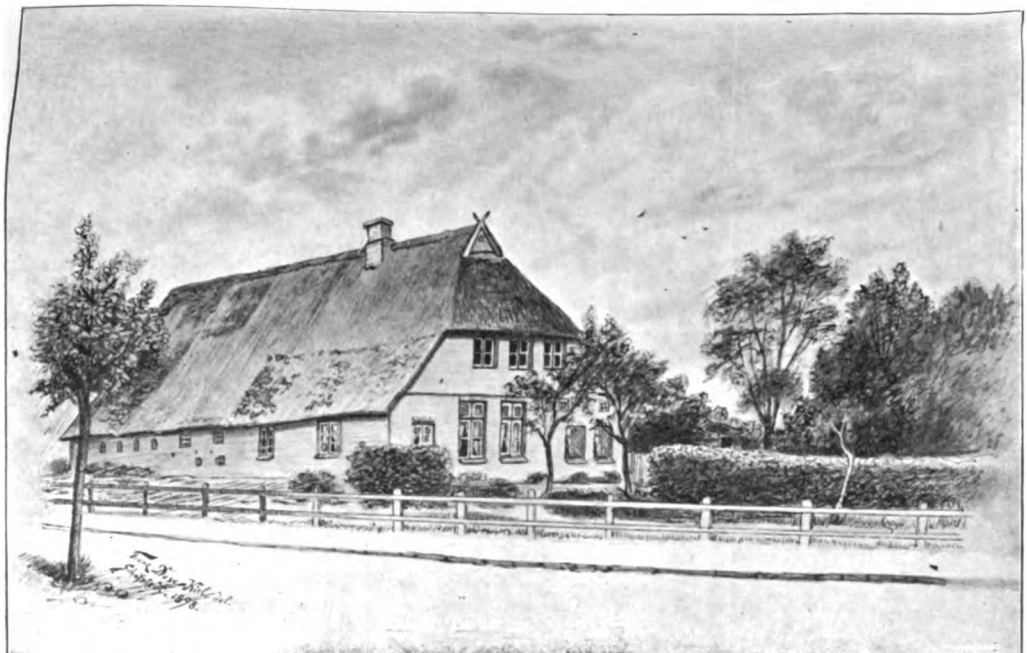
Auch ein gut Theil der Meyer'schen Poesien steht mit solchen und ähnlichen Eindrücken aus der Knabenzeit in inniger Beziehung, so besonders die nach Art der alemannischen Gedichte Hebels verfaßten Lieder, einige Märchen und Sinnsprüche, aber auch viele andere Perlen seiner hochdeutschen und plattdeutschen Dichtungen.

Als der Knabe 10 Jahre geworden, mußte er das Paradies seiner Kindheit verlassen; der Großvater in Wilster war gestorben und der Vater hatte das Gewese in Schafstedt verkauft, um mit seiner Familie, die mittlerweile auch um einige Köpfe angewachsen war, aus dem Gebiete des damaligen Herzogthums Holstein in das Herzogthum Schleswig zu verziehen. Hier hatte er die an einer Nebenaue der Treene belegene Wassermühle zu Sollerup in dem zum Amte Flensburg gehörigen Kirchspiele Klein-Jörl käuflich erworben. Auch hier besuchte Johann Meyer, und nunmehr in Gemeinschaft mit mehreren seiner schulpflichtigen Geschwister, die von der Mühle etwa eine halbe Stunde Weges entfernte gemischte Dorfschule, die mit der Kirche, dem Pastorate und einem Wirthshause ebenso einsam wie die Mühle an jener Nebenaue der Treene lag.

Bald hatte sich der Knabe den neuen Verhältnissen so gut angepaßt, daß das anfänglich in ihm genährte Sehnen nach dem verlassenen schönen Heimathsdorfe in Süderdithmarschen durch die neuen Eindrücke immer mehr zurückgedrängt wurde. Dann gewann er auch bald die Liebe des Lehrers und Küsters in Klein-Jörl, der ihn zu seinen besten Schülern zählte und ihm auch besondere Stunden im Zeichnen und in der Aquarellmalerei gab. An dieser künstlerischen Beschäftigung hatte Johann Meyer seine besondere Freude, und er brachte es darin auch in der Folgezeit zu einer anerkennungswerthen Fertigkeit.

Der angehende Künstler benutzte anfangs einen Tuschkasten geringster Sorte, im Preise von etlichen Schillingen und zeichnete

Digitized by Google



Johann Meyer's Elternhaus in Schafstedt.

Digitized by Google

unterrichtet worden. Für seine 13 Jahre war er groß und stark. Er poetisirte schon damals und war uns andern Schülern im schriftlichen Ausdrucke gewaltig über, so daß seine Aufsätze als eine Art Musterstücke des öfteren vom Lehrer vorgelesen wurden, eine Ehre, nach der wir alle strebten, deren aber außer Johann Meyer selten jemand gewürdigt wurde. Da wir beide große Freunde der Natur waren, machten wir oft mit einander einsame Spaziergänge, namentlich an den Deich, hinter dem die Wogen der Eider und weiterhin die der Nordsee rollten. Das regte die poetische Ader bei uns Knaben an, zugleich aber auch die Liebe für unsere schöne, reiche Heimath und die Anhänglichkeit an das große deutsche Vaterland; das kräftigte den Patriotismus, der meinen Freund, so lange ich ihn kenne, in hohem Grade auszeichnet und der in seinen späteren Gedichten so warm und so voll ausklingt. Ich erinnere mich eines Gespräches am Wollersumer Deiche zu einer Zeit, als soeben von den Dänen die Reichsbankkupfermünze als Wechselgeld in Schleswig-Holstein, entgegen den verbrieften Rechten, eingeführt war. Wie waren wir Knaben empört über die Frechheit unserer Gewalthaber. Es stieg schon eine Ahnung kommender Zeiten in uns auf, und so gelobten wir einander, immer treu zu unserem Vaterlande, zu unserm Schleswig-Holstein, zu halten. — Ich wurde auf Dispens schon früh confirmirt, noch keine 15 Jahre alt, und kam dann ins östliche Holstein, während Johann Meyer in seine Heimath zurückkehrte. So hörten wir lange nichts von einander. Nach etlichen Jahren conditionirte ich als Hauslehrer auf dem Hofe Pageron in Angeln. Da las ich in dem „Itzehoer Wochenblatt" mehrere hübsche Gedichte, „Der Sonntagmorgen auf dem Lande" und „Erntelied", unterzeichnet von Johann Meyer. Die ganze Art der Dichtung kam mir so bekannt vor, daß ich mir sagte: Der Dichter muß mein Johann sein! Denn, wenn es auch viele Johann Meyer gab, so konnte doch nur einer darunter solche Gedichte schreiben. Da er seinen Aufenthaltsort als Schleswig bezeichnet hatte, so trieb es mich, an den Johann Meyer in Schleswig zu schreiben. Es war eine poetische Epistel, die ich freilich noch besitze, mit der ich Dich aber verschonen will. (Schade! denn mein lieber Onkel sitzt recht fest auf dem Pegasus und wird ihn auch wohl schon damals gut geritten haben). Ich hatte die Freude, fast umgehende Antwort von meinem Johann zu bekommen. Dann setzten

Digitized by Google

wir den Briefwechsel fort, und der Freund machte mir den Vorschlag, uns gegenseitig unsere poetischen Ergüsse zur Recension zuzuschicken. Ich freute mich dessen; denn obwohl er ein schlichter Zimmerlehrling war, waren seine Gedichte doch schwungvoller und gerundeter als die meinen. Ich erkannte ihm gerne die Palme zu. — Unter anderen schrieb er mir, daß er mit seinem Schicksale unzufrieden sei, da es ihn zwang, die Axt statt der Feder zu führen. Johann Meyer dichtete damals mehrere Richtsprüche für Meistergesellen, die dieselben beim „Richten" eines Neubaus sprachen, wenn der Kranz am Giebelsparren hing. Vielleicht hat er davon noch einige, ich habe in seinen Gedichten keine gefunden. — Von seinen damaligen Gedichten habe ich noch in Erinnerung eine Ballade „Mazeppa", „Dichters Herz verzaget nicht" und „Meine Tabackspfeife." — Später ließ sich Johann Meyers Vater bewegen, ihn studiren zu lassen, und als 20jähriger ochste er eifrig Latein. Ich besuchte ihn 1849, als ich auf dem Marsche ins Feld mit meinem Bataillon in der Nähe von Sollerup einen Rasttag hatte. Bei meinem Besuche der alten Heimat im Jahre 1884 bin ich wieder bei ihm gewesen. Und merkwürdig! er erkannte, obgleich ich im Dämmerlichte auf seiner Hausflur vor ihm stand, nach mehr als 30jähriger Trennung den Jugendfreund an der Stimme. Beim Scheiden übergab ich ihm eine Goldfeder zur Erinnerung und einen Abschiedsgruß, dessen Schlußstrophe also lautete:

Un nu Adjüs, min leev Johann!
Nimm dissen lütten, spitzen Degen,
Bruk em för Din- und annertwegen:
Dar klev noch mennig Leed daran!

Er führte mich damals auch in der von ihm geleiteten Anstalt umher, und hierbei erkannte ich sein segenreiches Wirken auch auf diesem Gebiete. — — Die Werke meines lieben Freundes sind seit lange einer der mir liebsten Bestandtheile meiner Bibliothek. Als sie mir Meyer geschickt hatte, schrieb ich ihm u. a.: „Herzlichen Dank! Die Bücher sind mir doppelt werthvoll, sowohl durch Inhalt und Ausstattung als Zierde meiner Bibliothek, wie ganz besonders als Ausfluß des Geistes und Genius, des innersten Denkens und Fühlens meines liebsten Jugendfreundes, mit dem ich mich immer so nahe verwandt fühlte. — — mit Stolz zeigte ich die Bücher meiner Familie. Das prächtige Büchelchen mit den zarten, sinnigen

Digitized by Google

Sprüchen, „Kleinigkeiten", wanderte sogleich in die Hand meiner Tochter Sophie, die mir durch einen Kuß dankte, den ich hiermit dem Verfasser übersende. Soll ich wie ehedem eine Kritik Deiner Werke geben? dazu fühle ich mich jetzt nicht mehr berufen. Das haben fähigere Männer bereits vortrefflich besorgt. Doch will ich mit einem Deiner Sinnsprüche schließen:

An gutem Stoff gebricht es nie,
Mag man ihn noch so sehr vermissen!
In jedem Ding liegt Poesie,
Man muß sie nur zu finden wissen. —

Und ein solcher, der das versteht, mein Johann! bist Du geworden!" — — —

Suchen wir nun nach dieser willkommenen Abschweifung unsern Freund wieder in Lunden auf.

Leider war sein dortiger Aufenthalt nur von kurzer Dauer. In der Familie, wo er wohnte, war ein Typhus ausgebrochen, von dem mehrere Personen und zuletzt auch der Pensionär befallen wurden, und dieser in einem so hohen Grade, daß lange Zeit hindurch sein Leben in großer Gefahr schwebte. Nachdem die Krisis glücklich überstanden war, befand sich unser Freund körperlich sehr geschwächt, so daß man es für den Fortgang seiner Reconvalescenz für das beste hielt, ihn vorläufig ins Elternhaus zurückkehren zu lassen. Zudem hatte sich bei ihm gerade während der Krankheit eine große Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern rege gemacht.

So kam also Johann Meyer bei Beginn der letzten Hälfte des Jahres 1843 wieder nach der Sollerupper Mühle; hier verweilte er zur völligen Herstellung seiner Gesundheit bis zum September 1843. Dann verließ er zum zweiten Male das Elternhaus, um in Schleswig, das nur drei Meilen von dem Dorfe Sollerup liegt, eine Schule, ähnlich so eingerichtet wie jene in Lunden, zu besuchen.

Ihr Leiter, der zeitweilige Hülfsprediger an der Friedrichsberger Kirche, Pastor Dieckmann, war ein freundlicher, wohlwollender Herr, dem alle Schüler, meist Kinder angesehener Beamten, in Hochachtung und Verehrung zugethan waren. Auch hier betheiligte sich der Knabe am Unterrichte im Lateinischen und brachte es als Schüler der ersten Classe bis zum Lesen des Sallust. Der

Digitized by Google

Besuch dieser Anstalt war wiederum reich an mancherlei Anregungen und Genüssen, deren sich der Dichter auch heute noch gern und lebhaft erinnert. Die idyllisch gelegene, alte, historisch denkwürdige und sagenumwobene Stadt an dem äußersten Winkel der sich weit ins Land erstreckenden blauen Meeresbucht mit ihrer grünen Möveninsel, — das stattliche Gottorper Schloß mit seinem schattigen Park und dieser wiederum mit seinem Wasserwerk und seiner großen, aber schon damals verfallenden Herkulesstatue, — die alte ehrwürdige Domkirche mit dem berühmten Brüggemann'schen Altarbilde, — der Wald mit seinen prächtigen Bäumen, die Schleiwiesen, die vielen blumen- und blüthenreichen Gärten, das der Stadt gegenüberliegende Haddeby, dessen kleine Felsenkirche einst unter Anschar erbaut und von ihm selbst geweiht worden war und in dessen Nähe die alte Veste Oldenburg gestanden mit dem Margarethenwall, von dem noch Reste vorhanden waren: das alles bot unserm Dichter immer neue und wechselnde Eindrücke und mag, gleichwie früher sein Aufenthalt in dem idyllischen Dorfe Süderdithmarschens, für den Inhalt vieler seiner späteren Gedichte von bestimmendem Einflusse gewesen sein.

Außerdem ließ ihn noch manches andere den Aufenthalt in Schleswig in bleibender, angenehmer Erinnerung behalten, so jenes kleine Haus am Friedrichsberg mit seiner nur aus zwei älteren Personen, Bruder und Schwester, bestehenden Familie, wo er eine so freundliche Aufnahme gefunden und ein nettes, gemüthliches Stübchen inne hatte, ferner seine Betheiligung an einem von einem dänischen Wachtmeister geleiteten Tanzcursus, was für den in seinem Auftreten noch recht linkischen und ungewandten Schüler vom Lande von großem Nutzen war, und wobei er zugleich Gelegenheit hatte, mit einer Anzahl junger Herren und Damen aus bürgerlichen Kreisen Umgang und Bekanntschaft anzuknüpfen, und dann noch der zwei starke Meilen lange Weg von der Stadt nach dem elterlichen Gewese, das er jeden Sonnabend nach Schluß der Schulzeit per pedes apostulorum noch vor Eintritt der Dunkelheit bequem erreichen konnte.

In die Schleswiger Schulzeit fiel auch, und zwar im Juli 1844, jenes große Sängerfest, das insofern eine historische Bedeutung hat, als auf ihm das von dem Schleswiger Advokaten Chemnitz gedichtete und von dem Organisten der Domkirche, Bellmann, componirte Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"

Digitized by Google

zum ersten Male, und zwar in der Festhalle auf der Koppel am Hasterberge, gesungen wurde. Wenn auch Johann Meyer kein Theilnehmer an dem Feste war, so konnte er doch mit vielen andern „Zaungästen" auf dem Festplatze in der Nähe der Halle die begeisternden Klänge dieses herrlichen Liedes vernehmen. Vier Jahre später begann die schleswig-holsteinische Erhebung. Im Juli 1894, also 50 Jahre nach jenem Sängerfeste, befand sich Johann Meyer abermals auf demselben Festplatze; in dessen Halle sangen diesmal die vereinigten Sänger des Niedersächsischen Bundes ein von unserem Dichter dem lieben Schleswig zur Begrüßung gewidmetes Lied: „Slesvicum, amoenum, wir grüßen dich!" Dieser Sang fand stürmischen Beifall und brachte dem nunmehr längst beliebten und gefeierten Poeten eine jubelnde Ovation ein.

Während jener Aufenthaltszeit in Schleswig verfaßte Johann Meyer zum 28. November 1844, dem Geburtstage seiner Mutter, ein längeres Gedicht, das er ihr an diesem Tage nebst einem von ihm gezeichneten Bilde, „Der Tochter Abschied", überreichte. An dieser Dichtung fand der Lehrer, Pastor Dieckmann, so viel Gefallen, daß er den Verfasser ehrenvoll belobte und ihm eine „Anleitung zur Dichtkunst" übergab, in dem der wißbegierige Knabe alles Wesentliche über die Gesetze, Regeln und Eigenthümlichkeiten der Dichtkunst fand. Das alles machte er sich dauernd zu eigen, und noch heute rühmt er den Nutzen, welchen ihm das übersichtlich geordnete und praktische Buch für sein späteres Schaffen gewährte.

In demselben Jahre 1844 hat auch unser Dichter zum ersten Male ein von ihm in hochdeutscher Sprache verfaßtes Gedicht veröffentlicht, eben jenes Lied, dessen wir schon oben erwähnten. Es entstand während der im Elternhause verlebten Weihnachts- und Neujahrsferien und hatte die Überschrift: „Empfindungen und Gedanken beim Ende des alten und am Anfange des neuen Jahres". Es kam in dem damaligen „Königlich privilegirten Husumer Wochenblatt" zum Abdrucke. Zwei Jahre später übergab Johann Meyer das erste plattdeutsche Gedicht, ein Gelegenheitsgedicht polemischen Inhaltes, der Öffentlichkeit; es stand Anfang März 1846 in dem „Itzehoer Wochenblatt". Mithin hätte unser Freund sein 50jähriges Jubiläum schon vor vier Jahren als hochdeutscher und vor zwei Jahren als plattdeutscher Dichter feiern können.

Doch verfolgen wir nunmehr weiter den sich bald wieder

Digitized by Google

anders gestaltenden Lebenslauf des jugendlichen Poeten. Auch in Schleswig blieb er nicht sehr lange; schon im März 1845 verließ er die Stadt, um ins Elternhaus zurückzukehren. Sein Lehrer gab ihm ein vorzügliches Zeugniß mit auf den Weg und in ihm zugleich die Bescheinigung über die längst erworbene Reife für die bevorstehende Confirmation. Es möge dieses Schriftstück hier zum Abdruck kommen, weil es wiederum den Beweis liefert, wie ernst es sein Inhaber in der Jugend mit allen Pflichten und Anforderungen nahm, die an ihn herantraten.

„Johann Meyer aus Sollerup ist anderthalb Jahre mein Schüler gewesen, und sehr gerne bezeuge ich ihm bei seinem Weggange von hier zum Behufe seiner Confirmation, daß er sich nicht nur durch sein musterhaftes Betragen innerhalb und außerhalb der Schule meine ganze Liebe erworben, sondern auch durch sehr regen Fleiß in allen Gegenständen des Unterrichtes, an welchem er Theil nahm, sehr gute Fortschritte gemacht, sowie auch namentlich die heiligen Wahrheiten unseres christlichen Glaubens in Kopf und Herz in einer Weise aufgenommen hat, die ihn vollkommen befähigt, vor versammelter Gemeinde ein selbstständiges Bekenntniß des Glaubens unserer evangelischen Kirche als seines eigenen theuren Glaubens abzulegen. Wollte der Herr, der bisher ihn geführt, auch mit ihm in jene heilige Stunde gehn und als der gute Hirte auch auf seinem ferneren Lebenswege an Seiner Hand ihn leiten! —

Schleswig, den 1. März 1845.

Dieckmann, Pastor adj. und Rector."

Nachdem der Knabe nunmehr noch einigen Stunden des Confirmationsunterrichtes des Predigers zu Klein-Jörl, des Herrn Pastor Freese, beigewohnt hatte, wurde er mit den übrigen Confirmanden der Gemeinde Palmarum 1845 öffentlich eingesegnet.

Er verblieb vorläufig, noch im Unklaren darüber, welchem Lebensberufe er sich widmen wolle und könne, im Elternhause. Von nun an begann für ihn eine andere, an vielen Kämpfen und Gemüthsaufregungen reiche Zeit. Denn immer mehr regte sich in ihm der poetische Drang und der Wunsch, ein Dichter zu werden. Aber um dieses Ziel zu erreichen, mußten noch mancherlei Schwierigkeiten überwunden und noch viele Vorbedingungen, besonders solche, welche

Digitized by Google

die Aneignung einer umfassenderen, tieferen und mehr gefestigten Bildung bezweckten, erfüllt werden:

> Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
> Ach für seinen Beruf däucht mir das Leben zu kurz.
> Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten; er gehe
> Bei den Alten mit Lust wie bei den Neuen zu Gast.

So sagt Geibel und so dachte Johann Meyer; aber es sollten zunächst nur fromme Wünsche und lobenswerthe Vorsätze eines emporstrebenden Talentes bleiben!

Nunmehr confirmirt und im Elternhause, aber noch rath- und planlos darüber, was er nun eigentlich beginnen sollte, war der 16jährige Jüngling nach Kräften bestrebt, sich den Eltern, die ja doch so manches für ihn gethan hatten, dankbar zu erweisen. An Gelegenheit hierzu fehlte es nicht. Dann war ihm ja auch der Betrieb des Mühlengeweses sowie der der Landwirthschaft des väterlichen Besitzthums nichts Unbekanntes mehr, und so kam es, daß er, sei es als Arbeiter oder Aufseher oder als beides, hier wie dort in voller Beschäftigung war und damit zugleich dem Vater eine nicht zu unterschätzende Hülfskraft wurde.

Aber damit war zugleich verbunden, daß er, wenn auch ganz allmählich, von der Richtung abgelenkt wurde, auf welche er zur Zeit der Rückkehr in das Elternhaus noch fest den Blick gerichtet hatte. Die Verhältnisse ändern eben den Menschen und sind in nicht geringem Grade mitwirkend auf seine Erwägungen, Beschlüsse und Wandlungen im materiellen wie im geistigen Leben. Jawohl, die Verhältnisse! Aus der kleinen Familie war nunmehr eine recht große geworden und die Zahl der Geschwister bis auf neun gestiegen; drei Brüder: Otto, Heinrich und Emil, und sechs Schwestern: Christine, Friederike, Margarethe, Therese, Mathilde und Wilhelmine; zwei Brüder und fünf Schwester sind davon noch am Leben. Und alle Geschwister, für welche im Wohnorte keine bessere Unterrichts- und Bildungsgelegenheit als für unsern Dichter vorhanden war, nämlich die einfache Dorfschule, hatten denselben Anspruch auf die Fürsorge seitens der Eltern. Diesen mag es nun kein Leichtes gewesen sein, neben den Ausgaben für das, was zunächst das Leben erforderte, noch die Mittel aufzubringen, ein Kind nach dem andern zum Zwecke einer besseren Durchbildung, als sie die Dorfschule gewähren konnte, nach auswärts in Pension zu geben.

Digitized by Google

Dies erwägend, fügte sich der älteste Sohn bereitwillig in das Unvermeidliche. Er war gern und wacker an seinem Platze und wurde so immermehr in der Müllerei und der Landwirthschaft des väterlichen Besitzes von großem Nutzen. In den freien Stunden aber ergab er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Ausübung der Dichtkunst; und so schaffte er auch in jener Zeit der körperlichen Arbeit manche Poesien, von denen nicht wenige in heimathlichen Blättern veröffentlicht wurden. Aber auch die eigentliche Berufsthätigkeit war ihm ein Vergnügen; und bei seinem Bestreben, überall Hand anzulegen, erlangte er bald eine derartige Tüchtigkeit, als wenn er schon Jahre lang als Müller und Landwirth beschäftigt gewesen wäre. Er trug ebenso gut wie jeder Geselle seinen vollen Tonnensack Korn vom Wagen des Bauern zur Mühle, mahlte Roggen und Weizen, schälte die Gerste, sichtete das Mehl und schärfte Sonnabends die stumpf gewordenen Steine. Und dann wieder war er im Felde thätig, fuhr den Dünger aufs Land, harkte und trocknete das Heu, lud die gereiften Getreidehocken auf und ab, holte im Herbste mit andern oft Tage lang die Kartoffeln aus der Erde und schwang sogar in einem Winter als dritter Mann wochenlang den Dreschflegel auf der Tenne der großen Scheune.

Und wie er sich diesem allen accomodirte, so auch dem geselligschaftlichen Leben und Treiben auf dem Lande. Da es gebräuchlich war, daß die Bauern selbst oder doch ihre Söhne das Korn nach der Mühle fuhren, war dem Müllersohn Gelegenheit gegeben, gar vielen von ihnen persönlich bekannt zu werden. Nicht selten fuhr er auch mit dem Müllerwagen seines Vaters nach den entfernten Törfern und Landstellen des großen Mühlendistrictes, der damals noch dem „Zwange" unterworfen war, d. h. der Verpflichtung, daß seine Bewohner auf keiner anderen als eben dieser Mühle ihr Korn mahlen ließen. Auch war es Sitte, bei festlichen Veranstaltungen, so beim Vogelschießen, Ringreiten und bei Hochzeiten, den Müller nebst seiner Familie zu Gaste zu bitten, wohl deshalb, weil es diesem ablag, aus dem angefahrenen Roggen und Weizen ein möglichst feines und weißes Mehl zum Backen der Festkuchen und des aufzutischenden Weißbrotes zu liefern. Wenn nun auch die Eltern und Geschwister in den Bauernkreisen nur wenig Verkehr hielten, so that dies der älteste Sohn und Bruder umsomehr. Er betheiligte sich an ihren Gilden und sonstigen Lustbarkeiten, ritt mit den

Digitized by Google

Bauernsöhnen und Knechten nach dem Ringe, besuchte ihre Hochzeiten und war auch überall wegen seines freundlichen und jovialen Wesens ein überaus gern gesehener Gast.

Zum Nachtheil für seinen ferneren Lebenslauf wie für seine spätere künstlerische Richtung ist ihm dies alles auch gewiß nicht gewesen; denn abgesehen davon, daß ihm auch die körperliche Arbeit eine liebe Gefährtin wurde und er ihren hohen Werth immer mehr erkennen und schätzen lernte, hat ihm jene Lebensweise auch manche Kunde von dem verschafft, was ihm für die Folge bei seinem poetischen Schaffen als Vorwurf dienen konnte. Denn er wurde mit Volkstypen und eigenartigen Charakteren bekannt und empfing auch sonst eine Menge der verschiedensten Anregungen. Dies darf man um so sicherer annehmen, als ihm schon eine Begebenheit, die er als sieben- oder achtjähriger Knabe im Verkehr mit anderen Knaben erlebte, mehr als 30 Jahre später den Stoff zu einem der besten seiner kleinen, humorvollen plattdeutschen Gedichte liefern konnte.

Es hatten nämlich die Dorfkinder Vogelschießen, und da mußte natürlich der kleine Hannes Meyer auch dabei sein. Weil er aber noch nicht recht im Stande war, den Flitzbogen anzulegen und zielend kurze Zeit ruhig zu halten, flog nach dem Abdrücken der mit Blei ausgegossene Holzbolzen an dem Vogel vorbei und beim Niederfallen der biederen Frau Nachbarin Rottelmann in das kleine Bleifenster, von dessen Scheiben mehrere ganz zersplitterten. Ein lustiges Hurrah und ein schadenfrohes Gelächter begleiteten diesen Fehlschuß; als aber einige der Genossen den unglücklichen Schützen noch „auszuätschen" sich erfrechten, da wurde es diesem zu viel: – weinend und puterroth vor Verlegenheit und Zorn lief er nach Hause. Jene kleinen, in Blei eingefaßten Scheiben, wie sie in früheren Zeiten, namentlich auf dem Lande, häufig vorkamen, nannte man in Dithmarschen „Ruten" (Rauten), also ebenso wie das Carreau der französischen Spielkarten. — Dies ist der Stoff zu dem nachstehenden Gedichte:

Rutenkönig.

Dat weer en Fest! — de Kinner barrn
Ehr Vagelstang dar buten.
Lüttj Petje wull geern König warrn, –
Schot Nawersch in de Ruten! —

Digitized by Google

Und als em nu de Jungens narrn,
Wa fung lüttj Petje an to blarrn,
Wa wurr de Kopp em glönig!
Lüttj Petje wull geern König warrn,
Nu weer he Rutenkönig!

Beiläufig sei bemerkt, daß dieses kleine Gedicht von dem Componisten Claudius Serpenthien in Hamburg, welcher für viele der Meyer'schen Gedichte sehr ansprechende Melodien erfunden hat, für vierstimmigen Männerchor componirt worden ist und von Liedertafeln und Gesangvereinen oft und gern gesungen wird. —

So führte nun unser Dichter im Hause der Eltern, wenn auch unter stetiger und oft recht schwerer Arbeit, scheinbar ein angenehmes und genußreiches Leben, trotzdem in seinem Innern der Götterfunke fort und fort glühte und sich auch gar nicht selten der Conflict, in welchem der gottbegnadete Jüngling mit der Außenwelt vielfach stand, in dem einen oder andern seiner Gedichte erkennen läßt.

Man darf auch wohl annehmen, daß er in jener Lebensweise mit ihrer vielfachen Beschäftigung und Zerstreuung ein vorzügliches Mittel wähnte, jenen Zwiespalt zu mildern oder doch erträglicher zu machen; und dieselben Erwägungen werden auch die Eltern bewogen haben, den Sohn gewähren zu lassen.

Aber wie kam es denn nun, daß sich dieser immer mehr in die ihm von vornherein wenig zusagenden Verhältnisse fügte und keine ernstlichen Versuche machte, sie anders zu gestalten? Nun, er fühlte sich nicht gerade unglücklich; dann wußte er ja auch, von welchem Nutzen er durch seine Thätigkeit für die Eltern war und wie schwer es ihnen werden würde, bei einer so zahlreichen Familie und im Besitze eines Geweses, dessen Erträge eben nur in bescheidener Weise für die Unterhaltung der Ihrigen ausreichten, auch noch die Kosten aufzubringen, die der Besuch von Gymnasium und Universität beansprucht hätten. Dazu kam, daß noch so mancherlei für den Unterricht der jüngeren Geschwister zu thun war, wenn sie ebenso vorgebildet werden sollten, wie der älteste Bruder. Und da nun zuletzt noch der Versuch mißglückte, von einem nahen und wohlhabenden Verwandten jene Mittel leihweise bis zu einer ganz unbestimmten, fern liegenden Zeit der Rückzahlung zu erhalten, mußte die Sache fürs erste ihr Bewenden haben. —

Digitized by Google

Kommt Zeit, kommt Rath! — Und es kam die Zeit, aber nicht der Rath, — und so trieb unser Freund, und so ließ er sich treiben in dem Curs, in dem sich nun einmal sein Lebensschiff befand; ja, er fügte sich vorläufig harm- und sorglos den Umständen und paßte sich ihnen vielleicht mehr an, als er sich selbst bewußt war. Und damit gerieth er, wenn der Ausdruck gestattet ist, gegenüber seinen ursprünglich genährten Wünschen schon in den Zustand einer gewissen Verbauerung, und es währte nicht lange, da wurde in ihm die Hoffnung rege, ihm, als dem ältesten Sohne, könne vielleicht das lieb gewordene väterliche Gewese einmal zu eigen beschieden werden. Ob dies auch von den Eltern in Erwägung gezogen wurde, ist uns nicht bekannt; aber es ist Thatsache, daß sich der Sohn immer mehr mit diesem Gedanken befreundete und daß hierbei ein besonderer Umstand nicht unwesentlich mitwirkte, nämlich die Bekanntschaft mit einer jungen hübschen Bauerntochter einer benachbarten größeren Hufe, mit deren Besitzer und Besitzerin die Eltern gut bekannt waren und mit denen sie, wenn auch nicht gerade häufig, so doch in freundschaftlichem Verkehr zusammen kamen. Also die erste Liebe! — — — — Was für Opfer werden dieser nicht gebracht, und was für Pläne dabei nicht geschmiedet!

Zu Johann Meyer's Jugendzeit mußte mehr denn heutzutage ein tüchtiger Müller auch ein tüchtiger Zimmermann sein oder sich doch wenigstens in diesem Handwerke soweit üben, daß er alle Reparaturen einer damaligen Mühle, bei der noch hölzerne Getriebe in Anwendung kamen, selbst ausführen konnte. So äußerte nun eines Tages unser Freund, dem das Müllerhandwerk längst geläufig war, den Wunsch, auch noch die Zimmerei zu erlernen und am liebsten bei einem solchen Meister, der auch den Mühlenbau betrieb. Die Eltern waren ihm hierin nicht entgegen, einerseits wohl mit Rücksicht auf seine auch ihnen gewiß nicht mehr unbekannte Neigung zu jener Bauerntochter und andererseits im Hinblick auf sein späteres Fortkommen, dann aber auch, und zwar nicht zum geringsten, in der Überzeugung, daß ein jedes Handwerk einen goldenen Boden habe. Die Vorbereitungen waren schnell und leicht getroffen, und so begleitete eines Tages der Vater den Sohn, der einen kleinen Reisekoffer mit sich führte, nach Schleswig. Das war im Frühling 1846.

Digitized by Google

In der Schleistadt, die nun Johann Meyer zum zweiten Male als Wohnort nehmen sollte, wurde er einem angesehenen, intelligenten und humanen Zimmermeister und Mühlenbauer, Namens Lund, in die Lehre gegeben. Da er nicht in der Familie des Meisters Wohnung und Beköstigung erhielt, gab er sich in der Michaelisstraße bei einem Schlachtermeister Paulsen in Pension. Hier erhielt er ein gemüthliches Stübchen und kräftige, schmackhafte Kost; dann gewann er noch in dem freundlichen, jovialen Schlachter und dessen vortrefflicher, fürsorglicher Gattin zwei wackere ältere Freunde. Die Ausgaben für den Lebensunterhalt konnte er zum Theil selbst bestreiten; denn er bekam im ersten Sommerhalbjahr einen Tagelohn von sieben, im zweiten von zehn und im dritten von zwölf Schilling.

Die Stadt war dem jungen Müller und Zimmermann von früher, wo er als Schüler dort weilte, lieb und bekannt, und sie gewährte ihm in der neuen Stellung den großen Vorzug, daß sie nicht mehr als 2½ Meilen von der Mühle der Eltern entfernt war, so daß er an jedem ganz freien Sonntage, den er allerdings nur alle 14 Tage, mitunter jede dritte Woche hatte, die Eltern und Geschwister aufsuchen konnte. Des Vaters Sonntagsgefährt mit den beiden schönen, „wähligen" Braunen kam ihm dann wohl des Morgens bis kurz vor die Stadt oder auf halbem Wege entgegen und brachte ihn spät am Nachmittage zur neuen und immer gern wieder aufgenommenen Arbeit zurück.

Auch dieses Leben und diese Thätigkeit, obwohl damals noch in den nunmehr längst veralteten und versteinerten Schranken der Zunft, war für Johann Meyer von großem Reiz; und viele Anregungen für sein späteres Schaffen und gar interessante Erinnerungen verdankt er auch ihm. Er lernte neue Menschen kennen mit neuen Sitten und Gebräuchen, ganz anderen Schlages als daheim. Alle Absonderlichkeiten einer zünftigen Lehrzeit kostete er ganz durch. So hatte er sich jeden zweiten Sonntag früh morgens in die Wohnung des Meisters zu begeben, um vorerst dessen Stiefel zu putzen, gegen 12—16 Paare, und dann die Werkstätte aufzuräumen und zu reinigen. Inzwischen war es so Mittag geworden. Des Nachmittags vergnügte er sich mit seines Gleichen, mit anderen Lehrlingen desselben Handwerks. Aber Tanzbelustigungen durften diese jungen Leute noch nicht besuchen; und wenn sie es dennoch wagten, geschah es auf

Digitized by Google

die Gefahr hin, von einem der Gesellen barsch hinaus gewiesen oder gar hinaus geworfen zu werden. Auch rauchen durften die Lehrlinge nicht, sie riskirten sonst eine unvermuthete Maulschelle derart, daß ihnen Glühstummel oder Bröfel weithin aus dem Munde flog. Werktags mußten sie mit dem ledernen Schurzfell und dem hohen Spint bekleidet an die Arbeit gehen, und wenn es einer von ihnen, auch nur aus Versehen, unterließ, einen ihm vielleicht noch ganz unbekannten Gesellen der Zunft beim Begegnen auf der Straße zu grüßen, so sauste ihm auch schon mit einer obligaten Ohrfeige und dem gebräuchlichen „Du hest wul Vageln unner'n Hut" der Cylinder vom Kopf. Dann hatten die Lehrlinge für die Herren Gesellen zum Frühstück und zum Vesperbrot das nöthige Bier und den Kümmel heranzuschaffen und nicht selten, selbst nach Feierabend, ihnen und ihrer Familie behülfliche Handreichungen zu leisten.

Johann Meyer hat das alles mit durchgekostet und sogar noch mehr, als einem Lehrling jetzt geboten werden dürfte. Eines Tages, im zweiten Sommer seiner Lehrzeit, hatte er mit einem neu zugereisten Gesellen, einem großen, baumstarken Mecklenburger, auf der am Neuwerk belegenen alten Stampfmühle zu arbeiten. Es sollte eine neue „Kumme" hergestellt werden, und dabei mußte er eine dreizöllige, eichene Bohle über Kopf so lange festhalten, bis der Geselle den Nagel eingeschlagen hatte. Aber hierzu fehlte dem Lehrling die Kraft, und so konnte er es nicht verhindern, daß das Ende der Bohle ein wenig herunterglitt. Wüthend hierüber, warf der jähzornige Geselle Hammer und Nagel hin und versetzte seinem jungen Kollegen einen solchen Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase quoll und ihm überdies das schwere Brett auf die Füße fiel. Hierüber lachte der brutale Mensch noch höhnisch. Der mißhandelte Lehrling sagte kein Wort; es rollten ihm nur volle Thränen über das blutige Gesicht. Aber am Abend berichtete er dem Meistergesellen von dem Geschehenen, und als ein paar Tage später an einem Sonnabend des Abends die Löhnungen für die Woche ausgezahlt wurden, mußte der Mecklenburger den Ranzen schnüren.

Im übrigen gewannen Meister wie Gesellen unseren Freund bald lieb, und namentlich war ihm jener sehr zugethan. War doch Johann Meyer der Sohn eines nach ihren Begriffen wohl-

Digitized by Google

habenden Mühlenbesitzers, und hatten sie doch auch schon verschiedene Gedichte von ihm in den heimathlichen Blättern gelesen. Denn auch um diese Zeit durchbrach ab und zu seine alte Freundin, die Muse, das Einerlei seiner täglichen Beschäftigung. Eines dieser Gedichte, das der Lehrling des zünftigen Handwerks der Zimmerleute in dem damals überall in Schleswig-Holstein gehaltenen und gelesenen „Itzehoer Wochenblatt" mit seines Namens Unterschrift veröffentlichte, veranlaßte den Meister an demselben Morgen, an dem das Blatt das Gedicht brachte, zu dem in der Werkstätte aufräumenden Dichter zu sagen: „Johann, Du solltest das Handwerk der Zimmerei und Müllerei an den Nagel hängen und studiren!" Der wohlwollende Meister dachte nicht anders, als daß es dem Besitzer einer großen Wassermühle mit ausgedehntem Zwangsdistrikte ein Leichtes wäre, dem Sohne die zum Studium erforderlichen, wenn auch nicht gerade unerheblichen Mittel zu gewähren. Aber Johann Meyer war besser unterrichtet; er wußte nur zu gut, was für Schwierigkeiten der Ausführung dieses Planes entgegen standen. Er freute sich zwar über die anerkennenden Worte des Meisters, blieb aber im übrigen bei dem festen Entschlusse, das einmal Begonnene ganz zu Ende zu führen. So nun arbeitete er weiter, im Sommer als Zimmermannslehrling in der Stadt und im Winter als schon vollkundiger Müllergeselle in der väterlichen Mühle. — Es dürfte für die Leser unseres Buches und die vielen Freunde unseres Dichters von Interesse sein, jenes Gedicht kennen zu lernen; es sei darum anstandslos an dieser Stelle mitgetheilt.

Der Sonntagmorgen auf dem Lande.

Süße, jugendliche Wonne
Schwellt den Busen mir mit Macht,
Wenn die goldne Morgensonne
Über Berg und Thäler lacht,
Wenn Aurorens Purpurschimmer
Auf der grün gewirkten Au'
In der Blumen buntem Schimmer
Spiegelt sich im Silberthau.

Durch des Haines Tiefen schallet
Philomelens Frühgesang,
Das Gestöt der Drossel hallet
Und des Lerchentrillers Klang!
In der hohen Buchenlaube,

Digitized by Google

Unter dunklem Blätterdach
Kurrt die alte Muttertaube
Ihre kleinen Jungen wach.

Wo die hohe, stolze Eiche
Wölbt der Zweige schützend Dach,
Plätschert im krystallnen Teiche
Fischlein seiner Nahrung nach,
Hascht die Schwalb' mit schnellen Schwingen
Mücken hier und Fliegen dort,
Zirpen Grillen froh und springen
Rasch von Blum' auf Blume fort.

Weiße Blüthen seh' ich kosen
Mit dem Morgenstrahl, es wallt
Ambraduft um rother Rosen
Wunderliebliche Gestalt,
Schmetterling und Bien' umfliegen
Blumen, duft- und honigreich,
Und verliebte Vögel wiegen
Sich auf jedem Blüthenzweig.

Horch! der Kirche Glocken rufen
Laut ins Gotteshaus hinein,
Und zu des Altares Stufen
Wallt es hin in langen Reih'n;
Aus den off'nen Kirchenhallen
Tönt melodischer Gesang,
Und die Orgelklänge schallen
Zu des Liedes Feierklang.

Ja, wenn solch ein gold'ner Morgen
Uns're Erde froh begrüßt,
Wenn so stille und verborgen
Feier sich ins Herz ergießt,
Wenn so alles jubelt Freude
In der herrlichen Natur
Und im bunten Feierkleide
Liebe predigt Wald und Flur:

Dann, dann schwinden meine Schmerzen
Fern in dunkle Nacht zurück,
Und mit kindlich reinem Herzen
Fühl ich dann mein ganzes Glück!
Eil' hinaus in Gottes Tempel
Wo sich Blatt und Blüthe liebt
Und wo Andacht mir den Stempel
Meiner Kindheit wieder giebt.

Digitized by Google

Es weist dieses Poem, das seinem Verfasser zunächst von Seiten des verständigen Lehrherrn reichliches Lob einbrachte, einen ähnlichen Fortschritt gegenüber dem oben abgedruckten zweiten Erntelied auf, wie er sich bei diesem im Hinblicke auf das andere gleichbenannte Gedicht feststellen ließ.

Um diese Zeit wurde zum Zwecke der Entwässerung der niedrig gelegenen Ländereien im Megger Kooge, jenem großen damaligen Besitzthume des bekannten schleswig-holsteinischen Patrioten und Agitators Landinspector Tiedemann, eine große Wind- und Wassermühle erbaut. In deren Getriebe hatte unser Dichter in der Werkstätte des Meisters in Schleswig wacker mitgearbeitet. Als nun die Richtfeier stattfinden sollte, forderte der Lehrherr den Lehrling auf, die übliche Kranzrede zu dichten. Bereitwillig ging der Dichter auf diesen für ihn so ehrenvollen Wunsch ein, und er erledigte sich der Aufgabe mit besonderem Geschick und Glück, so daß der Bauherr und seine Familie sowie Meister und Gesellen des Lobes voll waren.

Im Spätherbste 1846 kehrte Johann Meyer nach der Sollerupmühle zurück, um hier den Winter über, wo es für den Meister in der Stadt nichts zu bauen gab, in der gewohnten Weise im Getriebe der Mühle mitzuhelfen; und er war jetzt auch schon im Stande, manches von dem, was er in der Stadt erlernt hatte, zu verwerthen. Nach Beendigung des Winters begann dann Ostern 1847 wieder die unterbrochene Lehrzeit, und sie währte gleich der vorigen bis zum Spätherbste. Dann kam wieder der halbjährige Winteraufenthalt auf dem Lande. Nunmehr fast ebenso geschickt in der Arbeit eines Zimmermanns wie in der eines Müllers, wäre der Lehrling schon reif zum Junggesellen des zünftigen Zimmerhandwerkes gewesen; aber nach den strengen Regeln der Zunft bildeten drei Jahre das Minimum der Lehrzeit, und so war denn noch ein dritter Sommer für den angehenden Zimmergesellen in Schleswig zu verleben. Schnell verstrich nun auch der zweite Winter der Lehrzeit im Elternhause unter der gewohnten Beschäftigung. Aber wenn es noch so viel zu thun gab, hier wie dort, so verblieb unserem Freunde, namentlich während seines winterlichen Aufenthaltes im Hause der Eltern, doch noch freie Zeit genug, der Dichtkunst zu leben und sich seiner fast vergessenen idealeren Richtung zu erinnern. Und so erschienen, wenn auch in größeren Zwischenräumen, in verschiedenen vaterländischen

Digitized by Google

Blättern Gedichte von ihm. Meister und Gesellen sowie die Bauern in dem großen Zwangsdistricte der Sollerupmühle freuten sich darüber und waren auf „Müllers Johann", der ja einer der Ihrigen war, nicht wenig stolz.

Und mit Stolz und Freude erfüllten auch unseren Dichter seine Erfolge, und mehr denn je regte sich in ihm der Drang jenes unbeschreiblich beseligenden Gefühles des aufkeimenden Talentes. Und so, wie unter dem Einflusse einer höheren Macht, sann er auf Mittel und Wege, sich die Mittel zu erzwingen, neben den profanen Beschäftigungen des Berufes seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern und da wieder zu beginnen und fortzufahren, wo der Unterricht in der Privatschule des Pastor Dieckmann in Schleswig vor zwei Jahren aufgehört hatte. Und jene Möglichkeit fand sich leichter, als er selbst vermuthete. Sie kam wie von Ungefähr, und ein glücklicher Gedanke verhalf ihm dazu. Der benachbarte Prediger zu Klein-Jörl, Pastor Freese, von dem er vor zwei Jahren confirmirt worden war und bei dem er schon wegen des aus Schleswig mitgebrachten guten Zeugnisses im besten Andenken stand, sprach mit seiner Frau auf Spaziergängen nicht selten auch einmal auf der Sollerupper Mühle in dem gastfreien Hause von Johann Meyer's Eltern vor. Auch waren dem Herrn Pastor als Abonnenten des „Itzehoer Wochenblattes" und anderer heimischer Blätter einige Gedichte seines früheren Confirmanden zu Gesicht gekommen. Sie gefielen ihm sowohl wie seiner Frau, und beide haben wiederholt dem jungen Poeten in schmeichelhaften Worten Beifall gespendet. Und wie der Zimmermeister Lund in Schleswig meinte auch der Pastor Freese in Klein-Jörl, Johann Meyer müsse studiren. Er stellte ihm auch bereitwillig seine Bibliothek zur Verfügung und machte sich sogar erbötig, ihm Privatstunden zu geben.

Eine große, unverhoffte Freude überkam mit dieser Wendung den jungen Mann, und sofort begannen die Stunden. Es mochte dies gegen Beginn des Winters 1847 gewesen sein, wenigstens steht fest, daß im Frühjahre des nächstfolgenden Jahres der Lehrer schon angefangen hatte, mit seinem Schüler Vergil und Cäsar's „Commentarii de bello gallico" zu lesen. Der Pastor gewährte dem Müllergesellen vorläufig zweimal wöchentlich und jedes Mal in ungefähr zwei Stunden lateinischen Unterricht in dem Pastorate zu Klein-Jörl. Daneben unterwies er ihn in der römischen und griechischen Geschichte

Digitized by Google

und Mythologie. Später schlossen sich griechische Lectionen an. Es war aber das alles mit ganz seltenen Ausnahmen so eingerichtet, daß den beruflichen Arbeiten des Lernenden kaum ein nennenswerther Abbruch geschah. Die Vorbereitungen für die Stunden, wie Vocabeln lernen, präpariren und repetiren, geschah nach Feierabend, das Lernen von Vokabeln des öfteren auch, während die Mühle klapperte und dem auf sie Acht gebenden Gesellen genug Muße für eine derartige Beschäftigung blieb.

Als so im Elternhause der letzte Winter der Lehrzeit Johann Meyer's zwischen der Arbeit eines Müllers und derjenigen eines Schülers verstrichen war und ihn schon die kommenden Frühlingsboten daran erinnerten, daß er bald das Land zu verlassen und sich beim Meister in der Stadt zur neuen Arbeit zu melden habe, ereignete sich eine Begebenheit von außerordentlicher historischer Tragweite und von tief einschneidender Bedeutung für die gesammten bürgerlichen Verhältnisse in den beiden Herzogthümern, so daß sie auch auf den Lebensgang unseres Dichters von großem Einfluß wurde: die schleswig-holsteinische Erhebung.

Durch dieses Ereigniß wurde die sonst nahe bevorstehende Übersiedelung Johann Meyer's nach Schleswig zur Absolvirung des dritten und letzten Halbjahres der zünftigen Lehrzeit aufs unbestimmte verschoben. Auch in unserem Dichter, der damals in einem Alter von 19 Jahren stand, entbrannte die Liebe zum Vaterlande lichterloh, und am liebsten würde er wohl gleich als Freischärler mitgegangen sein, hätten sich nicht auch die zunächst in Betracht kommenden Verhältnisse so gestaltet, daß ihm jenes zur Unmöglichkeit wurde.

Als am Sonntag den 9. April 1848 der Kampf bei Bau entbrannte und vom Morgen bis zum Mittag der Kanonendonner von den im Flensburger Hafen liegenden dänischen Schiffen her dumpf grollend über die Gegend von Sollerup hallte, harrten die Bewohner der Mühle bangend einer Nachricht über das Schicksal der braven schleswig-holsteinischen Kämpfer. Doch erst in der Nacht sollten sie Näheres erfahren. Gegen 1 Uhr kam auf einem Nebenwege von Norden her das Braklow'sche Freicorps in einer langen Reihe von requirirten Bauernwagen über den Hofplatz der Mühle, und nun erst erhielten deren Bewohner von diesen auf dem Rückzuge befindlichen Freischärlern die erste Kunde über den traurigen

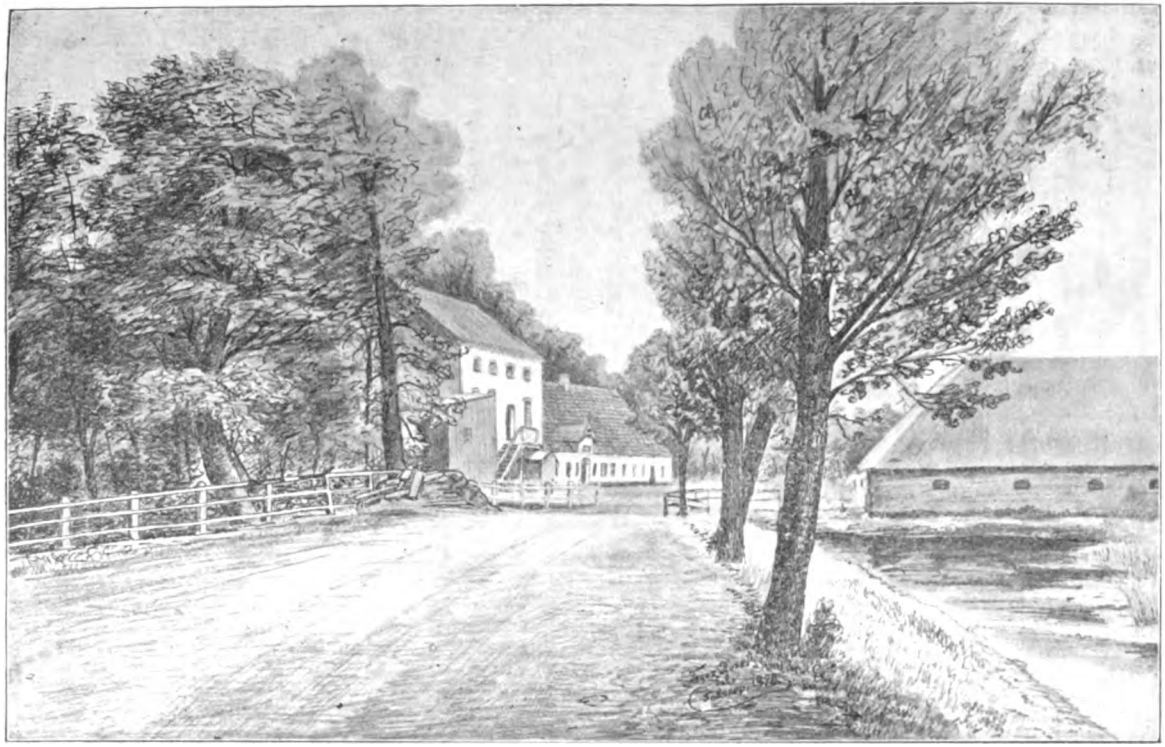
Digitized by Google

Ausgang des Kampfes. Zugleich erfuhren sie, daß die Dänen im Nachrücken seien und ihre Vorposten schon nach wenigen Stunden erscheinen könnten.

An ein Schlafen war unter diesen Umständen nicht mehr zu denken, zumal das Gerücht ging, die dänischen Truppen seien undisciplinirt und gegen jeden Schleswig-Holsteiner roh und brutal; dann sollte ihnen noch ein Haufe fanatischen und beutegierigen Gesindels als jütländischer und nordschleswiger Landsturm folgen. Später erwies sich dieses Gerede als gänzlich aus der Luft gegriffen und unwahr. Aber zunächst glaubte man es, und so wurde in aller Eile beschlossen, daß der Vater und der älteste Sohn allein auf der Mühle verbleiben und die Mutter mit den Kindern über die Eider zu Verwandten nach Wilster gebracht werden sollten. Schnell wurde das Nothwendigste für die Reise zusammengepackt, und ehe noch der Morgen kam, fuhren die Frau Müllerin und ihre Söhne und Töchter unter der Führung eines alten bewährten Dienstknechtes davon. Die Mutter war allerdings dagegen; aber Stimmenmehrheit entschied, und sie mußte sich fügen.

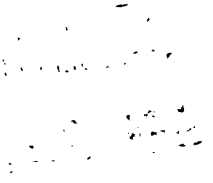
Und Vater und Sohn, die daheim geblieben waren, machten sich zunächst daran, auf einer der Mühle nahe gelegenen Koppel, die in Brache lag und mit Sommerkorn bestellt werden sollte, eine große Kiste zu vergraben, welche angefüllt war mit einer Menge werthvoller Sachen, die einem marodirenden Feinde leicht zur verlockenden Beute hätten werden können. Nachdem die Arbeit gethan war, ging der Vater nach der Mühle zurück, während der Sohn mit den Pferden und einer Egge auf der Koppel verblieb, um die frischen Spuren über der Stelle, wo der Schatz vergraben war, zu verwischen. Hiermit noch beschäftigt, sah er von Norden her einen jungen Mann raschen Schrittes daherkommen. Nach einem freundlichen „guten Morgen" fragte der Ankömmling, ob er hier bei der Sollerupper Mühle sei und ob er jetzt den Besitzer und dessen Sohn wohl zu Hause antreffen könne. Der so Angeredete, den diese Fragen etwas stutzig machten, betrachtete forschend den jungen, stattlichen Wanderer, der mit einer schmutzigen, leinenen Hose und Jacke und einer alten schirmlosen Schiffermütze, unter der die blonden Locken hervorquollen, bekleidet war und einen abgeschnittenen Haselstock in der Hand hatte. Da lachte plötzlich der Fremde laut auf und meinte, sie seien eigentlich schon alte Bekannte, man

Digitized by Google



Sollerup-Mühle. Nach einer Zeichnung von Franz Dose.

Digitized by Google



Digitized by Google

möge nur einmal an den früheren Lehrer Gudenrath aus Schafstedt zurückdenken, der jetzt die Schulstelle in der Brunswik bei Kiel inne habe. — Und der Name Gudenrath war kaum ausgesprochen, da hatte auch schon Johann Meyer den andern erkannt.

Jener Lehrer war auch nach seinem Wegzuge aus Schafstedt ein treuer Freund der Familie Meyer geblieben. Und als die älteste Schwester unseres Dichters zu ihrer weiteren Ausbildung irgendwo in Pension gegeben werden sollte, fiel die Wahl der Eltern auf Gudenrath; und zur Zeit des Kieler „Umschlages", in einem harten Winter, der Flur und Hain ringsum in hohen Schnee gehüllt hatte, brachte der Vater das Mädchen mit ihrem Bett und ihrer Commode in einem mit vier Pferden bespannten Bauernwagen über Schleswig und Eckernförde nach Kiel. Der Bruder Johann machte als kleiner Passagier die Reise mit. Und im Hause des lieben alten Lehrers lernte er jenen kennen, der ihm nunmehr so unvermuthet gegenüber stand. Er war das Kind armer Eltern vom Lande; als Präparand und Pensionär war er in die Gudenrath'sche Familie gekommen, um sich hier für die Aufnahme in das Seminar vorzubereiten. Aber bald, vielleicht auf Anregung einiger Studenten, die seine Mitpensionäre waren, besann er sich eines anderen: er wollte Theologie studiren. So hatte er sich denn, vorläufig noch als Präparand, mit den Gymnasialstudien privatim soweit beschäftigt, daß er in die Secunda aufgenommen werden konnte. Und diese Klasse besuchte er damals, als der Sollerupер Müller seine Tochter nach Kiel brachte; und bei dieser Gelegenheit hatte der Sohn den freundlichen und gefälligen jungen Mann schnell lieb gewonnen. Aber wie es denn so kommt! — Es brach der Krieg aus, — — und nach der Proklamirung der provisorischen Regierung in Kiel ging auch der Secundaner unter die Freischärler und rückte mit den Kieler Turnern und Studenten aus, zunächst nach Rendsburg und von da rasch weiter gegen Norden bis hart vor den Feind. Und dann hatte er in der Schlacht bei Bau wacker mitgerungen; und es war an dem Morgen darauf, als er auf dem Sollerupер Felde so rüstig daher kam und an des Müllers Sohn, den er anfangs nicht erkannte, jene Fragen richtete.

Natürlich war bei dem Wiedererkennen die Freude groß. Und nun erzählte der Flüchtling, welchem Umstande er seine Rettung vor der Gefangennahme verdanke, wie er die Schlacht mit durch-

Digitized by Google

gemacht, und sich dann unter denen befunden habe, die, von der Übermacht zurückgetrieben, in Flensburg von den Dänen umzingelt waren; wie er aber unbeachtet in eine Seitengasse geflüchtet und von einer deutschgesinnten jungen Frau herangerufen sei, die ihn mit ins Haus genommen und ihm schnell die andere Kleidung gebracht, mit der er eiligst seinen Freischärleranzug vertauscht habe. — Dann sei er, als Schiffsjunge verkleidet, wieder auf die Straße geeilt und, unbehelligt von den dänischen Dragonern, an seinen gefangenen Kameraden vorüber und westwärts aus der Stadt bis nach dem Kirchdorfe Hundewitt gegangen. Dort habe er ein wenig geruht und sich dann nach dem Wege erkundigt, der nach Sollerup führt. Und mit Dunkelwerden sei er in die Nacht hineingewandert und nun endlich glücklich am Ziele angekommen.

Nach bald beendigter Arbeit nahm der Müllersohn den jugendlichen Kämpfer mit nach der Mühle; hier wurde er als lieber Gast vom Vater beglückwünscht und willkommen geheißen.

Aber es lag Gefahr im Verzuge. — Schnell schlüpfte er in einen mit Mehl bestäubten Anzug eines Müllerburschen. Die blonden Locken verfielen der Scheere, die Schiffermütze, welche darüber gesessen, wurde mit einer weißen Müllermütze vertauscht, — und als dies alles geschehen und der Müllerbursche fertig war, erlabte sich der todtmüde Wanderer an Kaffee und „Stutenbodderbrod."

Gegen 10 Uhr jagte auch schon die erste dänische Dragonerpatrouille auf den Hofplatz der Mühle, und der Führer derselben fragte mit vorgehaltener Pistole nach entkommenen und versteckten Insurgenten. Der Müller, drei Gesellen und der neue Müllerbursche beantworteten ihnen, freundlich entgegenkommend, die barsch gestellten Fragen. Selbstverständlich: Nichts gehört und gesehen, und keine Spur von solchen Vagabonden! — Und als sich nichts Verdächtiges ergeben hatte, gaben jene ihren Pferden die Sporen und jagten weiter.

Aber nun mußte er schlafen, der jüngste Müllerbursche, der so ermüdet war, daß er sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte. Er warf sich im vollen Müllerkostüm auf eines der aufgemachten Betten und schnarchte von 11 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags in Einem fort. Und welche Bilder und Träume mögen ihn während dieser Zeit umgaukelt haben!

Um 4 Uhr mußte er wieder geweckt werden. Aus dem be-

Digitized by Google

nachbarten Paſtorate war der Knecht gekommen mit der Bitte des Herrn Paſtors an ſeinen Schüler um ſchleunigen Beiſtand. Man habe dort auf dem Dielenflur die weißen Ziegelſteine aufgebrochen, ein großes Loch gegraben und in dasſelbe eine große Kiſte voll werthvoller Sachen, darunter auch das ſilberne Kirchengeräth, geſtellt, und nun ſei die Grube nicht tief genug, ſo daß die Kiſte etwa noch um einen Fuß über das Niveau des Dielenbodens hervorrage und man ſei nicht im Stande, ſie mit den vorhandenen Kräften wieder herauszuheben, um dann das Loch zu vertiefen. Selbſtverſtändlich wurde die erbetene Hülfe ſofort gewährt. Der ſchnarchende Krieger wurde geweckt, und in Begleitung zweier kräftiger junger Müller kam der Knecht wieder ins Paſtorat zurück. Wir brauchen es nicht erſt zu ſagen, wer der eine war und wer der andere. Sie faßten wacker mit an, das Monſtrum aus der Grube zu heben und waren eben damit beſchäftigt, das Loch zu vertiefen, als das mittlerweile zur Ausſchau in den Garten gegangene Dienſtmädchen mit dem Rufe hereinſtürzte: „Ach Gott! Herr Paſtor, — ſe kamt! ſe kamt! — dar achter op de Höchden blitzt un blinkert dat all von luter Rüters!“ — Dann eilte ſie wieder davon und der Knecht mit ihr, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen; und dieſe Gelegenheit benutzend, ſtellte der Sohn des Sollerupper Müllers dem Herrn Paſtor und der Frau Paſtorin ſchnell ſeinen Kollegen vor, den neuen Müllerburſchen, wobei beide höchlichſt erſchraken. Und dann ſtürzten auch ſchon wieder die beiden Dienſtboten herein mit der Meldung, daß ſich ein ſtarker Trupp Reiter von der Menge abgelöſt habe und ſchon dahergeſprengt komme. Es war kaum geſagt, da waren ſie auch ſchon auf dem Hofplatze des Paſtorats; und ebenſo wie auf der Mühle, machte es auch hier der Führer. Er hielt dem ehrwürdigen Herrn Paſtor die große Reiterpiſtole mit geſpanntem Hahn entgegen und fragte ihn nach verſprengten und verſteckten Inſurgenten. Natürlich, auch hier waren keine. Dann kamen die beiden neugierigen Müllerburſchen heraus, was Hochehrwürden gar nicht lieb war; denn nun erkundigte ſich der Führer im gebrochenen Deutſch auch nach dieſen beiden jungen Leuten, und da mußte ihm der Paſtor erklären, warum ſie hier ſeien und wozu er ſie von der benachbarten Mühle habe holen laſſen. Das bewog den Offizier vom Pferde zu ſpringen und ins Haus zu treten; und laut lachte er auf, als er hier die

Digitized by Google

verzweifelte Situation der Hausbewohner erblickte. Dann ersuchte er freundlichst den Pastor und die Frau Pastorin, doch alles wieder an die alten Plätze bringen zu lassen, kein dänischer Soldat werde es wagen, sich auch nur das kleinste Stück davon widerrechtlich anzueignen. So verlief denn alles wunderschön, und Hochwürden bot dem Offizier noch freundlichst eine Cigarre, die er dankend entgegennahm und anzündete. Und dann sagte er höflich „farewell!", schwang sich in den Sattel und jagte mit seinen Leuten davon, wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren. Und alsbald setzte sich der ganze Trupp in Bewegung, zog an dem Pastorate vorüber gen Osten, zunächst nach Eggebeck, und von da weiter bis zur Chaussee, die von Flensburg nach Schleswig führt, um sich hier wieder mit den größeren vorrückenden Heeresabtheilungen der dänischen Armee zu vereinigen.

Unser junger Freischärler aus Kiel verweilte nun noch einige Tage als Gast auf der Sollerupper Mühle, und als er sich von den ausgestandenen Strapazen einigermaßen wieder erholt hatte, wurde er auf seinen Wunsch auf Umwegen sicher nach Rendsburg gebracht, um sich hier zu stellen und wieder einkleiden zu lassen.

So rückte denn die dänische Armee unbehelligt immer weiter gen Süden vor und hatte sich bereits in Schleswig und darüber hinaus festgesetzt, als auf Anordnung des deutschen Bundes, in dessen Zugehörigkeit ja bisher noch die beiden Herzogthümer standen, preußische und andere Truppen in Schleswig-Holstein einrückten. Am ersten Ostertage, am 28. April, kam es zur Schlacht; die Dänen wurden geschlagen und dann, von den Deutschen bedrängt und verfolgt, zum Rückzuge nach Jütland gezwungen.

Auch der Kanonendonner bei diesem Zusammenstoße drang vor bis zum Dorfe Sollerup, mitten hinein in den Feiertagsfrieden. Am Morgen des zweiten Ostertages fuhren der Müller und sein Sohn nach Schleswig, um die Stadt und deren nächste Umgebung, den Schauplatz des mörderischen Kampfes, in Augenschein zu nehmen. Tief ergriffen sahen sie die Gräuel der Verwüstung, und unendlich wehmüthig und für immer unvergeßlich war ihnen der Anblick der zahlreichen gefallenen Kämpfer auf dem Friedrichsberger Friedhofe, wo sie, nachdem sie vom Schlachtfelde weggetragen worden waren, in langer Reihe neben einander lagen, um bald darauf in ein neben der Kirche aufgeworfenes Massengrab gebettet zu werden.

Digitized by Google

Es waren der Mehrzahl nach Preußen vom Kaiser Alexander- und Kaiser Franz-Grenadierregimente und Dänen; aber auch Schleswig-Holsteiner und Freischärler fanden sich darunter. Auf dieser Stätte, wo Freund und Feind, des Streites ledig, schlummern, errichtete man später ein hohes Kreuz von Eisen, auf dessen einer Seite die Worte standen: „Friede sei mit Euch!“ und dessen andere den tröstlichen Zuruf enthielt: „Ich lebe, und Ihr sollt auch leben!“ — So oft unser Dichter in späteren Jahren nach Schleswig kam — und das geschah, nachdem die Eltern hier ihren Wohnsitz genommen hatten, gar häufig — besuchte er den Kirchhof, um an jenem Grabe all der wackeren Jünglinge und Männer zu gedenken, die das Vaterland zum Kampfe gerufen und die, diesem Rufe folgend, eines heldenmüthigen Todes starben. Und eine noch größere Weihe erhielt für ihn der Ort, als man später auch seinen lieben Eltern nicht weit von dem Soldatengrabe die letzte Ruhestatt bereitet und noch vor kurzem den Schwager und Freund, Dr. med. J. Claußen, der ihm so lange Jahre hindurch durch die Bande der Verwandtschaft und Liebe verbunden war, dort gebettet hatte. Darum ist dem Schleswiger Kirchhofe auch ein tief empfundenes Gedicht, auf das wir noch zurückkommen werden, von ihm gewidmet worden. —

Mit der Schlacht bei Schleswig und dem Einzuge der Deutschen in Jütland war zwar der Krieg noch nicht beendigt: die Dänen beunruhigten unter Mithülfe ihrer Flotte namentlich noch die Ostseite des Herzogthums und ließen es so zu vereinzelten kleinen Gefechten und Scharmützeln mit den zurückgebliebenen Bewachungstruppen kommen; aber einen erneuerten Einfall des Feindes hatte man nicht mehr zu befürchten, es hätte denn die schleswig-holsteinische Armee und das ganze X. Armeecorps des deutschen Bundes besiegt und zurückgeworfen werden müssen. So schwanden allmählich Furcht und Sorge, und so kehrte auch die Familie des Sollerupper Müllers in das traute Heim zurück, und alle freuten sich, wieder mit einander vereint zu sein.

Nun gab aber die Mutter resolut und energisch ihren Vorsatz dahin kund, daß sie sich nicht wieder vor den anrückenden Feinden auf die Flucht begeben werde; es möge da kommen, was da wolle.

Bald begannen nun auch unter dem Drucke der Großmächte, namentlich Englands und Rußlands, die Waffenstillstands-Unterhandlungen zwischen Dänemark und Preußen, welche trotz des

Digitized by Google

Protestes der Regierung der Herzogthümer in dem für diese so nachtheiligen Waffenstillstand zu Malmö — Ende August — ihren Abschluß fanden. Während der siebenmonatlichen Dauer der Waffenruhe wurden von Johann Meyer die unterbrochenen Privatstunden bei dem Prediger zu Klein-Jörl wieder aufgenommen. Aber sie mußten häufig ausgesetzt werden; denn der Scholar hatte auf dem väterlichen Gewese mehr denn sonst zu thun, weil es in Folge der kurz vordem eingeführten allgemeinen Wehrpflicht an Arbeitskräften mangelte. Besonders machte sich dies im darauffolgenden Jahre 1849 fühlbar.

Am 26. März dieses Jahres, Mittags 12 Uhr, war die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen, und da ein vorhergegangener Versuch zur Anbahnung von Friedensunterhandlungen an der Weigerung der dänischen Regierung gescheitert war, begannen die Feindseligkeiten von neuem, auch diesmal wieder unter Mithülfe Preußens und des deutschen Bundes auf Seiten der Herzogthümer, aber alsbald auch wieder unter Symptomen einer den Dänen geneigten Politik der Großmächte. Zudem waren Änderungen erfolgt sowohl im Obercommando der Bundestruppen und in dem der schleswig holsteinischen Armee wie in der Zusammensetzung der provisorischen Regierung.

Während die Bundestruppen unter dem Oberbefehle des Generals von Prittwitz in der Absicht, nach Jütland vorzudringen, gen Norden zogen und ihnen mit demselben Zwecke die schleswig-holsteinische Armee folgen sollte, operirten die Dänen im Rücken beider mit ihrer Flotte und versuchten es, die zwei kleinen Schanzen an der Eckernförder Bucht zu demoliren und dann zu landen.

So war inzwischen der Gründonnerstag, der 5. April, herangekommen, der Tag, an dem sich jener gewaltige Kampf zwischen den beiden dänischen Kriegsschiffen und den zwei nur mit Rekruten der schleswig-holsteinischen Artillerie besetzten kleinen Schanzen entspinnen sollte, jener Kampf, der trotz der Übermacht der Dänen mit ihrer vollständigen Niederlage und mit einem Siege der Schleswig-Holsteiner endete, wie ihn ein zweites Mal kaum die Geschichte aufzuweisen hat.

Und wiederum an einem Sonntag donnerten die Kanonen von dort herüber, und im Garten der Sollerupper Mühle war Schuß auf Schuß deutlich zu vernehmen; und als gegen Abend das dänische

Digitized by Google

Linienschiff Christian VIII. in die Luft flog, klirrten im Hause die Thüren und die Fenster. Früh am anderen Tage fuhr der Vater nach Eckernförde, und es mag dem Sohne wohl schwer gefallen sein, diesmal, weil es der Betrieb der Mühle verlangte, im Hause zu bleiben. Aber einen gewaltigen Eindruck machte auf ihn die Erzählung des Vaters, der schon am Abend zurückkehrte, und von allem getreu berichtete, was er gehört und selbst gesehen hatte. Und in seinem Herzen hat alles dieses unser Dichter wohl verwahrt bis zu jener Stunde, wo er daran ging, das gewaltige Ringen bei Eckernförde mit seinem fast wunderbaren Ausgange zum Gegenstande einer Dichtung zu machen, die auch heute noch zu dem Schönsten gehört, was im Gebiete der epischen Poesien die plattdeutsche Muse hervorgebracht hat.

Groß war die Freude über jene glorreiche Waffenthat der Schleswig-Holsteiner, sowohl im engeren Vaterlande, als weit über dessen Grenzen hinaus, wo nur deutsche Zungen redeten; und als die junge Armee noch vor den Bundestruppen, deren Hauptquartier sich derzeit noch in Christiansfeld befand, unter der Führung Bonin's in Jütland eindrang und am 23. April bei Kolding einen neuen Sieg über die Dänen davontrug, da wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Noch immer lagerte das Bundesheer unthätig diesseit der Königsau, und es bedurfte des persönlichen Drängens der Statthalterschaft, des Grafen Reventlow und des Advokaten Beseler, des späteren Curators der Bonner Universität, die sich beide in das Hauptquartier des Generals von Prittwitz begaben, um ein Einrücken in Jütland zu veranlassen.

Zum 3. Male, am 7. Mai, errangen die Schleswig-Holsteiner einen glänzenden Sieg über die Dänen — bei Gudsöe —, worauf der hier engagirte Theil der feindlichen Armee in die hart am kleinen Belt belegene Festung Fredericia zurückgedrängt wurde, während sich das Gros derselben weiter nordwärts in der Stadt Veile und deren Umgegend festsetzte. Gegen dieses wandten sich nach Überschreitung der Grenze die Bundestruppen.

Die Schleswig-Holsteiner dagegen zogen auf Befehl des Obercommandeurs von Prittwitz gegen Fredericia und begannen am 8. Mai mit dessen Belagerung. Sie setzten sie mit viel Glück und Geschick und oft erwiesener Bravour gegen zwei Monate fort, bis

Digitized by Google

zu jener Schreckensnacht vom 6. zum 7. Juli, wo die Dänen in einer gewaltigen und erdrückenden Übermacht einen Ausfall gegen die Belagerer machten, der für diese und die Sache der Herzogthümer die traurigsten Folgen hatte. Das war die unglückliche Schlacht bei Fredericia, deren Erinnerung sich aus dem Gedächtnisse der Schleswig-Holsteiner nicht verwischen läßt. Sie währte von halb zwei Uhr nachts bis 11 Uhr vormittags; dann sahen die Schleswig-Holsteiner ihr Lager in Flammen aufgehen, und sie mußten zuletzt trotz der größten Aufopferung und einer fast beispiellosen Tapferkeit mit einem Verluste von 79 Officieren und 3000 Gemeinen — darunter die meisten todt — sowie nach Einbüßung des ganzen Zeltlagers mit 31 Belagerungsgeschützen, 81 Wagen, 100 Pferden und 2500 Gewehren das Schlachtfeld räumen und dem Feinde überlassen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war das Unglück daher gekommen, alles in Trauer und Bestürzung versetzend, wo nur immer deutsche Brüder wohnten und deutsche Herzen schlugen — von der Königsau bis zu den Alpen hin. Man fragte sich: wie konnte das nur kommen?! Und bei der Beantwortung dieser Frage erging man sich in Vermuthungen, die nicht darnach angethan waren, die Oberleitung der beiden Armeen in einem besonders günstigen Lichte erscheinen zu lassen. Ob man ein Recht hierzu hatte, — wer möchte es jetzt noch behaupten oder bestreiten?

Aber es ist Thatsache, daß am 10. Juli durch Preußen ein Waffenstillstand mit Dänemark abgeschlossen wurde, mit noch ungünstigeren Bedingungen als der im vorhergehenden Jahre zu Malmoe; die Statthalterschaft der Herzogthümer protestirte auch diesmal, aber, gleich wie damals, vergebens. Freilich mögen auch Preußen und der Bund nicht aus eigenem Antriebe so gehandelt haben; sie wurden wohl durch die Pression der anderen Mächte dazu getrieben. Man nahm nun zunächst der Statthalterschaft die Regierung über Schleswig, das einem preußischen und einem dänischen Commissar, Graf von Eulenburg und Kammerherr von Tillisch, sowie einem Schiedsrichter, dem großbritannischen Generalconsul der Hansastädte, von Hidges, unterstellt wurde. So mußte die Statthalterschaft Gottorf verlassen und ihren Sitz nach Kiel verlegen. Die Bundestruppen und die schleswig-holsteinische Armee hatten Jütland zu räumen, jene sogar bis über die Elbe hinaus,

Digitized by Google

während diese die Eiderlinie besetzen und in Holstein verbleiben durfte. Das Herzogthum Schleswig aber wurde militärisch getheilt, und die nördliche Hälfte bis einschließlich Flensburg von einem schwedisch-norwegischen, die südliche von einem preußischen Corps occupirt. So traurig stand es am Schlusse des Jahres 1849 mit der schleswig-holsteinischen Sache, die in der ersten Hälfte desselben Jahres in den glänzendsten Siegen die günstigsten Auspicien hatte!

Bei Beginn des Jahres 1850 unterlag es keinem Zweifel mehr, daß die Schleswig-Holsteiner von seiten Preußens und des deutschen Bundes keine Hülfe mehr erwarten durften und darauf angewiesen sein würden, ihre Rechte gegen die Dänen fortan auf eigne Hand zu verfechten. So mußte nun vor allen Dingen die provisorische Regierung darauf bedacht sein, ihre Armee möglichst zu vergrößern und zu vervollkommnen. Bereits im vorigen Jahre war die beschränkte Dienstpflicht aufgehoben und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, wodurch denn auch die bisher militärfreien Städter mit zur Einberufung gelangten und die Zahl der ausgehobenen Recruten um ein Erhebliches gegen früher vermehrten.

Da gelangte nun auch ein Gestellungsschein für den Sohn in die Hände des Sollerupер Müllers; und wie ungern ihn dieser auch scheiden sah, weil mit seinem Weggange eine empfindliche Lücke in dem Betriebe des Mühlengewerbes entstehen mußte, so konnte doch der Sohn, der unter anderen Verhältnissen um diese Zeit das elterliche Gewerbe aus eigenem Antriebe gewiß nicht verlassen hätte, diese Wandlung nur mit Freude begrüßen. Denn nun durfte auch er, gleich so vielen andern, dem geliebten Heimathlande seine Liebe und Opferwilligkeit thatsächlich erweisen.

So verließ er einige Wochen vor der Schlacht bei Idstedt das Elternhaus und die Seinigen, um sich, der Ordre Folge leistend, in Rendsburg zur Ableistung der Militärpflicht zu stellen. Dort wurde er mit vielen anderen eingekleidet und in einer der Baracken als Mitglied einer zum 1. Bataillon gehörenden Recrutenabtheilung einquartirt. Sofort begann die sogenannte Schule. Sie wurde aber etwas hintangesetzt, weil man es für nothwendig erachtete, an der einen Seite der Befestigungswerke möglichst schnell eine große Schanze zu errichten; zu diesen Arbeiten zog man auch die Recruten heran, und so hatte unser Dichter gleich nach seiner Ein-

Digitized by Google

kleidung, abwechselnd grabend, karrend und exercirend, eine lange Reihe arbeitsschwerer und heißer Tage.

Eben war die Schanze nothdürftig fertig gestellt, als auch schon die Dänen aus Flensburg vorrückten und auf der Ebene von Idstedt der schleswig-holsteinischen Armee angriffsbereit gegenüberstanden.

Schon am 24. Juli kam es zu einem Avantgardengefechte der beiden Armeen bei dem Orte Helligbeck und dem nur eine halbe Stunde von der Sollerupmühle gelegenen Sollbro; das Gefecht begann 10 Uhr morgens und zog sich, ohne entschieden zu werden, bis zum Eintritt der Dunkelheit hin. Wenige Stunden später — um 2½ Uhr Morgens des anderen Tages — nahm die Hauptschlacht bei Idstedt den Anfang. Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung und bewunderungswürdiger Tapferkeit gekämpft. Über 12 Stunden wogte die Schlacht; und als sie gegen 3 Uhr am Nachmittage endete, befand sich die schleswig-holsteinische Armee im wilden Rückzuge. Und so sollten auch diesmal die vielen Opfer der Patrioten vergebens hingegeben sein! Und wer trug die Schuld an dem neuen Mißerfolge? — Allgemein wurde deutscherseits behauptet, daß bei Idstedt nicht die Schleswig-Holsteiner, sondern die Dänen geschlagen worden seien und bereits den Befehl, sich zurückzuziehen, erhalten hätten, als plötzlich und übereilt infolge der unglücklichen, irrigen Meldung, es sei der linke Flügel von den Dänen umgangen worden, das Obercommando den Befehl zum Rückzuge geben ließ.

Während der Schlacht bei Idstedt tobte auch der Kampf in der Umgegend der Sollerupper Mühle, wo sich der rechte Flügel der Dänen und der linke der Schleswig-Holsteiner gegenüberstanden. Diesmal hielt die Frau Müllerin wacker stand,. sie blieb mit den Kindern daheim, auch ohne den Schutz des Mannes und des ältesten Sohnes. Denn dieser befand sich, wie wir wissen, in Rendsburg, und der Gatte war früh morgens am Tage vor der Schlacht nach Schleswig gefahren, um ein Fuder Bauholz zu holen. Als er aber abends mit dem Fuhrwerk heimkehren wollte, verwehrten ihm die Dänen den Durchgang durch ihre Kette, und so mußte er wieder nach Schleswig zurück. Und am anderen Tage, in den ersten Morgenstunden, entbrannte die Schlacht, und da war für den besorgten Mann erst recht nicht daran zu denken, seinen Besitz und die lieben

Digitized by Google

Seinen zu erreichen; denn das Terrain, das er zu durchfahren hatte, gehörte mit zum Schlachtfelde. An diesem Tage sah es auf der Solleruper Mühle recht bunt aus. In den Räumen des Wohnhauses wimmelt es von dänischen Offizieren und Soldaten und auf der geräumigen Lehmdiele der dem Wohnhause gegenüber liegenden großen Scheune hatten die Dänen einen Verbandplatz für ihre Verwundeten eingerichtet. Vorsichter- oder, wohl besser gesagt, unvorsichtigerweise hatte man vorher — gegen den Willen der Mutter — alles Silberzeug im Garten vergraben. Als es nun aber von Dänen zu wimmeln begann, waren alsbald fast alle Speisevorräthe von den nicht wenig abgehetzten, ermatteten, hungrigen und durstigen Leuten verzehrt, und die Müllerin hatte nicht einmal die nöthigen silbernen Löffel, als sie den Offizieren noch einen kleinen Rest rother Grütze und frisch gemolkener Milch vorsetzen wollte. Die gute Frau war der dänischen Sprache vollkommen mächtig, da sie ja eigentlich eine geborene Dänin war, und so konnte sie sich denn leicht entschuldigen und die Herren davon verständigen, warum sie nicht im Stande sei, die nöthigen Löffel mit aufzudecken. Die Offiziere nahmen diese Mittheilung jovial entgegen, und stracks bot einer von ihnen der Frau Müllerin den Arm, und unter Begleitung zweier Soldaten, die mit den nöthigen Spaten versehen waren, ging es zu der Stelle hin, wo sich der silberne Schatz begraben fand. Tableau! — und dann wurde von den Offizieren auch das Letzte verzehrt, was die Solleruper Mühle noch zu bieten hatte.

Da draußen in der Scheune auf der großen Diele entfaltete sich aber mitlerweile ein anderes Bild, im Gegensatze zu jenem reich an tiefernsten und traurigen Momenten. Denn hier jammerten die armen Verwundeten, und hier lagen die Ärzte mit Messer und Sägen ihrem besonders in Kriegszeiten so edlen, aber dann auch um so grausigeren Berufe ob. Und die resolute Müllerin mit einer durch ihr Beispiel angefeuerten ebenso resoluten Dienstmagd war immer dazwischen und gab alles her, was sich an Leinenzeug fand; und dann erquickte sie die armen Verwundeten und ermunterte und tröstete sie durch sanften, freundlichen und herzlichen Zuspruch in der lieben Muttersprache. Noch in späteren Tagen hat sie aus dieser Episode ihres Lebens manches erzählt, und sie freute sich dann noch jedesmal, daß sie, ihrem Vorsatze getreu, nicht das zweite Mal Heim und Herd beim Anrücken des Feindes verlassen hatte.

Digitized by Google

In eine nicht geringe Bestürzung wurde die Stadt Rendsburg versetzt, als dorthin spät am Nachmittage die Kunde von dem mißlichen Ausgange der Idstedter Schlacht gelangte. Man fürchtete, daß die Dänen unverweilt gegen die Festung vorrücken würden, zumal der Rückmarsch der schleswig-holsteinischen Armee nicht nach Rendsburg, sondern weiter östlich nach Fleckebye und der Gegend von Eckernförde gerichtet war. Es wurde darum in aller Eile beschlossen, die Besatzung der Festungswerke sofort zu verdoppeln. Aber die hierzu erforderlichen geschulten Mannschaften waren nicht mehr in ausreichender Anzahl vorhanden -- denn kurz vor der Schlacht bei Idstedt hatte man eine beträchtliche Menge regulärer Truppen dorthin zur Hülfe entsandt --, und so mußten die in der Festung liegenden Rekruten mitverwandt werden, obwohl sie noch keinen Schuß abgefeuert hatten und in ihrer ganzen Schulung kaum weiter als bis zu einigen Handgriffen und etwas Exercieren gekommen waren. Da stand nun auch unser Dichter an einer dem Wind und dem Wetter ausgesetzten Stelle mit Gewehr und „Käsemesser" die ganze Nacht auf Wache, Ausschau haltend nach dem Feinde, dessen Vorrücken man von Norden her erwartete. Die Nacht war thaufeucht, und Mäntel hatten die Rekruten noch nicht erhalten. Die folgende Nacht, in der er auch auf Posten stand, war nicht besser, und die Equipirung auch diesmal noch mangelhaft. Und bei dieser Gelegenheit wird sich unser Freund wohl die schwere Erkältung und die rheumatischen Schmerzen geholt haben, welche ihm schon am zweiten Tage nach der Schlacht bei Idstedt den Dienst unmöglich machten.

So war er denn gezwungen, sich krank zu melden, und er wäre wohl sofort einem Hospital übergeben worden, wenn ihm nicht auf seine dringenden Bitten sein Unterofficier, der ein liebenswürdiger und humaner Vorgesetzter war, gestattet hätte, auf einige Tage als „Revierkranker" in den Baracken zu verbleiben.

Es besserte sich auch bald sein Zustand so weit, das er sich voraussichtlich nach kurzer Zeit wieder als gesund melden konnte; aber da wurde er unvermuthet mit einigen anderen Kameraden nach Altona abcommandiert, um einer dortigen Krankenwärtercompagnie, deren Personal wohl infolge der Idstedter Schlacht einer Vermehrung dringend bedurfte, eingeordnet zu werden. Dieser Befehl kam dem jungen Rekruten, der die gerechte Sache seines

Digitized by Google

Heimathlandes am liebsten mit der Waffe in der Hand im freien Felde vertheidigt hätte, in hohem Grade unbequem. Er wandte sich sofort mit allerlei Einwendungen an seinen Unteroffizier. Dieser würde ihn auch gern in seiner Compagnie behalten haben; aber er konnte in dem, was von oben beschlossen war, nichts ändern. Es blieb ihm so nichts weiter übrig, als den jungen Kameraden zu trösten und ihn, als er damit nicht viel erreichte, darauf hinzuweisen, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um etwas handele, was der militärischen Disciplin angehöre, der sich nun einmal ein jeder, mag er nun Officier oder Gemeiner sein, stillschweigend zu fügen habe.

Diese ultima ratio der Logik schnitt natürlich jegliche Entgegnung ab, und so mußte es sich Johann Meyer und mit ihm etwa 20 Kameraden gefallen lassen, daß sie am nächsten Morgen unter der Leitung eines Gefreiten zur Bahn gebracht und am Nachmittage an die Krankenwärtercompagnie abgeliefert wurden.

Es beruhigte sich auch bald das Gemüth unseres Freundes; er kam zu der tröstlichen Einsicht, daß diese Wendung in seiner militärischen Laufbahn ohne sein Verschulden gekommen sei und daß er ja auch in dem Dienste, zu dem er commandirt worden war, dem Vaterlande nützen könne.

In Altona wurde er einem von der Armee abberufenen Sergeanten, der infolge eines Schusses im Fußgelenk für den activen Dienst nicht mehr tauglich und nunmehr mit der Leitung eines Lazarethes betraut war, zugewiesen. Dieser nahm ihn recht freundlich auf und theilte ihm mit, daß er fürs erste alle Dienste eines Krankenwärters zu verrichten habe und später im Bureau bei der Buchführung helfen, beziehentlich den Leiter des Lazarethes vertreten solle.

So war denn unser Dichter gegen seinen Willen ein Krankenwärter geworden; aber bald fand er volle Befriedigung in dem Samariterdienste, und auch dieser Dienst war ja keineswegs entehrend und gefahrlos; wiederholt hatte Johann Meyer an Typhus schwer erkrankte Kameraden zu pflegen; wochenlang mußte er in ihrer Nähe sein, ihnen Medizin oder einen erquickenden Trank einflößen und ihre Fiebergluth durch kühlende Umschläge lindern. Und nicht wenigen auch spendete er Trost und Hülfe, wenn die letzte Stunde gekommen; er sprach ihnen ein Gebet vor, benetzte ihre brennenden Lippen, kühlte ihre lallende Zunge, wischte ihnen den Todesschweiß

Digitized by Google

von der Stirn und schloß ihnen, wenn sie ausgerungen, wehmuthsvoll die gebrochenen Augen. Wie viele traurige Erlebnisse aus jener Zeit haften noch heute in seiner Erinnerung! Und diese Hülfeleistungen eines Krankenwärters sollten ihm auch, ohne daß er es damals ahnen konnte, eine Vorschule sein für einen anderen werkthätigen Dienst der Nächstenliebe, der ihm später fast ein ganzes langes Menschenleben hindurch zum Berufe wurde.

Später avancierte unser Dichter vom einfachen Wärter zum Hülfsarbeiter des das Lazareth leitenden Sergeanten. Er hatte als solcher eine Zeitlang die täglichen Morgenvisiten der Ärzte durch sämmtliche Krankenzimmer zu begleiten, um die über den Betten hängenden schwarzen Tafeln mit der Bezeichnung der betreffenden Krankheit zu versehen oder dies oder jenes an der bereits vorhandenen Aufschrift zu ändern, auch um Anordnungen entgegen zu nehmen und Registrirungen auszuführen. Und was alles sah und hörte er nicht auch hierbei, und wie sehr wurde ihm der Schatz der Erfahrungen nicht auch bei diesen Arbeiten bereichert, gleich als hätte ihn das Geschick zu seiner späteren Lebensthätigkeit schon in jungen Jahren tüchtig machen wollen! –

Wie ging's aber da draußen zu, von woher diese Stätte des Jammers und der Schmerzen Woche um Woche immer wieder aufs neue gefüllt wurde? – – — Nicht sehr erfreulich! Die Dänen waren seit jener letzten Schlacht fast schon in den Besitz des ganzen Herzogthums Schleswig gekommen, und es mochte wohl in der Beschaffenheit der Umstände sowohl auf dänischer wie auf deutscher Seite liegen, daß es zu einem abermaligen Zusammenstoß beider Armeen mit einer endgültigen Entscheidung fürs erste noch nicht kommen konnte. — Der Statthalterschaft wäre es am liebsten gewesen, wenn recht bald eine neue Schlacht geschlagen worden wäre, und sie suchte auch den Oberstcommandierenden der Schleswig-Holsteiner, General-Lieutenant von Willisen, hierzu zu bewegen; aber dieser war aus strategischen, vielleicht auch aus anderen Gründen wenig geneigt, dem Wunsche der Regierung zu entsprechen. Und so entstanden Mißhelligkeiten zwischen den beiden Factoren, deren Anfänge schon auf den Ausgang der Schlacht bei Idstedt zurückgingen.

Eine Menge kleiner Gefechte und Scharmützel, die eine lange Zeit hindurch mit wechselndem Glücke bald hier, bald dort statt-

Digitized by Google

fanden, war für die Hauptsache von ganz untergeordneter Bedeutung und ganz darnach angethan, die Spannung zwischen der wiederholt zu energischem Handeln drängenden Statthalterschaft und dem vielleicht allzu vorsichtigen Oberstcommandirenden ihrer Armeen bis zu einem bedenklichen Grade zu steigern. Endlich entschloß sich von Willisen doch zu einem Angriff auf Friedrichsstadt, wo sich mittlerweile die Dänen festgesetzt hatten. Die Stadt wurde wiederholt beschossen und dadurch vielen der unglücklichen Bewohner Hab und Gut und selbst das Leben vernichtet. Dann versuchte man einen Sturm, der aber trotz aller Tapferkeit der dazu herangezogenen Truppentheile abgeschlagen wurde. Hierdurch wurde die schon seit der Schlacht bei Idstedt recht precär gewordene Sache der Herzogthümer noch mißlicher; denn nun fühlten sich die Dänen zum zweiten Male als Sieger, und mit ihnen jubelten ihre mächtigen, einflußreichen Freunde.

Hieran war wenig zu ändern; es fand zwar zu guterletzt noch ein Wechsel im Obercommando statt: von Willisen erhielt den Abschied, und Generalmajor von Horst trat an seine Stelle; aber was konnte dies noch nützen, nachdem sich Preußen und der Bund veranlaßt, wenn nicht unter dem Einflusse einer auswärtigen Pression genöthigt sahen, die Statthalterschaft zu einer Einstellung der Feindseligkeiten aufzufordern. Dieses Verlangen wurde zwar abgewiesen und infolgedessen auch noch das eine und andere kleine Gefecht geschlagen; aber mit dem Prestige der schleswig-holsteinischen Sache war es vorbei. Man drohte sogar mit Executionstruppen, und die Statthalterschaft mußte sich fügen. Es kamen die deutschen Bundescommissarien für Holstein und der des Königreiches Dänemark für Schleswig. Die Statthalterschaft dankte Anfang Februar 1851 ab, und der Krieg war zu Ende. — –

Es fanden nun zunächst eine Menge Entlassungen statt, und zwar in erster Linie derjenigen, die im Herzogthume Schleswig zum Dienste ausgehoben waren, also als Schleswiger betrachtet wurden. Zu diesen gehörte nun auch der Sohn des Sollerupper Müllers, und groß war die Freude der Eltern und Geschwister, als sie das Kind und den Bruder wieder hatten. Und dieser nahm sofort mit der alten Arbeitsfreude und Bereitwilligkeit die früheren Dienstleistungen im Betriebe des väterlichen Gewerbes wieder auf; auch die Bücher wurden hervorgeholt, da er an dem

Digitized by Google

Plane zu studiren auch jetzt noch mit aller Entschlossenheit festhielt, und die Privatstunden begannen von neuem.

Aber dieser Unterricht sollte nur von kurzer Dauer sein; denn es wurde jetzt mit allem Ernste erwogen, was der nunmehr bereits zweiundzwanzigjährige Schüler zu thun habe, um möglichst schnell in seinem Studium gefördert zu werden. Da ihn sein Lehrer, der benachbarte Prediger, für reif zum Besuch einer Gymnasialtertia hielt, erklärten sich die Eltern bereit, die hierzu erforderlichen Opfer zu bringen. So stand nur noch die Wahl der Gymnasialstadt in Frage, und da ließ man dem angehenden Gymnasiasten freie Hand. Er entschied sich für Kiel, und zwar deshalb, weil er bei seinem früheren Lehrer Gudenrath, der dort als Leiter der Schule in der Brunswik wirkte, gern in Pension gewesen wäre. Er hoffte um so eher auf Aufnahme in dessen Familie, weil schon vordem die älteste Schwester und der Secundaner, von dem oben die Rede war, dort als Pensionäre gewohnt hatten. So wurde denn alsbald die Ausrüstung beschafft und die Reise mit Sack und Pack auf dem Wochenwagen über Eckernförde nach Kiel angetreten.

Hier harrte unseres Freundes eine bittere Enttäuschung, die er freilich hätte vermeiden können, wenn er seinem Pensionsvater in spe vorher Mittheilung von seinem Vorhaben gemacht hätte. Als er nämlich beim Lehrer Gudenrath ankam, fand er diesen mit den Vorbereitungen zu einer Übersiedelung nach — Amerika beschäftigt. Der gute Mann, den das Geschick mit einer kinderreichen Familie gesegnet hatte, glaubte, sich drüben, in der neuen Welt, mit seinen vielen und tüchtigen Kenntnissen ein besseres Auskommen als im Vaterlande verschaffen zu können, und so hatte er seine Lehrerstelle aufgegeben.

Johann Meyer mag ein nicht wenig verdutztes Gesicht gemacht haben, als er seinen Lehrer und Gönner, bei dem er auf freundliche Aufnahme sicher gerechnet hatte, inmitten derartiger Pläne und Zurüstungen fand. Aber er wußte sich schnell in diese so unerwartete Situation zu finden; sofort griff er wacker zu und half beim Verpacken der Sachen in Kisten und Kasten. Und später zeigte er sich auch, dank seiner Geschicklichkeit als Zimmerer, sehr brauchbar, so daß er der befreundeten Familie sehr gelegen kam.

Digitized by Google

Wenn nun während dieser paar Tage der Vorbereitung für die große Reise der Lehrer im Kreise der Seinen verlockend über Amerika sprach und in glänzenden Farben schilderte, wie sich dort ein jeder, sofern er nur fleißig sei und redlich strebe, eine sichere Existenz erringen könne, da erfüllte es auch den Ankömmling von der Solleruper Mühle mit Begeisterung für dieses Land; sodaß er sogar die Möglichkeit, zusammen mit Gudenraths auszuwandern, in ernste Erwägung zog. Denn er wollte sich ja auch eine geachtete Lebensstellung verschaffen und war darum im Begriffe, entscheidende Schritte hierfür zu thun. Aber noch ein wichtiger Factor spielte bei diesen Betrachtungen mit und war zuletzt auch ausschlaggebend: der Schullehrer hatte ein gar liebreizendes Töchterlein, und in dieses hatte sich unser Dichter blitzschnell verliebt. Und rasch entschlossen, wie die Liebe nun einmal den Menschen macht, erbat er sich von dem Mädchen und dessen Eltern die Erlaubniß, die Reise über den Ocean mitmachen zu dürfen. Dann bestieg er mit Gudenraths dasselbe Eisenbahncoupe, um sie zunächst nach Neumünster zu begleiten und von dort nach Sollerup aufzubrechen, wo er mit seinen Angehörigen die Sache näher besprechen wollte. In der festen Überzeugung, daß sich alles glatt abwickeln werde, nahm er in Neumünster nur kurzen Abschied von der Lehrerfamilie und versprach, rechtzeitig vor Abgang des Schiffes wieder bei ihnen in Hamburg zu sein.

Der Solleruper Müller und seine Frau waren sehr erstaunt, als sie ihren Johann wieder ankommen sahen, und wunderten sich noch mehr, als sie vernahmen, daß ihn nunmehr nicht der Wissensdrang auf die höhere Schule, sondern die Liebe über den Ocean führen wolle. Weil er aber keine besonders stichhaltigen Gründe für diesen Umschwung in seinen Plänen anführen konnte, wurde ihm mit gewichtigen Gründen stark zugesetzt; und zuletzt hatte man so viel kaltes Wasser in das schon über seinem Kopfe zusammenschlagende Feuer gegossen, daß um die Zeit der Abfahrt des Schiffes das leicht aufflammende und lichterloh brennende Dichterherz beruhigt war. — Es war wie ein schöner Traum, schnell hingezaubert von der Fee, aber auch schnell zum Erlöschen gebracht und ohne tiefe Nachwirkung.

So ward unser Freund, nachdem er beinahe weit vom Ziele verschlagen worden wäre, seiner Bestimmung wiedergegeben, und

Digitized by Google

so konnte abermals deliberirt werden, welches Gymnasium er demnächst besuchen könne. Da war es nun das sorgsame, treuliebende Herz der Mutter, das den richtigen Ausweg fand. In Meldorf wohnte ihr eine Freundin von Wilster her, die Tochter des Hauptpastors Wolf und nunmehrige Gattin des Hauptpastors Hansen, des späteren Probsten Süderdithmarschens. An diese Freundin schrieb sie sofort, sie bittend, den Sohn, der die Meldorfer Gelehrtenschule besuchen wolle, als Pensionär aufzunehmen. Frau Hauptpastor Hansen erklärte sich hierzu bereit, und nach kaum einer Woche ließ der Müller anspannen, um diesmal den Sohn selbst nach dem Bestimmungsorte zu bringen.

Das war zu Anfang der Gymnasialosterferien im Jahre 1851. Ein neuer Abschnitt in dem Leben des Dichters begann, reich an schönen Stunden und Tagen, deren Erinnerungsblätter ihm zum großen Kranze wurden, so grün, bezaubernd und frisch, daß noch heute, nach so vielen, vielen Jahren, die über alles dahingehende Zeit keines der Blätter zum Verwelken bringen konnte. Und wie viele Lorbeerkränze ihm auch später beschieden werden sollten, keiner von ihnen blühte ihm schöner als jener Kranz. — Das war eine herrliche Zeit, unvergeßlich für das ganze lange Leben unseres Poeten. Nur einmal sollte in dieser Gymnasialzeit der sommerhelle Himmel seines Gemüthes ernstlich getrübt werden, und das war gleich im Anfang; wir werden bald darauf zurückkommen.

Der Empfang seitens der Meldorfer Pastorenfamilie war außerordentlich freundlich und darum nicht minder wohlthuend für die seit den letzten Ereignissen noch etwas gedrückte Gemüthsstimmung des neuen Kostgängers. Die gutherzige und liebenswürdige Jugendfreundin der Mutter nahm sich seiner so an, als gehörte er zu ihren Kindern, und ebenso war der Gatte gegen ihn gesinnt, der stets freundlich und heiter gestimmte Herr Pastor. Dieser, der einer dithmarsischen Bauernfamilie eines der benachbarten Dörfer entstammte, erfreute sich in Meldorf wie in allen Ortschaften seiner umfangreichen Gemeinde sowohl als Hauptpastor wie später als Probst einer großen Beliebtheit. Zwei kaum erwachsene, lebensfrohe, hübsche Mädchen, die Töchter des Hauses, die der Mutter in der Führung des Hausstandes helfend zur Seite standen — beide musikalisch und die eine mit einer hübschen Altstimme begabt, und vier wohlerzogene Söhne,

Digitized by Google

die sämmtlich das Gymnasium besuchten, und von denen der älteste gerade sein Abiturientenexamen gemacht hatte und in kurzem zur Universität abgehen wollte, um Jurisprudenz zu studiren, sowie mehrere Pensionäre, gleichfalls Meldorfer Gymnasiasten, bildeten mit den beiden Ehegatten den Bestand der großen Familie, in der der zweiundzwanzigjährige Zimmermann und Müller aus Sollerup einen ihm überaus zusagenden Aufenthalt gefunden hatte.

Johann Meyer war schon früher von Pastor Hansen bei dem alten, freundlichen Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Kolster, angemeldet und ihm warm empfohlen worden. Am ersten Tage nach seiner Ankunft wurde er dem Direktor sowie einigen Lehrern persönlich vorgestellt und, nachdem man Einsicht von einem Zeugniß genommen hatte, das ihm sein bisheriger Lehrer, Pastor Freese zu Klein-Jörl, ausgestellt und mitgegeben hatte, einstimmig in die Tertia des Gymnasiums aufgenommen, allerdings mit der Verpflichtung, während der Ferienzeit, die eben begonnen hatte, Unterrichtsstunden im Englischen, das ihm bis dahin noch fremd war, aber dem Lectionsplane der Tertia angehörte, und im Griechischen zu nehmen. Und gleich am andern Morgen, nachdem der Vater in der Frühe abgereist war, fing dieser Unterricht an. Wenn sich nun auch der Schüler sagte, daß er in den paar Ferientagen nicht gerade Erhebliches an Wissen gewinnen könne, so trat er doch gerne an diese Arbeit heran; aber schon in den ersten Stunden erschien ihm das Verfahren seiner beiden Lehrer recht bedenklich. Denn ohne sich miteinander zu besprechen, begannen sie ganz einseitig den Unterricht, als hätte der Schüler nur in dem Fache nachzuarbeiten, in welchem er jedesmal von dem einen der Herren unterrichtet würde. Und so wurde er mit einer Fülle von Lernstoff überhäuft, daß ihm davor schwindelte; man verlangte z. B., daß er in wenigen Tagen die hauptsächlichsten Regeln, die in den betreffenden, ihm noch ganz unbekannten Grammatiken der englischen und griechischen Sprache standen, auswendig lerne. Die Folgen dieses unpädagogischen Vorgehens konnten nicht ausbleiben. Dem Schüler ging bei diesem philologischen Dauerlauf der Athem aus, und da er noch Neuling war und somit nicht wußte, welche Anforderungen an einen Gymnasialtertianer überhaupt gestellt werden könnten, und er zu dem auch in die pädagogische Einsicht seiner Lehrer keinen Zweifel setzen durfte, ergriff ihn eine Art Verzweiflung. Er hatte nicht den Muth, zu

Digitized by Google

gestehen, daß er nicht im Stande sei, alles das zu leisten, was man von ihm forderte, und so nahm er, kurz entschlossen, zu etwas anderem seine Zuflucht.

Er erklärte den beiden Lehrern, sowie dem Director und Pastor Hansen, daß er es für nöthig halte, noch vor Ablauf der Ferien wieder nach Hause zu reisen, um noch einmal mit den Eltern zu erwägen, ob es für ihn, besonders wegen seines schon so weit vorgerückten Alters, doch nicht rathsamer sei, das Handwerk der Müllerei und Zimmerei, in dem er bereits genügend bewandert sei, wieder aufzunehmen. Mit Erstaunen nahmen alle diese Mittheilung entgegen; aber niemand kam dem jungen Manne mit einem Einwand oder machte ihm gar Vorwürfe; man sagte sich wohl, daß er alt genug sei, um selber am besten zu wissen, was ihm und seinem Fortkommen am dienlichsten sei.

So zog denn Johann Meyer wieder von dannen, dem Elternhause zu, und in einer nichts weniger als gehobenen Stimmung. Er kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, der sich aller Hoffnung begeben hat und daran zweifelt, je das zu erreichen, worauf bis dahin all sein Sinnen und Streben gerichtet war. Und beinahe hätten auch hier, wie so oft, ganz geringfügige Umstände das Geschick und den Lebensgang eines Menschen vollständig umgestaltet. Aber glücklicher Weise sollte es dazu nicht kommen.

Ein vollen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht wanderte unser Freund, und todtmüde kam er morgens gegen 3 Uhr bei der Sollerupер Mühle an. Dann ging er in den Garten und klopfte etwas schüchtern und zaghaft an das Fenster von Mütterchens Schlafstube. Und die Mutter mag nicht wenig erschreckt und überrascht gewesen sein, als sie des Sohnes Stimme vernahm. Aber liebend begrüßte und umarmte sie den Hoffnungslosen, redete ihm sanft und tröstend zu und begleitete ihn dann in seine Kammer, damit ihm vorerst die nöthige Ruhe werde. Hier umfing ihn denn auch bald ein fester und gesunder Schlaf; und als er am späten Morgen erwachte, erschien ihm alles, was ihn vordem so sehr beängstigte, daß er an sich selbst und seinem Können irre wurde, in einem viel freundlicheren Lichte. Aber sie, deren treues Mutterherz in der Sorge für die Kinder ganz aufging, wird wohl in dieser Nacht kein Auge mehr geschlossen haben und auch am andern Morgen, als sie früh an die gewohnte Arbeit ging, noch voller Bekümmerniß

Digitized by Google

gewesen sein. — Ein recht verwundertes Gesicht machte auch der Vater, als er den Sohn, den er kaum nach Meldorf gebracht hatte, schon wieder daheim fand; aber er machte es wie die Mutter: er verwand bald das Erstaunen und begrüßte sein Kind mit Liebe und Güte.

Aber was nun? — — Nach ruhiger Überlegung des Geschehenen mußten doch die Eltern dem Sohne sagen, daß er übereilt gehandelt habe; zunächst hätte er wohl einen anderen Ausweg suchen können, als gerade diesen, auf dem er mit einem Schlage alles das, was er bis dahin mit vieler Mühe, und großem Fleiße erreicht habe, verlieren müsse. Um einen solchen Schritt zu thun, seien doch auf der einen Seite die Ursachen und Bedenken zu geringfügig und auf der anderen die Folgen zu schwerwiegend. Und im Einvernehmen mit dem Vater hatte auch bald die verständige Mutter durch vernünftige und freundliche Vorstellungen den Sohn dahin gebracht, dies einzugestehen, und, wenn auch nicht unschwer, dazu bestimmt, nach Meldorf mit frischem Muthe zurückzukehren. Dort solle er es wenigstens einmal energisch versuchen, sich als Tertianer neben den Nebenschülern zu behaupten. Das werde ihm wohl gelingen, wenn er einmal im gehörigen Geleise sei. Zudem habe er ja durch den übereilt gefaßten Entschluß, wieder Müller und Zimmerer zu werden, noch garnichts verloren, da man mit dem Unterrichte noch nicht begonnen habe. Und so wurde noch vieles zu Gunsten seines Studiums angeführt und unserem Dichter zuletzt wieder Muth gemacht. — Noch heute segnet er die Eltern, die schon beide längst im Grabe liegen, für diesen Zuspruch und Rath.

So ging es wieder nach Meldorf; hier wurde er zum zweiten Male auf das freundlichste begrüßt und aufgenommen, und auch die beiden Lehrer, vor denen er in den ersten Unterrichtsstunden, die sofort wieder begannen, sein Herz ausschüttete, behandelten ihn nachsichtig und rücksichtsvoll. Und als die Ferien zu Ende waren und der Classenunterricht den Anfang nahm, gab es keinen glücklicheren Menschen auf Gottes Erde als unseren 22jährigen Tertianer inmitten der viel jüngeren Commilitonen.

Nun ging es rasch vorwärts, gleichwie mit Riesenschritten, auf das nächste Ziel, die Sekunda, zu. Zwar hatte er für die ersten Wochen im Englischen noch viel nachzuholen; aber im Lateinischen war es ihm schon leicht mitzukommen, und auch im Griechischen

Digitized by Google

ging es schon ganz nach Wunsch. Und als nach 8 Tagen der deutsche Ferienaufsatz über Solon's Worte: Nemo ante mortem beatus, den unser Freund noch nachträglich angefertigt und eingeliefert hatte, zurückgegeben wurde, da hatte er die große Freude, aus dem Munde des Classenlehrers zu vernehmen, daß seine Arbeit weitaus die beste von allen sei und er im Deutschen schon die Reife für Secunda habe. Wie dieser erste so waren auch seine anderen deutschen Aufsätze in der Tertia allen anderen voran, und auch sonst machte er so rasche Fortschritte, daß er im Herbste, als das erste Halbjahr seiner Gymnasialzeit verflossen war, als der erste und der beste von allen die Prüfung bestand und damit zugleich die Reife für Secunda errang. Wie groß mag nicht seine und der Eltern Freude gewesen sein, als er sich in den Michaelisferien nach Vertauschung der blauen Mütze mit der grünen als den Primus aller Secundaner vorstellen durfte! Mit freudigem Herzen nahm er nach Ablauf der kurzen Ferien Abschied von den Seinen! Und freudig entließen ihn diese, als ihn das Sonntagsgefährt des Vaters unter dessen Führung bis zur Eider brachte, von wo er zu Fuß nach Meldorf ging. Nach Meldorf — das ihm nun fast so lieb geworden war wie das kleine, bescheidene Dorf an der Treene und dessen von hohen Erlen und Pappeln umschattete, idyllisch belegene Mühle mit ihrem lauten Geklapper da drinnen und mit ihren sich rauschend drehenden und von Gischt und Schaum triefenden, mächtigen Rädern da draußen!

Bei dieser gehobenen Stimmung, in der sich nun Johann Meyer befand, war es nicht zu verwundern, wenn in seinem Innern auch jener Funke wieder aufzuleuchten begann, der vordem in einer Fluth von Widerwärtigkeiten dem Erlöschen so nahe gewesen war. Die Muse, die ihn seit lange scheu geflohen, kehrte zurück und umstrickte ihn wieder mit ihrem göttlichen Zauber.

So ward er wie neu geboren, und bewegten Herzens beschritt er am ersten Morgen des beginnenden Schuljahres die Schwelle der Secunda. Und noch weitere Veränderungen zum Besseren bedeutete dieser Schritt: gab es doch nunmehr eine größere Fülle von geistigen Genüssen für den fleißigen und wissensdurstigen jungen Mann, und gestalteten sich von diesem Zeitpunkte an seine Beziehungen nach außen noch angenehmer, als sie es bis dahin schon waren. Denn er war nicht nur bereits mündig, sondern im Besitze

Digitized by Google

von Erfahrungen und Kenntnissen, die ihn zur Theilnahme am gesellschaftlichen Leben der Erwachsenen berechtigt erscheinen ließen. So hatte er Zutritt zu einer Anzahl der besseren Familien der kleinen Stadt, besonders zu denjenigen, die mit der angesehenen und beliebten Familie des Propstes in Verkehr standen. Es wurden Gesellschaften gegeben, Ausflüge unternommen, Picknicks veranstaltet und Concerte, Kränzchen und Bälle besucht. An all diesen Vergnügungen betheiligten sich auch die Familien der Lehrer bis zum Rektor hinauf, wie sich überhaupt ein freundliches, fast familiäres Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern ausgebildet hatte, was neben der Menge des Interessanten und Fesselnden der einzelnen Lehrgegenstände und der Methode des Unterrichts nicht wenig dazu beitrug, den Besuch der Schule so angenehm zu gestalten, daß man fast mit Bedauern in die Ferien ging und sich jedesmal freute, wenn man wieder zur gemeinsamen Thätigkeit beisammen war.

Auch in der Secunda ging es mit unserm schon 23 jährigen Scholaren flott weiter, und auch hier waren seine deutschen Aufsätze fast immer die besten. Ebenso machten ihm die fremden Sprachen, besonders die beiden alten, durchaus keine Schwierigkeit, und als das erste halbe Jahr verstrichen war, ließ das Zeugniß nichts zu wünschen übrig. Darum erfreute ihn auch der Rector mit der Andeutung, daß vielleicht schon nach der nächstfolgenden Prüfung, am Ende des zweiten Semesters, seine Versetzung nach Prima erfolgen werde. —

Bevor wir die Schicksale unseres Freundes weiter verfolgen, wollen wir wieder einmal seine Familie und deren Heim aufsuchen. Schon während des Krieges, als der Sohn zum Militärdienste einberufen worden war, hatte der Vater im Hinblick auf die durch die Zeitläufe hervorgerufenen Stockungen im Betriebe seines Gewerbes und noch aus anderen Gründen, auf die wir gleich zu sprechen kommen, den Entschluß gefaßt, sein Besitzthum zu verkaufen. Es fand sich auch ein zahlungsfähiger Reflectant in der Person eines begüterten Mühlenbesitzers aus der Umgegend von Eckernförde, der die Sollerupper Mühle für einen seiner Söhne erwerben wollte. Aber die für die Herzogthümer eingetretenen verhängnißvollen kriegerischen Ereignisse hatten ihn zuletzt doch noch bestimmt, vorläufig von diesem Handel abzustehen und erst den Ausgang des Krieges ab-

Digitized by Google

zuwarten. Und als dieser dann später durch den Friedensschluß beendet worden war, erschien jener Müller aufs neue und es kam der Verkauf zu stande. Ganz besonders hatte die Mutter dazu gedrängt, deren Streben vor allem darauf gerichtet war, auch den anderen Kindern, drei Knaben und fünf Mädchen, das zu bieten, was für ihr späteres Fortkommen unumgänglich nöthig war. Und dazu gehörte vor allem ein besserer und umfassenderer Unterricht, als ihn die Dorfschulen zu Sollerup und Klein-Jörl gewähren konnten. So kaufte sich denn der Vater, nachdem der Mühlenbesitz an den neuen Käufer übergeben worden war, eine kleine Landstelle in dem Dorfe Sollerup, eine sog. halbe Hufe mit einem Grundbesitze von etwa 80 Tonnen Acker- und Wiesenland und einem lebenden Inventar von zwei Pferden, zehn Kühen und einigem Jungvieh sowie Schafen und Hühnern. Während er nun selbst den Betrieb des neuen Eigenthums mit Unterstützung einer der Töchter, die den Hausstand führte, leitete, übersiedelte seine Gattin mit den sieben übrigen Kindern nach der nahe gelegenen Stadt Schleswig und richtete dort in der Altstadt für sich und die Ihrigen in einer billig gemietheten Wohnung ein zweites kleines und bescheidenes Heim ein. Bei einer richtigen Verwaltung konnte nun auch die kleine Landstelle so viel Gewinn ergeben, daß nicht nur deren Besitzer, sondern auch dessen Familie in der Stadt ein genügendes Auskommen hatten, zumal die hauptsächlichsten Lebensmittel, wie Fleisch und Speck, Milch und Butter, Mehl und Brot, Kartoffeln und alles Gemüse sowie die Feuerung allwöchentlich vom Lande herein an die Stadtfamilie geliefert werden konnten.

So war denn nun für die des Unterrichtes noch bedürftigen Kinder die Gelegenheit zu einer genügenden Ausbildung geschaffen, und alles ging, wie gewünscht, von Statten. Auch unser Secundaner in Meldorf begrüßte diese Umgestaltung der Dinge daheim, und als im Juli 1852 die Zeit der Sommerferien gekommen war, begab er sich in Begleitung zweier Mitschüler, von denen der eine der Sohn des väterlichen Freundes, des Meldorfer Probsten, und der andere der des dortigen Kirchspielvogtes war, per pedes apostolorum auf die Reise, zunächst zu der Mutter und den Geschwistern nach Schleswig und dann zum Vater und der Schwester aufs Land.

Das war eine köstliche und in hohem Grade anziehende Reise,

Digitized by Google

die die drei jungen Leute da mit dem Stecken in der Hand und dem Ranzen auf dem Rücken, so ganz nach Studentenart von Meldorf aus über die Eider und von dort noch weit in das Herzogthum Schleswig hinein unternahmen. An einem schönen warmen Julitage, inmitten der Heuernte, marschirten sie morgens 8 Uhr aus Meldorf, gestatteten sich einen längeren Aufenthalt in Heide, wo sie das Denkmal Heinrich von Zytphen's an der Stätte besuchten, wo er verbrannt worden ist, und kamen erst gegen Abend über die Eider. Dann gingen sie in der Abendkühle noch etwa 2 Stunden weiter gen Norden und übernachteten auf einer großen Wiese in einem Heudiemen. Gegen Morgen wurden sie durch ein starkes Gewitter aus dem Schlafe geweckt, und nun eilten sie nach einem nahe gelegenen Gehöfte, wo sie gegen das Unwetter Schutz fanden. Als sich der Himmel wieder geklärt hatte, marschirten sie weiter und langten gegen 10 Uhr vor Schleswig an. Da lag sie nun vor ihnen, die schöne Stadt an der Schley, gar lieblich bespült von der blauen Bucht, umrahmt von waldigen Höhen und blumenreichen Wiesen und überfluthet vom Golde der Morgensonne. Von den Bustorfer Höhen riefen ihr die drei Wanderer ein helles: „Slesvicum amoenum, wir grüßen dich!" zu, und dann ging es hinein in die Stadt und in ihr zu der Mutter und den Geschwistern des ältesten der fahrenden Schüler. Und wie herzlich wurden sie hier begrüßt und empfangen! Hier nahmen sie nun für die vier Ferienwochen Quartier, und von hier aus unternahmen sie viele Ausflüge in die nächste Umgebung und darunter natürlich nach Sollerup und der Sollerupper Mühle.

So interessant es nun auch wäre, von diesen Spaziergängen und Ferienvergnügungen der damaligen Jugend, der Jugend vor nahezu 50 Jahren, noch mehr zu hören, so müssen wir doch, weil es uns zu weit von unserem eigentlichen Thema ableiten würde, darauf verzichten. Nur von etwas soll noch gesprochen werden, von einem poetischen Tagebuche, das Johann Meyer während dieser Zeit des Besuches in Schleswig führte und das er sich bis auf den heutigen Tag treu aufbewahrte als einen Schatz lieber Erinnerung, den er gerne einmal wieder in die Hand nimmt. Auch einen gewissen historischen Werth hat dies kleine Buch, wenigstens insofern, als sich in ihm die Inschriften einer großen Zahl von Kreuzen verzeichnet finden, welche auf jener Stätte errichtet wurden, wo man

Digitized by Google

— wie bereits erwähnt — nach der Schlacht bei Schleswig eine große Zahl von Gefallenen, Freund und Feind, zur ewigen Ruhe gebettet hatte. Auf dem großen Massengrabe steht schon nicht mehr jenes große Kreuz mit der Inschrift: „Friede sei mit Euch!" sondern ein anderes Erinnerungszeichen; und auch von jenen kleinen Kreuzen, womit Verwandte und Freunde das Gedächtniß der Tapferen, die ihr Leben für das Vaterland dahingaben, frisch zu erhalten wünschten, mögen schon verschiedene verschwunden sein. — Verloren und verschwunden! Aber in dem Tagebuch unseres Dichters, wenn sonst auch wohl nirgends mehr, sind die Inschriften noch erhalten.

Und auch manch kleines Gedicht steht auf den Tagebuchblättern, wie es der flüchtige Augenblick auf der Reise erstehen ließ; und eines darunter, welches an die Eindrücke erinnert, von denen des Dichters Herz und Gemüth erfüllt waren, als er in Begleitung des Vaters alle in der mörderischen Schlacht dahingemähten Menschenbrüder in zwei Reihen nebeneinander auf der Erde liegen sah, möge für die Leser unserer Festschrift hier wiedergegeben werden:

Die Gräber auf dem Friedrichsberger Friedhofe.

An der dunklen Kirchhofsmauer,
Sahst du wohl den Trauerort? —
Leise zittern Todesschauer
Über Grün und Blüthen dort! —
All die schwarzen Kreuze sagen,
Und die Kränze und das Band,
Wer an jenen Ostertagen
Starb den Tod für's Vaterland! —

Was das Leben streng geschieden,
Innig hat's der Tod vereint!
Alle ruh'n im süßen Frieden
Eines Grabes, Freund und Feind! —
Ausgesöhnt durch Todeswunden
Von des Schicksals weiser Hand,
Haben sie den Tod gefunden,
Jeder für sein Vaterland.

Digitized by Google

Ostern, als mit Frühlingsbeben
Leben überall erwacht,
Ach, wie manches Blüthenleben
Brach des Todes dunkle Macht! —
Doch das Land, darum gerungen
Jene Helden, kühn und groß,
Liebevoll hält es umschlungen
Alle jetzt im kühlen Schooß!

Knospet, Rosen! — Vöglein, singe
Sanfte Trauermelodie'n! —
Hoch um diese Kreuze schlinge,
Epheu du, dein Hoffnungsgrün! —
Blühet frischer rings im Kreise,
Alte Linden, voller Duft,
Überhaucht mit Blüthen leise
Diese große Heldengruft! —

An der dunklen Kirchhofsmauer,
Sahst du wohl den Trauerort?
Leise zittern Todesschauer
Über Grün und Blüthen dort! —
Ringsumher im weiten Kreise
Schlafen sie in sanfter Ruh', —
Und die Rosen decken leise
Kranz und Kreuz mit Blüthen zu! —

Sed fugit interea, fugit irreparabile tempus, unwiederbringlich entfliehet die Zeit; und so entflohen auch die schönen Stunden dieser Ferientage, und als der Unterricht wieder begann, wurde von unserem Freunde mit umso größerer Anstrengung gelernt und gearbeitet, damit er das Ziel, auf dessen Erreichung ihm der Rector bereits Hoffnung gemacht hatte, um so sicherer erreiche. Und es gelang ihm auch: Michaelis 1852 wurde er Primaner!

Aber nun ging es nicht mehr in diesem schnellen Tempo weiter, und das war auch nur von Vortheil für den ganzen Bildungsverlauf des nun schon angehenden Studenten. Er hatte zwei volle Jahre die Prima zu besuchen, und als er sich dann, im Herbste 1854, der Abiturientenprüfung unterzog, erhielt er in allen Fächern ein gutes Zeugniß, so daß er nunmehr die Universität zu Kiel als Studiosus theologiae beziehen konnte.

Bevor wir ihn aber dorthin begleiten, wollen wir noch ein wenig bei seiner Gymnasialzeit verweilen und einiges hervorheben,

Digitized by Google

was der Erwähnung wohl werth sein dürfte. Hatte er schon als Secundaner manche freie Stunde mit Fabuliren und Dichten verbracht, so geschah dies noch mehr während der Primanerzeit. Denn während dieser beiden Jahre standen ihm hierfür Stunden genug zur Verfügung; und eine nicht geringe Zahl von hochdeutschen und plattdeutschen Gedichten aus dieser Periode zählen auch heute noch mit zu dem Besten, was er überhaupt geschaffen hat. Zu ihnen gehören ganz besonders die meisten seiner plattdeutschen Balladen „Ut olen Tiden", von denen einige in ihrer Entstehung noch in die Secundanerzeit zurückgehen, so die Dichtung „Heinrich von Zutphen", deren tragische Handlung sich in ihrem Anfange in eben demselben Hause abspielte, wo das Gedicht entstand. Denn in dem alten Pastoratsgebäude, in dem unser Dichter nach der Gartenseite hin ein gemüthliches Erkerstübchen bewohnte, verweilte der Bruder Heinrich als Gast bei dem ihm gleichgesinnten Meldorfer Pastor Nicolaus Boie, einem Vorfahren Heinrich Christian Boie's, des Herausgebers des Göttinger „Musenalmanach". Auf Einladung einiger Meldorfer, namentlich einer reichen Wittwe, die Luther's Lehre zugethan waren, hatte sich der protestantische Sendbote, der in Bremen einer Gemeinde vorstand, nach dem holsteinischen Städtchen begeben, um hier einige Wochen im Geiste des Wittenberger Professors zu predigen. Da drang in der Nacht vom 10. auf den 11. December 1524 ein von Heide kommender, trunkener, fanatischer Haufen gewaltsam in das Meldorfer Predigerhaus, riß die beiden Geistlichen aus ihren Betten und zerrte sie, die nur mit einem Hemd bekleidet und barfuß waren, auf die Straße in den Schnee. Hier ließ man ab von dem Pastor Boie, fesselte aber dem jungen Prediger die Hände mit einem Strick und band diesen an den Schweif eines Pferdes. So schleppte man ihn unter beständigen Mißhandlungen nach Heide, wo er am anderen Morgen von einem „Glaubensgerichte" als Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Doch lassen wir den Dichter reden, der in einer schöneren Form, als es uns gelingen will, das Ende des jungen Predigers geschildert hat:

Digitized by Google

Heinrich von Zytphen.

(1524, December 11.)

De Wächter geiht un röppt op Een,
Ganz Meldörp liggt to ſlapen;
Keen Hand vör Ogen is to ſehn,
Keen Husdöhr ſteiht mehr apen.
Wat tüggt denn dar herop de Strat,
So ſtill, als weern't Geſpenſter?
En Lücht vöran, — na't Paſtorat
Un ſachen dör dat Fenſter? —

Un geiht de Döhr, — nu ward dat lud,
En Poltern un en Larmen.
Twee Menſchen ſtöt un ſlagt ſe 'rut
Un ſla't ſe ahn' Erbarmen.
Dar weer keen Hülp, keen Rettung mehr,
Dar wurr keen Gnad mehr geben;
De Fremme mit de Fremme Lehr
Schull't büßen mit ſin Leben.

Half nakelt — un in Is un Snee
Un blödig allerwegen
Hett dor Herr Boie op de Knee
Um Broder Heinrich legen;
Dat röhr ſe ni; — ſe leeten man
Denn Preeſter wedder lopen,
Den annern awers bunn de Hann
Se mit en Strick tohopen.

Un vörwarts gung dat in de Nacht,
verhöhnt vun alle Siden;
Un Stot um Stot, — un Slag um Slag,
Wat muß Herr Heinrich liden!
Barfot un in de dullſte Küll
Gungt wider, jümmers wider;
Herr Heinrich folgt ehr bleek un ſtill
Un bevt an alle Glieder.

Un ob he ſtöhn, un ob he blött,
Se hör'n ni na ſin Klagen;
Un ſack he mal, ſo wurr he ſtött,
Un full he, — wurr he ſlagen.
In Meldörp leep Herr Boie rum
Un klopp ſe ut de Betten,
Sin Fründ vun't Evangelium,
To hölpen un to retten.

Digitized by Google

Doch ehr se keem'n, weer't all to lat,
Sick in de Sak to miſchen!
Dar harrn ſe all de Geeſt tofat,
Dat Swinmoor leeg dartwiſchen. —
So keem'n ſe ſeker mit em an
Op egen Grund un Boden,
Nu hölp Di Gott, du arme Mann!
Wer weer ſick dat vermoden!

He ſack tohop, bedeckt mit Wunn,
He ſleh ſe um ſin Leben;
Dar wurr he achter'n Peerſteert bunn
Un als en Slachtveh dreben.
Von babn de Regn, — un neern de Snee;
Dat wurr en grulich Weller!
Un in de Heid dar ſmeeten ſe
Em in de depſten Keller.

Un in de Heid des Morgens lat,
Wul op'n Marktplatz buten,
Dar weern ſe um ſin Dod to Rath
Un kunn ſick nich entſluten;
Dar ſchreeg dat Volk: „In Düwels Namen
Tom Füre to! dat hüden
Wie ſo darför to Ehren kamn
Bi Gott un alle Lüden!

Un ut'n Keller togn ſ' em 'rut,
De Straten langs vun Heide;
Dar harrn ſe'n Sünderhupen bu't
To Otzen op de Weide.
De Schinner ſlep em hin to Ste',
Wat heel he ut, wat lee' he!
He ſweeg un fohl de Hann un be':
Dein Wille, Herr, geſchehe!

Süh dar! wat löppt un drängt ſick dör'
Un ſchriggt in Angſt un Nöthen?! —
Wieb' Junge is't, vun Mieldörp her,
Se fallt de Herrn to Föten;
Se beedt wul all ehr Gut un Geld,
Se lett ſick ſlagn un ſtöten
Un kann för allens in de Welt
Dat Unglück doch ni möten.

Digitized by Google

Nu wurr he knewelt, wurr he bunn;
Un rügglangs op en Ledder
Le' he den Dod twee vulle Stunn
Un jümmers lev he wedder.
In'n Regen wull dat Für ni brenn; —
Noch be' Herr Heinrich liſen;
Dar mak dar'n Smid de Qual en Enn
Un ſlog em mit ſin Iſen.

De Slag weer faſt! he drop em gut!
Uuſ' Herrgott mag't vergeben!
Dat Blot dat ſtörrt — un ahn' en Lud
Swev ſtill de Seel na'n Heben.
De annern Dag bi Spel un Danz,
So hebbt ſe em begraben,
Wat weer darbi? ! — — he harr ſin Kranz,
Sin Kranz ja all dar haben! — —

Wir haben bereits oben angedeutet, in welch angenehme geſellſchaftliche Stellung unſer Dichter zugleich mit ſeinem Eintritte in die Secunda gekommen war. Selbſtverſtändlich hatte ſich hierin während ſeiner Primanerzeit nichts geändert; im Gegentheil: er erfreute ſich dieſer Stellung in einem umſo höheren Maße, je näher er dem feierlichen Acte der Entlaſſung rückte. Aber auch als Dichter ſtand er bei ſeinen Commilitonen, bei ſeinen Lehrern und allen, mit denen er geſellſchaftlich verkehrte, in ſtets zunehmendem Anſehen. Das waren alſo alles Leute, die zur Elite der Meldorfer Geſellſchaft gehörten. Denn in jenem kleinen, mehr ländlichen als ſtädtiſchen Orte bildeten die Beamten, zu denen ja auch die Lehrer zählen, die Ärzte und der wohlhabende Apotheker, die hier als Rentner lebenden von der Umgegend hereingezogenen früheren Marſchhofbeſitzer und einige beſonders angeſehene Kaufleute mit ihren Familien die höheren und vornehmen Schichten. Und die erwachſenen Töchter aus dieſen Familien, faſt alle frühere oder derzeitige Schülerinnen der am Orte befindlichen Mädcheninſtitute, einerſeits — und die Gymnaſialſecundaner und -primaner ſowie einige andere Jünglinge, die ſich bei einem Landmeſſer auf das Landmeſſerexamen vorbereiteten, andererſeits waren die Crême der Jungen, unter denen auf Seite der männlichen Hälfte vor allem die Primaner das prae hatten.

Bald aus der einen, bald aus der anderen Familie ergingen

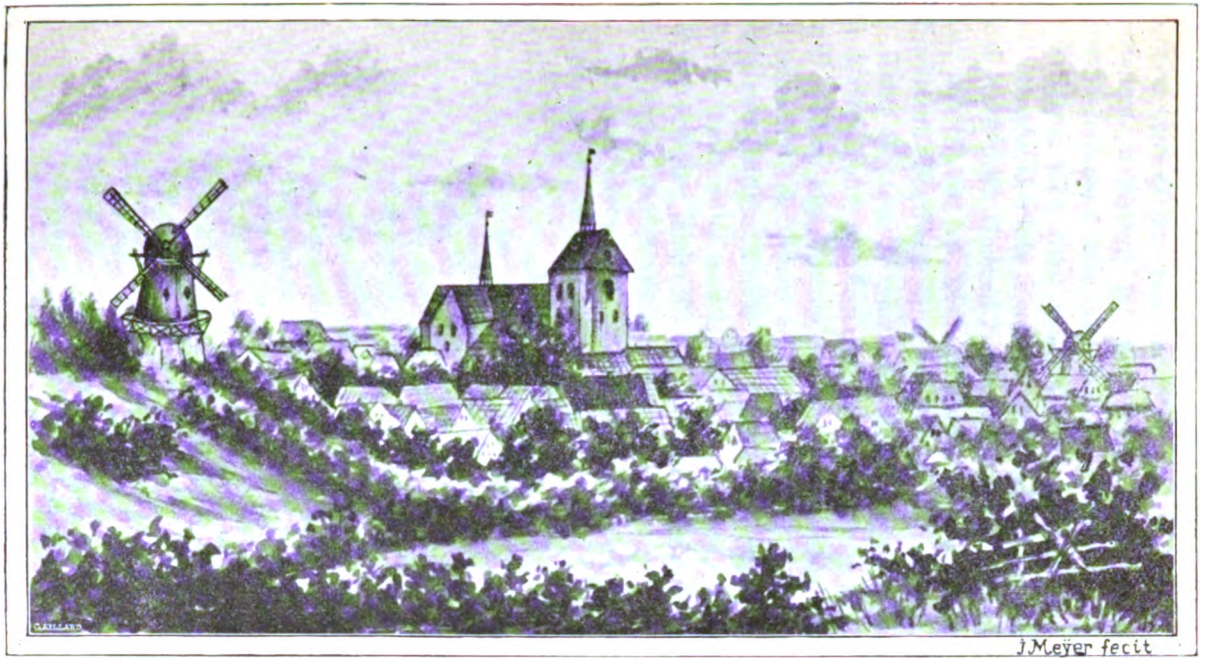
Digitized by Google

die Einladungen an sie. Es wurden die Geburtstage gefeiert, Ausfahrten gemacht, Kränzchen veranstaltet und nicht selten auch Privatbälle gegeben, die damals besonders beliebt waren und für die jungen Damen und Herren einen großen Reiz hatten. Bei Gelegenheit eines solchen Balles, der nicht in Meldorf, sondern in Heide stattfand, im Hause des Landvogtes Hansen, dessen Sohn ein Schüler des Gymnasiums in Meldorf war, und wozu einige Primaner und Secundaner Einladungen erhalten hatten, lernte unser Dichter eine in ihrem Heimathlande hochangesehene Schwester in Apoll, die dithmarsische Dichterin Sophie Dethlefs, kennen. Ganz besonders interessirte ihn ein von dieser Dame in plattdeutscher Sprache verfaßtes größeres Idyll „De Fahrt na de Isenbahn," das bald nach Eröffnung der Altona-Kieler Eisenbahn, also schon damals, als er noch ein Knabe war und von einer neuen plattdeutschen Poesie in Schleswig-Holstein noch sonst keine Spuren vorhanden waren, in einem schleswig-holsteinischen Jahrbuche oder Kalender gestanden und in beiden Herzogthümern wie schon über deren Grenzen hinaus ein freudiges Aufsehen erregt hatte. Es befindet sich auch in der später von dieser Dichterin herausgegebenen Sammlung ihrer hoch- und plattdeutschen Gedichte und ist auch heute noch als eine der schönsten Perlen in der gesammten plattdeutschen Litteratur zu betrachten. Jener Abend, welchem unser Dichter die persönliche Bekanntschaft mit dieser Dichterin verdankte, ist seinem Gedächtnisse in unauslöschlicher Erinnerung verblieben.

Daß bei derartigen Vergnügungen in Augenblicken, die besonders dazu geeignet erschienen, auch die poetische Ader unseres Dichters zu sprudeln begann und sich vielfach in extemporirten Toasten in gebundener Rede Luft machte, so auch hier in einem begeisterten poetischen Hoch auf die Dichterin, ist wohl nicht zu verwundern, ebenso nicht, daß die fröhliche, gesellschaftliche Stimmung aller Theilnehmer dadurch noch bedeutend erhöht wurde. Und wen könnte es befremden, wenn auch schon der kleine Amor bei solchen festlichen Vergnügungen hüben und drüben sein loses Spiel trieb?!

Auch unser Dichter machte hiervon keine Ausnahme, und wieder einmal schlug ihm die Stunde, wo er von dem Pfeil des kleinen Gottes schwer verwundet wurde. Sein leicht entzündbares Herz stand in hellen Flammen! Die junge, hübsche und lebensfrohe

Digitized by Google



Fernansicht von Meldorf im Jahre 1852.
Nach einem Aquarell von Johann Meyer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tochter eines vor Jahren verstorbenen Kirchspielvogtes aus der Umgegend hatte es ihm angethan. Sie lebte mit den erwachsenen Geschwistern in Meldorf bei ihrer Mutter, einer Rentnerin; da sie poetisch veranlagt war, für Poesien „schwärmte," schön wie eine Nachtigall sang, einen sprudelnden Witz, einen stets heiteren Sinn und gesellschaftliche Tournüre besaß, machte sie auf unseren Freund einen tiefen Eindruck. Aber auch er war ihr nicht gleichgültig; und so war es selbstverständlich, daß dieses anscheinend gleichgestimmte Paar bald Freundschaft und Liebe tauschte.

Dann aber kam die Stunde der Entlassung vom Gymnasium; unser Dichter hatte die Abschiedsrede zu halten, und er brachte sie auch tadellos zum Vortrag, so daß er von allen Anwesenden, wozu namentlich die Lehrer mit ihren Frauen, die sämmtlichen Schüler, eine stattliche Anzahl von Vätern und Müttern aus der Meldorfer haute volée und als Letztes, aber nicht Geringstes auch ein Kranz lieblicher junger Damen, worunter natürlich auch „sie", gehörten, reichen Beifall erntete.

Das vom Redner selbst gewählte Thema war der zweite Spruch des Confucius in der Schiller'schen Form:

Dreifach ist des Raumes Maß,
Rastlos fort ohn Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn!
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten!
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

In Ermangelung einer Aula in dem steinalten Gebäude des Gymnasiums, das früher ein Dominikanerkloster gewesen war, fand der feierliche Act der Entlassung in irgend einem anderen Locale

Digitized by Google

statt, das den nöthigen Platz gewährte, aber nicht zur Schule gehörte und zu Zeiten auch wohl profanen Zwecken diente. Auch ein Orchester, bestehend aus 6 bis 8 Musikanten der städtischen Kapelle, kam bei dieser Feier regelmäßig zur Verwendung. Es hatte durch passende Vorträge die Pausen zwischen den deklamatorischen und rhetorischen Nummern des Festprogramms auszufüllen und stimmungsvoll auf das Kommende vorzubereiten. In der Nähe dieses Orchesters, dessen Klarinette und Flöte sammt Trompete und Brummbaß ihr Möglichstes thaten, damit die Feier auch eine musikalische Weihe erhalte, saßen gemeinsam an einem großen Tische der Rector mit den Lehrern, Abiturienten und Declamatoren, die bei der Feier zu irgend einem Vortrage das bekränzte Katheder noch zu besteigen hatten. Der alte, liebe Rector, mit seinem weichen, warmen und tiefen Gemüthe auch ein großer Freund der schönen Kunst der Töne, achtete stets sorgfältig darauf, daß die bei dem feierlichen Actus zu Gehör gebrachten Musikstücke in Inhalt und Stimmung dem jedesmaligen Vortrage möglichst entsprachen; und da dieser dem Humor so gut wie nie ein Plätzchen einräumte, hatte es das Orchester fast ausschließlich mit Compositionen ernsten Charakters zu thun.

Für unseren Poeten war aber die Feier schon ohne die Musik ernst genug; stand ihm doch nach dem Abschiede von der Schule noch ein anderer, viel herberer bevor. Und in der Meinung, daß eben darum ein heiteres lustiges Stückchen mehr am Platze sei als ein ernstes, durch das ja nur seine Stimmung und die einer gewissen anderen noch weiter herabgedrückt werden könnte, bestellte er bei dem taktirenden Musiker, der ihm von den Concerten und Bällen her ein alter Bekannter war und bei dem er auch wegen seiner Gedichte schon längst einen Stein im Brett hatte, als Ouvertüre zu seinem Vortrage einen lustigen Schnellwalzer! Dieses zwar sonst nicht gerade opportune Tonstück war bei dem Zwecke, den unser Freund im Auge hatte, insofern ganz gut gewählt, als es bei der im Saale anwesenden Geliebten, mit der er sich ja so oft nach dem $^3/_4$ Tacte einer solchen Musik süßschwärmend im Tanze gedreht hatte, schöne Erinnerungen wachrufen und so wie ein lindernder Balsam auf den herben Abschiedsschmerz einwirken konnte.

Als aber die Klänge des Schnellwalzers durch den Saal dahinbrausten, da wurden alle Anwesenden in ein nicht gelindes Erstaunen versetzt; und das Gesicht des guten Rectors wurde immer

Digitized by Google

länger und länger und immer ernster und unwirscher, je länger die lustigen Weisen dieses Lieblingstanzes der Meldorfer jeunesse dorée ihr Gaukelspiel trieben. Und als ihm der geliebte Schüler am andern Tage die Hand zum Abschiede reichte, da konnte der alte Lehrer doch nicht umhin, ihn in ernsten Worten auf sein ungebührliches Vorgehen und auf das Unpassende einer solchen Musik bei einem so feierlichen Acte hinzuweisen.

Bei „ihr" aber schien unser Poet mit seinem Streiche alles erreicht zu haben, was er bezweckte; denn der Abschied wurde ihr auffallend leicht, jedenfalls unendlich viel leichter als ihm, der sich am liebsten stante pede noch als mulus mit ihr öffentlich verlobt hätte. Mulus, d. h. Maulthier, nennt man bekanntlich den angehenden Studenten, dessen Species wie bei jenem Vierfüßer nicht festzustellen ist; denn er gehört weder dem Gymnasium an, noch zu den akademischen Bürgern einer Universität. — Nun, glücklicherweise kam es nicht zu dieser Verlobung, weil sie meinte, damit könne man vorläufig gerne noch etwas warten, etwa bis gegen die Zeit des letzten großen und abschließenden Candidatenexamens. Und ein Glück war es für beide, daß sie das meinte. Übrigens wäre ihnen bei diesem Warten die Geduld auf eine recht harte Probe gestellt worden; denn jenes Examen ist bis heute noch nicht gemacht worden! Aber wir wollen dem Laufe der Begebenheiten nicht weiter vorgreifen, sondern uns damit begnügen, hier nur kurz anzudeuten, von wie langer Dauer diese schöne Zeit der jungen Liebe denn gewesen ist, — und das können wir am besten durch die Wiedergabe einer stimmungsvollen Dichtung unseres Poeten.

Eisblumen.

Was sitzt er denn und brütet still im Traum?
Laut heult der Winter draußen durch die Gassen
Mit Sturm und Schnee; — vier Monde sind es kaum,
Seit man ihm schrieb, sie habe ihn verlassen.

Nun wacht er auf, es weckt ihn das Gebraus
Aus seinem Traum, darin er still vergangen;
Er fährt empor, und wie er blickt hinaus,
Sieht all die Blumen er am Fenster prangen.

Da funkelt es in seinen Augen hell,
Es wollt', als ob er Thränen hätt', ihm scheinen;
O öffne dich, du längst versiegter Quell,
Noch einmal möcht' um seinen Schmerz er weinen!

Digitized by Google

Jüngst saßen noch sie draußen, Herz an Herz
Und Hand in Hand und Blick in Blick versunken;
Von ihren Lippen hat den süßen Schmerz
Der Liebe bis zur Neige er getrunken.

Und aus den Blumen haben sie vereint
Die schönsten sich in heil'ger Stunde gebrochen
Und Freudenthränen haben sie geweint
Und durch die Blumen haben sie gesprochen.

Und als er ging, als er den letzten Gruß
Ihr scheidend gab, da weinte sie aufs neue,
Und einen Blumenstrauß zum letzten Kuß
Gab sie als Pfand ihm ew'ger Liebestreue.

Ha, schneller als die Blumen welken hin,
Schwand ihre Treu', die ewig sie verheißen!
Was wollt ihr nun an seinem Fenster glüh'n,
Ihr Blumen, neu die Wunde aufzureißen? !

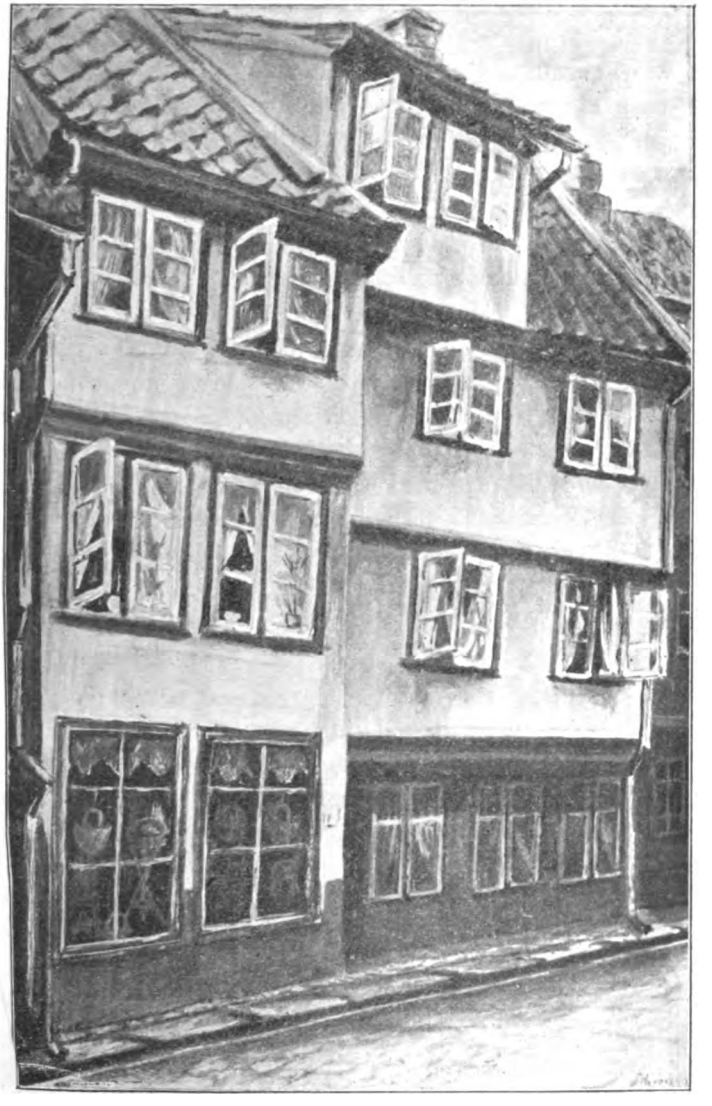
Er sitzt und sinnt, das dunkle Herz so schwer;
Wo eine Blume, die ihn noch erfreute? --
Sie welkten all' und keine blieb ihm mehr,
Als eisige, die ihm der Winter streute! -

Und eisig fährt der Winter durch das Herz,
Das, einst so reich, des Glücks soviel besessen,
Das, nun so arm, so arm in seinem Schmerz,
Die Eine, die es brach, nicht kann vergessen.

Warum auch schwand der süße Wahn so bald?
Getäuscht, — verlassen, - einsam und betrogen! —
O, fort mit euch, ihr Blumen, bleich und kalt,
Er weint, daß eure Schwester ihm gelogen! — -- —

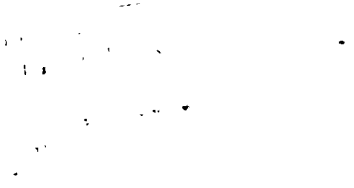
Also im Herbste 1854, nach einem herzlichen und wehmüthigen Abschiede von dem geliebten Meldorf und allen Lieben darin, bezog Johann Meyer die Universität in Kiel, und vier Monate später dichtete er während eines wilden Schneegestöbers da draußen hinter den von Eisblumen bedeckten Fensterscheiben seines bescheidenen Stübchens jene Strophen. Mit der Schwermuth, die ihn damals drückte, wurde der Bruder Studio bald fertig. „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang uns Lenz und Jugend blüh'n?" Und einem so offenen und empfänglichen Gemüthe, wie es unser Freund besaß, sprossen überall und immer, auch mitten im Winter, Frühlingsblumen, und er ließ sie nicht unbeachtet. Was ihm die

Digitized by Google



Johann Meyers Studentenwohnung in Kiel
(zweite und erste Etage links).

Digitized by Google



Digitized by Google

flüchtigen Stunden an heiteren Genüssen darboten, das hat er auch genossen; und bei dieser Gestaltung der Dinge konnte er nun auch seinem vormaligen Lieb nicht mehr zürnen.

Der Wechsel, d. h. die pecuniäre Unterstützung, die der Studiosus von seinen Eltern empfing, war nicht gerade hoch bemessen; er betrug 80 bis 100 Mark für das Jahr. Außerdem genoß er ein paar kleinere Stipendien für Theologie-Studirende aus seiner Vaterstadt Wilster; es gelang ihm auch mehrfach, durch Ertheilung von Privatstunden seinen Kassenverhältnissen etwas aufzuhelfen. Aber es würde ihm doch nicht möglich geworden sein, sich während der Studienzeit in Kiel zu halten, wenn ihm nicht die Eltern auch Unterstützungen in Victualien in reichlicher Menge hätten zukommen lassen. So erhielt er vom Hause Butter, Weiß- und Schwarzbrot, Schinken, Rauchfleisch, in Sauer prägnirtes Schweinefleisch (vulgo: Sülze und Preßkopf), mitunter auch frisch gebratenes Rindfleisch und überdies Kartoffeln, alles im Überfluß. In regelmäßigen Zwischenräumen erfreute ihn mit diesen Zusendungen die treusorgende Mutter, welche auch die Beschaffung der Wäsche übernommen hatte. Unter diesen Verhältnissen war es unserm Dichter natürlich unmöglich, eine andere Universität als die seines Heimathlandes zu besuchen.

Und indem er seiner materiellen Lage Rechnung trug, miethete er sich auch eine der billigsten Wohnungen, die überhaupt zu haben waren. Er wohnte in einer, wenn auch nicht gerade weit von der Universität gelegenen, so doch engen, versteckten und nichts weniger als schönen Gasse, der Faulstraße, ungefähr da, wo in sie hinein die vom Markte hinunterführende Küterstraße mündet, in einem alten und kleinen Hause, das einem Korbmacher gehörte. Seine Wirthsleute waren ein in ärmlichen Verhältnissen lebendes Ehepaar, das sich erst vor kurzem in dem obersten Stockwerk ein überaus bescheidenes Heim eingerichtet hatte. Der Mann war Schuster und wenige Tage vor der Hochzeit auf Grund eines Meisterstückes vom Gesellen zum Meister avancirt. Die junge Frau, eine heitere Thüringerin, war äußerst tüchtig, fleißig und stets zufrieden. Ihre Wohnung hatte zwei recht kleine Stuben und und eine dazwischen liegende dunkle Küche. Das eine der beiden Zimmerchen, das nach der Hofseite lag, war zugleich Werkstätte und das andere, dessen Fenster nach der Straße gingen, die soge-

Digitized by Google

genannte beste Stube. Diese nun vermiethete die Frau Meisterin in Übereinstimmung mit dem Gatten dem Studenten für 7 Mark Courant, nach jetzigem Gelde für 8 Mark 40 Pfg. im Monat. Und für diesen Preis hatte der Miether nicht allein die Stube mit Aufwartung, sondern auch noch morgens eine Tasse Kaffee und abends eine Tasse Thee; dann besorgte ihm auch noch die Frau jeden Mittag das Abschälen und Kochen der nöthigen Anzahl seiner Kartoffeln sowie das Häuten einer Zwiebel und das Schmelzen bez. Braten der dazu gehörigen, seinem Buttertopfe entnommenen Butter.

Das sämmtliche Mobiliar und Inventar der kleinen Stube bestand aus einem altersschwachen Tisch mit Decke, einer ebenso beschaffenen leeren Bettstelle deren Bettzeug der Studiosus mitgebracht hatte, einem Koffer, der sein Eigenthum war, vier „antiken", recht hart gepolsterten und wohl erst zur Hochzeit von einem Trödler gekauften Stühlen, den Gardinen von zweifelhafter Güte für die beiden kleinen Fenster, einem Eckbrett mit daran befestigter Gardine, hinter der die Garderobe aufgehängt werden sollte, einem kleinen Spiegel und einer alten Öllampe. Und dieses Zimmerchen mit seiner ärmlichen Einrichtung genügte den bescheidenen Ansprüchen seines Insassen, der hier nicht allein fleißig studirte, sondern auch gar oft den Pegasus tummelte: er fühlte sich wohlig und zufrieden, vielleicht mehr als andere, die von Prunk und Reichthum umgeben sind.

Zwischen dem jungen Ehepaare und dem Studiosen entspann sich nach und nach ein fast freundschaftliches Verhältniß. Er stand bei ihnen hoch angeschrieben, vielleicht schon infolge der massenweise in seiner Stube umherliegenden poetischen Manuscripte, in die das neugierige Auge der jungen Frau wohl dann und wann einmal hineinsah, wenn der Autor im Colleg saß, vielleicht auch aus einem mehr materiellen Interesse, weil er von jeder Sendung vom Hause den jungen Eheleuten einen ansehnlichen Theil als Probe abgab. Aber der Umstand, daß sich der Schuster und sein Ehegesponst noch in den Flitterwochen befanden und die poetischen Ergüsse des Einlogirers fast lauter kleine, rührende Liebeslieder waren, scheint dafür zu sprechen, daß die freundschaftliche Zuneigung zu dem Stubenbewohner auf idealistischem Boden entsprossen ist. Bald konnten es die Wirthsleute auch nicht mehr ansehen, daß

Digitized by Google

sich der junge Dichter ohne Sofa behelfen mußte; sie fingen an zu sparen und hatten auch bald soviel zusammen gespart, daß sie sich bei einem Trödler das betreffende Hausgeräth erstehen konnten. Aus Dankbarkeit hierfür übernahm der Student bei dem ersten Sprößling die Gevatterschaft, und der kleine Schuster erhielt in der Taufe den Rufnamen Johann. Im zweiten Jahre erhielt der Dichter noch eine ganz nette Schatulle, derselben Niederlage entstammend, die vordem Stühle und Sofa geliefert hatte. Etwas später bezog er mit dem Ehepaare und dem Pathenkinde eine andere Wohnung in demselben Hause, nur ein Stockwerk tiefer. Das neue Heim war in nichts von dem alten unterschieden, gewährte aber, namentlich in Rücksicht auf die zunehmende Kundschaft des Schusters, den großen Vortheil, daß es um eine Anzahl von Treppenstufen tiefer lag.

Unser Studiosus der Theologie erleichterte sich erheblich die Schwierigkeiten, die ihm der Besuch der Universität bereitete, dadurch, daß er sich die Collegiengelder bis auf spätere Zeiten stunden ließ. Werfen wir nun einen Blick auf die verschiedenen Disciplinen, welche er sich von Semester zu Semester für das Studium auswählte. Hiermit wollen wir zugleich die Zeugnisse der Professoren wiedergeben, um so auf den Fleiß hinzuweisen, mit dem Johann Meyer den ihm dargebotenen Stoff zu verarbeiten und sich zu eigen zu machen bemüht war. Im Wintersemester 1854/55 hatte er belegt:

Logik und Metaphysik, 4 stündlich, bei Professor Chalybäus; ununterbrochener Fleiß,

Briefe an die Römer, 4 stündlich, bei Professor Wieseler; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam,

Universalkirchengeschichte, 3. Theil, 5 stündlich, bei Prof. Thomsen; völlig unausgesetzter Fleiß und rühmlichst aufmerksame Theilnahme,

Einleitung ins Neue Testament, 4 stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Einleitung in das Alte Testament, 6 stündlich, bei Prof. Dillmann; fortwährend ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Philosophie seit Kant, einstündlich, bei Prof. Harms; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Im Sommersemester 1855:

Geschichte der neueren Philosophie, 4 stündlich, bei Prof. Thaulow; sehr fleißig und aufmerksam,

Digitized by Google

Geschichte der Kunst bei den Griechen und Römern, einstündlich, bei Prof. Thaulow; sehr fleißig und aufmerksam,

Ästhetik, einstündlich, bei Prof. Chalybäus; unausgesetzt fleißig,

die Psalmen, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam bis zu Ende,

die drei ersten Evangelien, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam bis zu Ende,

deutsche Übungen, einstündlich, bei Prof. Müllenhoff; sehr fleißig und aufmerksam.

Im Wintersemester 1855 bis 56:

Der Korintherbrief, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichnet fleißig,

Schleiermachers System, einstündlich, bei Prof. Fricke; fleißiger Besuch und vorzügliche Aufmerksamkeit,

Allgemeine Kirchengeschichte, 3. Theil (neuere Kirchengeschichte seit Luther), 4stündlich, bei Prof. Thomsen; völlig ununterbrochener Fleiß und rühmlichst aufmerksame Theilnahme,

Apostolisches Zeitalter, 1stündlich, bei Prof. Thomsen; ebenso,

Anatomie, 6stündlich, bei Prof. Behn; fleißig besucht,

Experimentalphysik, 6stündlich, bei Prof. Karsten; unausgesetzt besucht,

Deutsche Übungen (Walther von der Vogelweide), 1stündlich, bei Prof. Müllenhoff; sehr fleißig und aufmerksam.

Im Sommersemester 1856:

Dogmatik, 1. Theil, 4stündlich, Hebräerbrief, einstündlich, Paulinischer Lehrbegriff, einstündlich, bei Prof. Fricke. Vorzüglicher Fleiß und gleiche Aufmerksamkeit für die drei vorstehenden Vorlesungen,

Anthropologie und Physchologie, 2stündlich, bei Prof. Thaulow; sehr fleißig und aufmerksam.

Im Wintersemester 1856 bis 57:

Dogmatik, 2. Theil, 4stündlich, Leben Jesu, 2stündlich, Wesen des Protestantismus, 2stündlich, Colloquium über Dogmatik, einstündlich, bei Prof. Fricke. Vorzüglichster Fleiß und gleiche Aufmerksamkeit für sämmtliche Vorlesungen,

Nordische Mythologie, einstündlich, bei Prof. Mollbach; sehr fleißig und aufmerksam.

Digitized by Google

Im Sommersemester 1857:
Ethik, 2stündlich, Messianische Weissagungen, 2stündlich, bei Prof. Fricke. Vorzüglichster Fleiß und gleiche Aufmerksamkeit für beide Vorlesungen,
Über die menschliche Seele, 2stündlich, Religionsphilosophie, 2stündlich, bei Prof. Chalybäus. Fleißiger Besuch beider Vorlesungen.

Wintersemester 1857 bis 58:
Encyklopädie der Theologie, 4stündlich, bei Prof. Fricke; vorzüglichster Fleiß und gleiche Aufmerksamkeit,
Über Schelling und Hegel, 2stündlich, bei Prof. Thaulow; ausgezeichnet fleißig,
Nordische Alterthümer, einstündlich, bei Prof. Mollbach; vorzüglich fleißig besucht,
Psychologie, 2stündlich, bei Prof. Harms; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Wie man aus dieser Übersicht ersehen kann, war der in seinem bescheidenen Stübchen in der Faulstraße hausende Dichter — er wohnte, dort so lange er Student war — allen Ernstes beflissen, seine Universitätszeit bestens auszunützen. Er „schwänzte" fast nie ein Colleg, führte und vervollständigte gewissenhaft seine Hefte und legte sich während seiner sieben Semester einen umfangreichen Schatz von theologischen Kenntnissen an. Aber je mehr er die Wissenschaft der Gottesgelahrtheit studirte, desto mehr gelangte er zu der Überzeugung, daß sie ihm als Berufswissenschaft niemals volle Zufriedenheit gewähren könne und daß er somit noch nicht auf dem richtigen Wege sei, eine Lebensstellung, in der er auch ein dauerndes Lebensglück finden werde, zu erreichen. So schwankte er, ob er sich nicht lieber doch noch einem anderen Studium widmen solle; aber er hatte nicht den Muth, dies der Mutter und anderen gegenüber, denen er sich verpflichtet glaubte, auch nur auszusprechen, geschweige denn auszuführen. Infolge häufigen Umgangs mit einigen seiner Commilitonen von der Schule her, die alle Medicin studirten, und andern Studenten derselben Facultät glaubte er eine Zeit lang, daß ihm das Studium der Medicin die bis dahin vermißte Befriedigung geben könne, und deshalb belegte und besuchte er recht fleißig ein 6stündiges Colleg über Anatomie. Aber auch hierbei erkannte er bald, daß er auch in der Medicin kein Genüge

Digitized by Google

finde; denn was er wohl am liebsten werden und auch immer bleiben möchte, das war — ein Dichter! Soweit wir bis jetzt Johann Meyer's Lebens- und Entwicklungsgang kennen gelernt haben, nimmt uns dieser Wunsch nicht Wunder. Doch getraute er sich nicht, ihn offen auszusprechen: seiner klugen und praktischen Mutter daheim durfte er damit nicht kommen, und andere hätten ein derartiges Wünschen für Unsinn erklärt. Und doch nährte er im Stillen einige Zeit hindurch diese Absicht und studirte heimlich und verschwiegen mancherlei, was auf einen solchen Lebensberuf wohl vorbereiten konnte, so namentlich Philosophie, Geschichte, Litteratur und Ästhetik. Und dann war er auch dichterisch so fleißig thätig, wie vielleicht vordem noch nie, und er hatte auch die Freude, daß viele seiner Poesien nicht nur bereitwillige Aufnahme in Zeitschriften und Tagesblätter fanden, sondern auch recht anständig honorirt wurden. Zu diesen Blättern gehörte die in Hamburg erscheinende, vielgelesene „Reform", deren Begründer und Besitzer, J. E. Richter, mit dem Johann Meyer auch persönlich bekannt wurde, später dessen plattdeutsche Gedichte in Verlag nahm.

Einer kleinen recht lustigen Episode aus dem Leben unseres Poeten verdankt das erste Gedicht, das er der Redaction der „Reform" zur Veröffentlichung übersandte, seine Entstehung. Er war somit ein Gelegenheitsgedicht, aber eines der besten unter den fast zahllosen Gedichten dieser Gattung, die Johann Meyer zum Verfasser haben und mit denen er, alle zeitgenössischen deutschen Brüder in Apoll weit übertreffend, wahrhaft einzig und groß dasteht. So möge denn auch jenes Gedicht hier seinen Platz finden, nachdem die Vorgeschichte dazu erzählt worden ist.

Unweit der alten holsteinischen Musenstadt liegt, ebenso wie sie, am Strande der blauen Ostsee das herrliche, üppig fruchtbare Land der Probstei, in deren Dörfern auch jetzt noch alljährlich das schöne Fest der Pfingsten eine ganze Woche hindurch mit Musik und Tanz gefeiert wird. Und Sitte war es von altersher und ist es, wenn auch in etwas beschränkterem Maße, auch in unseren Tagen noch, daß zu dieser Zeit die Kieler Bürger mit ihren Familien Ausflüge dorthin machen, um in dem einen oder andern Dorfe des im prächtigsten Frühlingsschmucke prangenden Ländchens einige fröhliche und genußreiche Stunden zu verleben, sei es nun für sich und die Natur genießend im Freien oder in Gesellschaft

Digitized by Google

der die Pfingsten lustig und fast ausgelassen feiernden Probsteier. Da ist nun auch von jeher der Bruder Studio gern ein bißchen mit dabei, aber mit einer ungleich zäheren Ausdauer als der biedere Spießbürger, der mit den Seinigen zur rechten Zeit zu den heimischen Penaten zurückkehrt, und zwar im Wagen, während die Musensöhne nicht selten die ganze Woche lang zusammen mit der ländlichen Bevölkerung alles gründlich durchmachen, bevor sie nach Kiel zurückpilgern. Und von den gastfreien Bauern und Bäuerinnen werden sie dann wohl gern gesehen; denn lustig sind sie ja immer und Ulk machen sie auch, und viele von ihnen sind Landeskinder und nicht wenige vom Lande selbst, die noch plattdeutsch zu sprechen, fröhliche Lieder zu singen und das Tanzbein noch flotter zu schwingen vermögen als die flottesten Bauernsöhne und Knechte. Und die jungen hübschen Probsteierinnen, damals auch noch alle in ihrer kleidsamen Nationaltracht, hatten gegen die fidelen Kieler Gäste auch gewiß nichts einzuwenden, und sie waren andererseits für den flotten Studenten mit seinem leicht entzündbaren Herzen stets verlockend genug, ihn an diese Feier bis zur letzten Stunde zu fesseln. So wanderte man denn von Dorf zu Dorf, die ganze Probstei hindurch, und wo es allemal am schönsten war, verweilte man am liebsten und am längsten. Und da marschirte man dann inmitten einer großen Schar von alt und jung und eine hübsche Probsteierin am Arm, wenn nicht gar noch eine zweite an dem andern, die Musikanten voran, von Haus zu Haus, und in jedem Hause gab es „en Lüttjen un'n Glas Beer" und ein paar lustige Tänze zum Abschied, bis die Reihe herum und das Haus erreicht war, wo die Feier dieses Tages den Abschluß finden sollte und ihn oft erst beim Morgengrauen fand. Und waren sie dann alle sieben, ein jeglicher für sich in solcher Weise gefeiert — und gar zu schnell flog die Zeit dahin — und die lustigen Brüder, wohl keinen Schilling mehr in dem kleinen von der Schwester oder der Mutter gehäkelten Geldnetz, aber dafür mit einem prächtigen Kater versehen, zu den verlassenen Laren der kleinen Bude wieder zurückgekehrt, so durchlebten sie noch einmal die schönen, schnell verrauschten Stunden und Tage!

Und noch eins blieb dann besonders fest in der Erinnerung, noch eins, das zu erwähnen wir beinahe vergessen hätten. Wie im Lande der Schweiz war es damals auch noch im Ländchen

Digitized by Google

der Probstei gebräuchlich, daß . . . . . , doch wir wollen es nur durch die Blume bezeichnen, indem wir auf jenes reizende Theaterstück A. von Seidel's hinweisen: „'s letzte Fensterln".

Es waren ihrer drei, alle drei junge, angehende, ehrsame Theologen, freilich erst im zweiten Semester, und zwei von ihnen sind auch heute noch ehrsame alte Pastoren, während der dritte, unser Dichter, es bis jetzt soweit noch nicht gebracht hat. Und alle drei waren vom Lande und Söhne von Bauern, und es wandelte sie die Lust an, auch einmal eine Pfingstwoche in der Probstei mit zu feiern Und sie haben es redlich gethan, und, standhaft aushaltend, alles bis auf das Letzte hin mitgemacht. Aber dieses Letzte hätte ihnen doch leicht übel bekommen können; denn die Eifersucht hat hundert Augen und der scheel blickende Neid schläft auch nicht, wenn andern ein Glück blüht. Das sollten die drei Musensöhne erfahren, als sie sich in der Probstei in Amors Bande verstrickten. Sie hatten nämlich auf ihrer Pfingsttour die Bekanntschaft dreier junger und hübscher Mädchen aus einem und demselben Bauernhause gemacht, viel mit ihnen getanzt und sie beim Tanzen recht lieb gewonnen. Darum brachten sie auch das niedliche Kleeblatt nach Hause, und zwar, um ungestört zu sein, etwas früher, als die andere Gesellschaft aufbrach. Und da wurde ihnen auch erlaubt, für einige Augenblicke in der gemeinsamen Remenate der Mädchen zu verweilen. Aber einige Bauernburschen, die sich wohl schon vordem darüber geärgert haben mögen, daß ihnen die Kieler ins Gehege gekommen waren, hatten bemerkt, wie sich die drei Paare hinwegstahlen, und waren, von Neid und Eifersucht getrieben, leise herangeschlichen; und als nun Männlein und Weiblein in der Kammer waren, um den obligaten Zins für das Nachhausebringen zu empfangen und auszutheilen, da wurde die Thür unter höhnischem Gelächter zugeschlossen. Da waren nun die naschhaften Mäuse in der Falle, und dem Honig der Abschiedsküsse, die doch noch mit aller Herzlichkeit ausgetauscht wurden, mag nicht wenig Wermuth beigemischt gewesen sein. Aber das Küssen drinnen brachte die Bengel draußen noch mehr auf, und alsbald machten sie, indem sie sich langsam entfernten, einen infernalischen Lärm. Da sprang entsetzt der Bauer aus dem Bette, um zu sehen, was in seinem Hause los sei. Und als ihn die Mädchen herbei riefen, und er auf ihre Bitte die Thür öffnete, war er zwar nicht wenig

Digitized by Google

erstaunt, als ihm die Studiosen entgegentraten; aber er begriff die Sachlage bald und faßte sie von der gemüthlichen Seite auf. Und er that dies um so bereitwilliger, als er erst wenige Stunden vorher mit den Studenten gezecht und sich mit ihnen in der alten, lieben Muttersprache unterhalten hatte; ja sie hatten sogar auf Du und Du getrunken und standen sich ja jetzt als Duzbrüder gegenüber. Und laut auflachend rief er: „Ei, der Deutscher, wat seeg ick? Sünd Ju dat? Wat hebbt Ju denn hier verlar'n?!" Und sie dagegen: „Ja, wie wulln man eben mal en beten fenstern, un darbi hebbt sie uns inpannt!" Und er wieder lachend: „Na, denn kamt man gau herut un slapt man erst mal'n beten ut, — un Klock um acht oder neg'n, denn kamt man wedder un drinkt den Kaffe bi uns, denn schüllt se Ju noch all dree to guterletzt noch de Tassen mal füllu un bi't Fröhstück bedeen'. — Awers un kamt man, ick will Ju dochen leewer eerst gau noch na'n Krog hin överlotsen, — dat de annern nich wedder kamt un Ju ock noch dat Jack vull haut!" — Und wie gesagt, so gethan, und dann noch ein paar Stunden geschlafen und gegen 9 Uhr bei dem Bauern zum Kaffee und Frühstück, wobei die drei Mädchen, jedwede den verliebten Augen eines jeden als olympische Hebe erscheinend, bedienten. Kein Wunder, als über unsern jungen Poeten, als er wieder daheim in seiner kleinen Bude war, eine Stunde der Begeisterung kam; und was ihm da die Muse in die Feder dictirte, wollen wir hier folgen lassen.

Pingsten in de Probsti.

Ick schall Di mal hinschrieb'n wasück mi dat geiht
Un ob ick hier we'n mag? — dat do' ick mit Freud.
Un Kiel is de Hüll un de Füll vun Plaseer
Un doch för so'n Burjung op de Gündsit noch mehr.

Se sünd mi to städtsch hier, tö vörnehm un fien,
Dat kann ick un mag ick nu eenmal ni lidn;
Obschons ick Student bün, so leng ick bischurn
Doch bannig — un wünsch mi na Hus mank de Burn.

Op de Gündsit — ei deutscher! op Gündsit an'n Strand,
Dar wahnt de Probstier; — dat is di en Land!
So grön un so welig, so smuck un so schön,
Dat heff ick in de Pingstwek mi gehörig besehn.

Digitized by Google

Wat'n Segn op de Koppeln, an Kleewer un Gras!
Dat Land is als Marſchland, un de Weeten, de dar waßt,
Hett Deg, dat't en Luſt is, — dar ſchaſt Du Di wahrn!
Un in Blöth ſtunn de Rappſaat, un de Rogg ſchot all Ahrn,

Un denn mank de Knicken, un denn op'n Wall
Waßt de Kaßbein un Eerdbein man ſo wild öwerall;
Un de Nachtigaln ſlat, un de Oſchen de blöht,
Als werſt Du in'n Blomhoff — langs'n Weg för de Föt.

Js't nu to verwunnern, dat ſe Pingſten ſo fiert?
Un dat ſe in de Pingſtweek dree heele Dag ſwiert?
Un dat ſe dat Vorjahr, an Freuden ſo rik,
So luſtig begröt'n do't mit Danz un Muſik?

Juchheiſſa! wat'n Leben! dar heff ick mi freut!
Heff ſprungn op de Lohdehl na'n Brummbaß un Fleut,
Heff ſungn mit de Burjungs un klönt mit de Oln,
Un Allns, wat dar Mod weer, heff ick redlich mit holn.

Un man jümmers op plattdütſch ſo hartlich und tru,
Mit de Mannslüd, mit de Frunslüd man jümmers op Du!
Un wenn ick mal möd wurr, un keem mal de Slap,
Denn leeg ick in'n Kohſtall bi de Kalwer un Schap.

Un nößen denn gung dat friſch wedder darmank,
Vun een Hus na't anner, dat Burdörp hinlank.
Dar achter dat Jungvolk, — de Spellüt vörop,
Un ſo man jümmers luſtig na de Lohdehln herop.

Un wurr ick mal hungrig, ſo ſä ick dat fri;
Brade Bütt harrn ſe allerwegen un Förten darbi,
Stutenbodderbrot un Kaffee, — keeg'ck'n Geldbüdel 'rut,
Denn drücken ſe de Hand mi un lachen mi wat ut.

So gung dat dree Dag dör', jümmers luſtig un friſch.
In Schönbarg, in Krockau, in Barsbek un Wiſch,
In Labö un Fifbargen, in de Neegd un de Feern,
Un öwerall harrn ſe vun Harten mi geern.

Un, Junge, — wat kreeg ick för Deerns dor to ſehn!
Dat ſünd di de ſmukſten in't ganze Holſteen;
So blid, als en Lachduv, — ſo bunt, als en Tulk,
So ſlank als en Wichel un ſo flink, als en Swulk.

Se dreiht ſick in'n Danz 'rum, als 'n Küſel ſo gau,
Se lacht rein ſo fründlich, als de Roſen in'n Dau;
Un kieſt du in de Ogn ehr, — ſo büſt Du all tamm,
Se mak di ſo lieſ' un ſo fram, als en Lamm.

Digitized by Google

Ick wüß wul noch mehr, — un Du hörst dat wul geern,
Un meenst: dat is dösig, sick lang to schaneern;
Doch nu mutt ick stillswiegen, — un schullst Du ok schelln,
Denn dat Fenstern, — — dat lett sick man mündlich vertelln!

Der Verfasser sandte das Gedicht der Redaktion der Hamburger „Reform" zur Veröffentlichung ein; es wurde mit der größten Bereitwilligkeit angenommen, und als es gleich darauf in diesem vielgelesenen Volksblatte zum Abdrucke gekommen war, liefen eine Anzahl von Anerkennungsschreiben, darunter auch zwei aus dem Lande der Probstei, bei dem glücklichen Dichter ein. Von all diesen Zuschriften erfreute keine mehr den Adressaten als diejenige, welche er von Herrn Richter, dem Besitzer der Reform, und den Mitgliedern der Redaktion erhielt, und zwar deshalb, weil das Schriftstück mit einem blanken Louisd'or, dem Honorare für das mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken bedachte Poem, beschwert war und der Empfänger ersucht wurde, den Leserkreis der „Reform" recht oft mit derartigen Einsendungen zu erfreuen. So wurde Johann Meyer ein fleißiger Mitarbeiter am Feuilleton dieser Zeitung; und recht viele, namentlich plattdeutsche Gedichte, wären ohne jenes Debüt, das ja zugleich eine wesentliche Aufbesserung der pecuniären Verhältnisse des Dichters zur Folge hatte, nicht entstanden.

Und noch eine zweite Episode aus dem Leben unseres Poeten während dieser Zeit, freilich eine ganz andere, aber mit nicht minder ruhmreichem Ausgange für ihn als die vorhergehende, will ich hier, wenn auch wegen einer ihm befreundeten bürgerlichen Familie etwas weiter ausholend, hier nicht unerwähnt lassen.

Als Student wurde Johann Meyer durch einen seiner Studiengenossen in eine dem Mittelstande angehörige Bürgerfamilie eingeführt, mit der er sich bald befreundete, und in der er bis zu seinem Fortgange aus Kiel stets ein gern gesehener Gast war. Es war die Familie Wilms. Sie bestand nur aus 4 Personen: aus Mann, Frau und zwei Söhnen, von denen der ältere mit im Geschäfte des Vaters thätig war und der jüngere noch die Schule besuchte. Der Vater war früher Eigenthümer eines Hotels und Gasthofes ersten Ranges in der Stadt Eckernförde gewesen, hatte aber wegen eingetretener Taubheit sein Besitzthum veräußert und darauf in Kiel eine kleine Tabaksfabrik gegründet, die unter der Firma Wilms einen guten Absatz hatte und ihren Mann ernährte.

Digitized by Google

Herr Wilms war ein vortrefflicher Charakter, ein biederer herzensguter Mann, der für alles Interesse hatte, namentlich auch für Kunst und Wissenschaft. Er war sehr gesprächig und gesellig, verständig und sehr belesen und ein großer Freund der Dichtkunst. Es war aber schwer, sich mit ihm zu unterhalten; denn dies konnte, weil er stocktaub war, nur schriftlich geschehen. In verschiedenen Blättern waren ihm Gedichte von Johann Meyer, die ihm sehr gefielen, zu Gesichte gekommen, und da sich der junge Student, der Mühe des Schreibens ungeachtet, oft und stets gerne mit ihm unterhielt und gleich Herrn Wilms einer idealen Geistes- und Gefühlsrichtung angehörte, waren beide schnell mit einander befreundet worden.

Die Gattin dieses Mannes, Frau Hannchen Wilms, war ein Charakter, wie man deren nur wenige findet; ein Charakter edelster Art mit allen Tugenden ausgestattet, die nur ein Weib schmücken und es, wie im Abglanz des Lichtscheines einer Heiligen, verherrlichen und erheben können. Auch sie nahm lebhaften Antheil an allem Guten und Schönen, war sehr klug im Abwägen und Ermessen, — im Urtheilen, Beschließen und Handeln und traf in allem, was sie unternahm, stets das Rechte. Auch Gottesfurcht und Frömmigkeit zeichneten sie aus, sowie Nachsicht und Sanftmuth; und Arbeit, Sorg' und Mühe und Wohlthun waren ihr Tagewerk. Ein jeder, der mit ihr in nähere Berührung kam, mußte sie hochachten und lieb gewinnen.

In Eckernförde, wo der Mann und die Frau ihrem Hotel und Gasthofe jahrelang vorgestanden, waren sie allgemein bekannt und mit vielen Familien auch befreundet; mit einigen darunter standen sie auch noch nach ihrem Fortzuge im Briefwechsel, so daß sie über alles Wesentliche, was sich in der kleinen Stadt zutrug, gut unterrichtet waren. Und eines Tages wurde ihnen Kunde, daß sich dort etwas Unerhörtes zugetragen habe, worüber die ganze Stadt in Aufregung und Empörung gerathen sei. Ein bekannter dortiger Localreporter, der für verschiedene Blätter arbeitete, mitunter auch als Gelegenheitsdichter den Pegasus quälte und eine besondere Freude daran hatte, unter dem Deckmantel der Anonymität, Menschen, auf die er nun einmal nicht gut zu sprechen war, in Versen öffentlich anzuzapfen, hatte sich in seiner Unbesonnenheit soweit vermessen, daß er zwei junge Mädchen, die Töchter eines dortigen, angesehenen Advokaten, in einem Poem in den „Eckernförder Nachrichten" in der empörendsten

Digitized by Google

Weise besang und verleumdete. Natürlich that er dies, ohne sich zu nennen, und überdies auf eine so schlaue Art, daß ihm selbst der Vater der jungen Mädchen, welcher doch ein Rechtsgelehrter und gesuchter Advokat war, auf dem Wege einer Klage nichts hätte anhaben können. Auch die Eheleute Wilms, denen eine befreundete Familie die betreffende Zeitungsnummer zugeschickt hatte, waren empört über diesen Frevel und baten unsern Dichter, dessen poetische Leistungen sie ja sehr schätzten, die beiden jungen Damen in Schutz zu nehmen und dem Verläumder für die Niedertracht eine gebührende Züchtigung angedeihen zu lassen. Das war Wasser auf unsers Dichters Mühle! Nicht mehr als gern erfüllte er diesen Wunsch, und so entspann sich denn ein poetischer Streit, der für das Städtchen Eckernförde wie für die unserem Dichter befreundete Familie eine cause célèbre wurde. Für Johann Meyer war es übrigens ein Leichtes, den Gegner zu werfen; denn dieser hatte sich ja nicht nur einer That schuldig gemacht, die Verachtung und Strafe verdiente: er ermangelte auch jener Gewandtheit im poetischen Ausdrucke und in der Form, die unsern Freund in so hohem Grade auszeichnet. Wir können hier nicht gut diesen Kampf durch Mittheilung der Gedichte pro et contra weiter verfolgen und müssen uns daher damit begnügen, ihn als ein Ereignis aus dem Leben unseres Dichters während seiner Studentenzeit einfach zu erwähnen.

Es war der erste derartige Streit, deren er später noch verschiedene zu bestehen hatte, die gleichfalls nicht minder rühmlich für ihn ausfielen, und erstreckt sich im Jahrgange 1857 während der Zeit vom 17. Januar bis zum 21. Februar durch die Nummern 5, 10, 11, 12, 13, 14 und 15 des genannten Blattes.

Übrigens hatte die ganze Angelegenheit noch ein Nachspiel heiterer Art, das aber leicht sehr ernst hätte werden können. Der Pasquino war voller Wuth über die empfindliche Niederlage und sann auf Rache. Als bald nachher in Eckernförde zum Jahrmarkt eine mit Kieler Verbindungsstudenten voll besetzte Break anlangte, deren lustige Insassen die edle Absicht hatten, einmal das Colleg zu schwänzen und sich einen vergnügten Tag zu machen, glaubte man, daß sich auch unser Dichter in dieser Schar befände. Und in diesem Wahne befand sich auch sein Gegner. Er hatte sich darum unter seinem Anhange einige handfeste Kerle geworben, die den ihm verhaßten Kieler Poeten einmal gründlich verholzen sollten. Diese

Digitized by Google

Burschen nun mit ihrem Anführer an der Spitze verfolgten die kleine Schar der nichts Böses ahnenden, lustigen Musensöhne von dem einen Local in das andere, und wiederholt kam es zu Reibereien bis zum Losschlagen. Glücklicher Weise stellte es sich, bevor es zum Äußersten gekommen, heraus, daß unser Dichter nicht dazwischen war Es war ja so schon durch das unvermuthete Intermezzo die vergnügliche Ausfahrt nach dem Eckernförder Jahrmarkt gründlich verdorben worden; wie leicht hätte nun noch der eine oder der andere die Johann Meyer zugedachten Prügel entgegennehmen können!

Den Eltern, die durch den Sohn über alles, was ihn betraf, stets unterrichtet wurden, gewährten seine dichterischen Erfolge eine große Freude, was aber die fürsorgliche Mutter nicht abhielt, den jungen Poeten wiederholt und dringend aufzufordern, über all dem Dichten doch ja nicht das eigentliche Studium zu vernachlässigen. Die gute und kluge Mutter! — Sie mochte es wohl bei sich erwogen haben, wie gefährlich für einen jungen Menschen von der Art ihres Sohnes eine solche an sich zwar erfreuliche, aber von der Berufsthätigkeit leicht ableitende Beschäftigung werden könne; wie oft lag nicht in einer derartigen Begabung der Grund dafür, daß eine gesicherte Lebensstellung überhaupt nicht erreicht wurde!

Um nun diese sich im Herzen der Mutter vordrängende Besorgniß um die Zukunft des Sohnes etwas zu zerstreuen, beschloß Johann Meyer, ihr auch einmal zu zeigen, daß er die kostbare Zeit nicht unbenutzt gelassen habe und als angehender Prediger schon jetzt im Stande sei, eine wohldurchdachte Predigt nicht allein zu machen, sondern auch zu halten. Und die sorgende Mutter war nicht wenig erfreut, als sie der Sohn von diesem Entschlusse in Kenntniß setzte. Es war im Sommer, als jenes Ereigniß stattfinden sollte, und in der letzten Hälfte der Studienzeit des Dichters. Wir konnten die Jahreszahl nicht erfahren, wissen aber bestimmt, daß damals der Vater mit der einen Tochter noch jene kleine Landstelle im Dorfe Sollerup bewirthschaftete und die Mutter mit den übrigen Geschwistern unseres Freundes nicht mehr jenes kleine Haus in der Altstadt Schleswigs bewohnte, sondern ein anderes im Stadttheile und in der Gemeinde Friedrichsberg. Es war dies ein größeres, mit Garten und Stallraum versehenes Gewese, in dem eine gut gehende Grobbäckerei, verbunden mit einem Brot- und Mehlhandel,

Digitized by Google

betrieben wurde. Johann Meyer's Vater hatte es für seine in der Stadt befindliche Familie auf den Wunsch der Mutter gepachtet, weil diese — von der Sollerupер Mühle her wohlerfahren in dem Betriebe und der Führung eines solchen Geschäftes — die Hoffnung hegte, durch eigene Arbeit auch etwas miterwerben und so mit beitragen zu können zu den nicht unerheblichen Mitteln, welche für den Haushalt in der Stadt erforderlich waren. Und in dieser Hoffnung wurde sie nicht getäuscht, und sie war darum trotz der vermehrten Arbeitslast um so glücklicher, je mehr es ihr gelingen wollte, ihrem Gatten in der Fürsorge für eine gute Ausbildung der Kinder die Schwere des Erwerbes mittragen zu helfen.

Sehr gern würde es nun die Mutter gesehen haben, wenn ihr Johann seine erste Predigt in der Kirche der Stadtgemeinde Friedrichsberg gehalten hätte. Aber hierin konnte ihr der Sohn nicht zu willen sein; denn er hatte ja noch nicht das Tentamen gemacht, das dem eigentlichen Staatsexamen vorangeht und dem jungen Theologen überhaupt erst die Berechtigung zum Predigen giebt. Dagegen durfte er wohl voraussetzen, daß man ihm gestatten werde, vor einer kleinen, von der Stadt ziemlich weit entlegenen Landgemeinde seine Erstlingspredigt zu halten, zumal die kirchlichen Zustände, insbesondere diejenigen der Dörfer, während der ersten Jahre nach dem Kriege in dem für die Dänen wiedergewonnenen Herzogthume Schleswig noch recht ungeregelt waren. Sehr viele der alten Prediger waren auf ihren Wunsch pensionirt oder wegen politischer Ursachen entlassen worden, und die zum Ersatze meist aus dem Norden gekommenen und dänisch gesinnten Nachfolger ermangelten wohl oft noch einer genügenden Orientierung über die in ihrem neuen Wirkungskreise bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, und sie versahen ihres Amtes in dieser Beziehung meist mit einer recht sorglosen Gleichgültigkeit. Auch der alte, unserem Dichter so wohl befreundete Prediger zu Klein-Jörl hatte sich pensioniren lassen und war nach der Stadt Schleswig verzogen; zu seinem Nachfolger hatte die Gemeinde einen Geistlichen erhalten, der nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war, in der er doch seine Predigten zu halten hatte. Im übrigen war er ein harmloser, freundlicher und gemüthlicher Mann, weit davon entfernt, seine Gemeinde um einen Genuß zu bringen, auf den sich viele ihrer Mitglieder schon im Voraus freuten. So nahm er denn den

Digitized by Google

Besuch des jungen Theologen freundlich entgegen und hatte nichts dagegen einzuwenden, als dieser ihn bat, einmal in der Kirche predigen zu dürfen.

Das erforderliche Bäffchen war dem jungen Prediger von seiner Schwester Therese, die besonders viel von ihm hielt, sorgfältig und fein gearbeitet worden. Dieses Mädchen war eine bildhübsche Blondine mit einem wahrhaft himmlischen Herzen und Gemüthe; sie wirkte damals als Lehrerin an einer blühenden Privatschule, der sie auch als Schülerin angehört hatte, und wohnte im Hause der Mutter. Ein trauriges Geschick sollte der Armen beschieden sein; wir kommen an einer anderen Stelle noch darauf zurück und wollen hier nur noch erwähnen, daß der Bruder das Geschenk der Schwester stets als ein heiliges Andenken an sie gehegt und bewahrt hat und noch heute besitzt.

Für die Bauern und viele andere Gemeindemitglieder ringsumher war die bevorstehende Erstlingspredigt Johann Meyer's ein Ereigniß. War ihnen doch allen „Müllers Johann" zur Genüge bekannt; mit vielen von ihnen hatte er als Knabe die Dorfschule zu Klein-Jörl besucht, für andere auf der Mühle seines Vaters manche Tonne Korn durchgemahlen oder mit ihnen Hochzeiten und andere Festlichkeiten besucht. Und noch mehr! Alle hatten schon so manch ein Gedicht von ihm in den Blättern gelesen und Kunde davon bekommen, bis zu welchem Ansehen er sich als Dichter in dem Heimathslande schon emporgeschwungen hatte. Es erfüllte sie mit nicht geringem Stolze, daß er einst zu ihnen gehörte, und es gereichte ihnen zu einer großen Freude, ihren früheren Müllergesellen nunmehr als Prediger auf der Kanzel wiedersehen zu sollen. Der eine erzählte es dem andern schon wochenlang vorher. Und als der betreffende Sonntag erschienen war, stand es bereits zur Zeit der Aufschließung der Kirchenthüren vor dieser und auf dem Kirchhofe so voll von Menschen, daß das Gotteshaus, kurz nachdem es geöffnet war, bis auf den letzten Platz gefüllt wurde und sich andere, die etwas später kamen, damit begnügen mußten, im Vorbau des Einganges zu stehen, um so viel wie möglich von der Predigt da drinnen aufzufangen.

Unser junger Prediger war schon am Sonnabend auf der Eisenbahn von Schleswig nach der Station Sollerup gefahren und von hier die kurze Strecke bis nach Klein-Jörl gegangen.

Digitized by Google

Nach einem Besuche im Pastorat hatte er dann in dem der Kirche nahegelegenen Kruge Wohnung genommen. Hier blieb ihm bis zum anderen Tage noch Zeit genug, seine Predigt, die er schon recht gut auswendig gelernt hatte, noch einige Male zu memoriren. Der Vater war an demselben Tage mit seinem Fuhrwerke und dem Knecht von Sollerup nach Schleswig gefahren, um von dort frühmorgens am Sonntag die Mutter und einige Geschwister noch rechtzeitig nach Klein-Jörl zu bringen. Leider mußte aber der gute Mann selbst in Schleswig bleiben und dem Knechte die Beförderung überlassen, weil ihm eines seiner Pferde beim Anspannen durch einen Hufschlag das Bein verletzt hatte.

Es war ein schöner Sommertag und zugleich ein Ehrentag für unsern Dichter-Theologen, dieser Tag seiner ersten und letzten Predigt. Als Thema hatte er die Bibelworte 1. Joh. 4 V. 16 gewählt: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm! Es möge der Anfang dieser Predigt, der noch vorhanden ist und uns vorgelegen hat, hier wieder gegeben werden. Er kann als ein kleines geistliches Lied betrachtet werden, das, unbeschadet seiner Abtrennung von dem Haupttheil der Predigt, für sich als ein in sich abgeschlossenes Ganzes wirkt.

Du bist die Liebe!

Du bist die Liebe! — Darum will ich streiten;
Dein Auge sieht mich, Deine Hand muß leiten,
Ob licht mein Pfad, — ob kummervoll und trübe:
Du bist die Liebe!

Die Liebe Du! — O Trost dem bangen Herzen!
In Lust und Leid, — in Freuden wie in Schmerzen,
Dein bleiben wir, und nichts soll dich uns rauben!
Herr, hilf uns glauben!

Die Liebe Du! — O wonnevoll Entzücken,
Mit diesem Trost zu Dir hinaufzublicken!
Ob Morgen oder heut', — Dein Reich ist offen, —
Herr, hilf uns hoffen!

Die Liebe Du! — so groß, wie soll ich's fassen,
Daß sie ihr Liebstes uns zum Heil gelassen,
Im Tod am Kreuz ist er für uns geblieben,
Herr, hilf uns lieben!

Digitized by Google

Dann sind wir Dein! — und wär's schon heut zu Ende,
Froh geben wir den Geist in Deine Hände!
Herr, wie Du willst, geschehe's — in Jesu Namen,
Wir sprechen Amen!

Mit der ihm eigenen schönen und wohlklingenden Stimme und mit Schwung und Begeisterung hielt unser Freund vor der andächtig lauschenden Gemeinde seine Predigt. Sie mochte wohl gegen eine Stunde gedauert haben, und als sie zu Ende war und er die Kanzel wieder verlassen hatte, gratulirte ihm neidlos und herzlichst der Pastor in seinem Kirchenstuhl mit Worten ehrender Anerkennung. Und als der Schlußgesang gesungen und die Kirche entleert war, sprachen ihm auch die Mutter und die Schwester mit nassen Augen ihren Beifall aus und nach ihnen noch auf dem Kirchhofe eine solche Menge von alten Bekannten beiderlei Geschechts, daß es recht lange dauerte, bevor er sich im Pastorate bedanken und verabschieden und dann mit den Seinigen das Gefährt des Vaters besteigen konnte. Der alte treue Knecht, der den Wagen lenkte, drückte ihm jetzt noch unter Thränen die Hand. Auch der in Schleswig zurückgebliebene Vater, der sich haarklein alles berichten ließ, freute sich dieses schönen Erfolges seines Sohnes. Noch lange nachher sprachen die Bauern und Bäuerinnen von der herrlichen Predigt, die ihnen „Müllers Johann" gehalten hatte; und daß sie diesen noch einmal zum Prediger bekommen möchten, war ihrer aller Wunsch. —

Johann Meyer kehrte nach Ablauf der Ferien zur alma mater zurück und verweilte hier noch ein paar Semester, bis er auch die letzten der oben angeführten Vorlesungen gehört und gehörig verarbeitet hatte. Dann beschloß er — es war nach Ablauf des Wintersemesters 1857 bis 58 — dem Beispiele vieler seiner Commilitonen zu folgen, nämlich vorläufig ins Elternhaus, nach Schleswig, zurückzukehren, um hier auf Grund der in den Hörsälen der Universität eingeheimsten und in den Collegienheften hübsch aufgezeichneten Wissenschaft weiter zu studiren und sich so auf die beiden Examina, das Tentamen und das Staatsexamen, vorzubereiten. Jenes, seinem Namen entsprechend, eine Versuchsvorprüfung, war schon bedenklich nahe gerückt.

Zu Hause in der Familie der Angehörigen unseres Dichters waren aber mittlerweile zwei Veränderungen vor sich gegangen,

Digitized by Google

Fernansicht von Schleswig.

Nach einer Photographie des Hofphotographen Koch in Schleswig.

Vergrößerte Ansicht von dem Elternhause des Dichters.

Digitized by Google

Digitized by Google

die, wenn auch nur von lokaler Beschaffenheit, hier noch kurz erwähnt werden müssen. Der Vater in dem Dorfe Sollerup hatte seine dort bewirthschaftete kleine Landstelle vortheilhaft verkauft und war zu Frau und Kindern nach der Stadt Schleswig zurückgekehrt. Es muß kurz nach der Zeit gewesen sein, wo der Sohn in der Kirche zu Klein-Jörl die Kanzel bestiegen und gepredigt hatte. Eine zweite Veränderung ähnlicher Beschaffenheit in dem Familienleben der Eltern und Geschwister unseres Dichters war aber nun auch noch dadurch herbeigeführt, daß der Vater in Übereinstimmung mit der Mutter den Miethecontrakt, betreffend die Wohnung und die darin betriebene Grobbäckerei, nachdem er abgelaufen war, nicht wieder erneuerte, sondern statt dessen ein in demselben Stadttheile belegenes größeres Gewese mit hübschem Garten käuflich erwarb. Es war ein großes, guterhaltenes, herrschaftlich eingerichtetes Wohngebäude mit so vielen Räumlichkeiten, daß die hierfür einzunehmende jährliche Miethe voll genügte, um die Zinsen der Kaufsumme und die auf dem Gewese lastenden städtischen Abgaben zu decken. Der hinter dem Hause befindliche hübsche Garten grenzte an grasreiche und liebliche Wiesen der Schleibucht. Sowohl aus dem Garten, wie aus den auf der Gartenseite befindlichen Zimmerräumen des Hauses genoß man die herrlichste Fernsicht auf die Schleibucht mit ihrer Möweninsel und auf die jenseit die Schleibucht bekränzende Stadt mit ihrem mächtigen Dom, ihren rothen Dächern und weißen Mauern, bis ganz dahin, wo sie zu Ende war und die alten Gebäude des St. Johanniskloſters noch in grauer Ferne sichtbar wurden. Unmittelbar an dieser Wohnung, so daß Garten an Garten grenzte, befand sich jenes Haus, in welchem vor Jahren einmal unser Dichter als Knabe die Privatschule des Herrn Pastor Dieckmann besucht hatte. Auch mag als Curiosum noch hinzugefügt werden, daß in diesem erworbenen Hause der Eltern unseres Dichters früher schon einmal der Rittmeister v. Flindt seine Wohnung gehabt, der in dem hübschen Genrebilde „Im Kruge zu Tolk", welches viele Jahre später von Johann Meyer gedichtet wurde, eine der Hauptpersonen ist.

Kurz nach seiner Ankunft im Hause der Eltern machte Johann Meyer die Bekanntschaft eines jungen Philologen, des Dr. phil. Friedrich Dörr, dessen Eltern gleichfalls in Schleswig wohnten, und zwar in der Nachbarschaft jenes Bäckereigewese, wo nunmehr

Digitized by Google

schon andere Miethsleute eingezogen waren. Der Vater des jungen Gelehrten war ein alter, beliebter Volksschullehrer an der städtischen Elementarschule im Stadttheile Friedrichsberg und der Sohn, der die Ferien im Hause der Eltern verlebte, gleichfalls Lehrer; er unterrichtete unmittelbar nach dem Abgange von der Universität an einem großen mit Pensionat verbundenen Lehrinstitute in Altona, dessen Inhaber der bekannte Schulmann Andresen war, derselbe, den man Ostern 1866 mit dem neu geschaffenen Posten eines Altonaer Stadtschuldirektors betraute. Friedrich Dörr war eine durch und durch idealistisch angelegte, poetische Natur; er hatte schon damals durch die Herausgabe eines bei Voigt und Günther in Leipzig erschienenen Weihnachtsidylls, „Das Christfest", bei der Kritik eine ehrenvolle Anerkennung gefunden und in seiner Thätigkeit an dem Andresen'schen Institute, wo er bei sehr gutem Honorare nur die vier oberen Classen in Deutsch und Geschichte unterrichtete, Zeit genug für weitere poetische Arbeiten.

Die Eltern Johann Meyer's und Friedrich Dörr's waren seit lange gute Bekannte, und so fügte es sich bald, daß sich auch die in geistiger Beziehung so gleichartig angelegten Söhne einander näherten und zuletzt in ein Freundschaftsverhältniß traten, das sich immer intimer gestaltete und zugleich von bestimmendem Einflusse auf die späteren Lebensverhältnisse unseres Dichters wurde. Sie kamen tagtäglich zusammen und tauschten ihre poetischen Gedanken und Entwürfe aus. Eine kleine Episode aus der Zeit ihres damaligen Verkehrs soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Der junge Doctor der Philosophie schwärmte gleichwie sein Freund, von dem wir das bereits wissen, für die dramatische Kunst, und er war reichlich mit allen Gaben, über die ein tüchtiger Schauspieler verfügen muß, ausgestattet. Dann war er auch während seiner letzten Studiensemester für eine angesehene Zeitung als Theaterrecensent thätig gewesen und hatte als solcher nicht allein das Theater fast täglich besucht, sondern auch vielfach mit dem Director und seinem Künstlerpersonal gesellschaftlichen Verkehr gehabt.

Da sollte nun in Schleswig auf Anregung eines Vereins, zu dessen Mitgliedern wohl auch Leute zählten, die vormals Schüler des alten Dörr und Mitschüler dessen Sohnes Friedrich waren, zum Besten einiger verarmter Familien eine öffentliche Theateraufführung von Dilettanten stattfinden, in der mitzuwirken und dessen Regie zu

Digitized by Google

übernehmen, sich der junge Doctor Dörr hatte bereit finden lassen. Auch seine Schwester, ein der idealen Richtung zuneigendes, liebenswürdiges Mädchen, erklärte, mitwirken zu wollen. Es waren für die Vorstellung „die Räuber" in Aussicht genommen. Dr. Dörr wollte Carl Moor, seine Schwester die Amalia und Johann Meyer den Roller spielen. Auch die übrigen Rollen, namentlich die des Franz und des alten Moor, des Kosinsky und des Paters waren scheinbar in guten Händen, und mit Eifer ging man an die Einstudirung und die Proben. Unser Dichter aber gab seine Rolle bald wieder zurück, weil er die für das Spiel erforderliche Routine nicht zu besitzen glaubte; es fand sich aber bald ein anderer dafür. Am Tage der Aufführung war das Theater schon am Morgen ausverkauft und am Abend in all seinen Räumen überfüllt, so daß eine beträchtliche Einnahme erzielt wurde und der Hauptzweck völlig erreicht war. Dr. Dörr gab den Franz Moor so ausgezeichnet, daß ihn die Anwesenden mit dem reichsten Beifall überschütteten. Und auch die übrigen Darsteller thaten ihr Möglichstes und spielten für Dilettanten recht gut. Trotzdem riß in der nächsten Nummer des „Schleswiger Intelligenzblattes" ein Kritiker die Aufführung in Knittelversen herunter, indem er an die Darbietungen ungerechter Weise den Maßstab wie bei geschulten Schauspielern anlegte. Aber da kam Johann Meyer gleichwie damals, wo er als Bruder Studio mit dem Eckernförder Pasquillanten anband, und ging dem hämischen Recensenten mit einigen scharfen Distichen so fest zu Leibe, daß er, wenn auch der Streit noch fortgesetzt wurde, doch schon keinen Boden mehr unter den Füßen hatte. Für den jungen Doctor, der als Carl Moor nicht nur entzückend spielte, sondern auch entzückend aussah, hatte die Theateraufführung noch ein interessantes Nachspiel in der Art eines kleinen Liebesverhältnisses; eine junge hübsche Dame, die er durch sein Spiel und seine Erscheinung bezaubert hatte, sprach ihm in einem niedlichen Briefchen Anerkennung und Dank aus und wagte es sogar, dem kühnen Räuberhauptmann mehrere Stelldichein zu gewähren.

Die Ferien gingen zu Ende und Carl Moor verwandelte sich wieder in einen ehrbaren Altonaer Präceptor. Das Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Poeten blieb von dauerndem Bestande, und als nicht lange nach der Trennung in Schleswig Dr. Dörr seine bisherige Stelle aufgeben und in Hamburgs Vorstadt St.

Digitized by Google

Pauli selbst eine Privatschule gründen wollte, machte er Johann Meyer den Vorschlag, seine Stunden an dem Andresen'schen Institut zu übernehmen.

Er wolle, sofern der Freund damit einverstanden sei, die einleitenden Schritte thun, und er zweifele umso weniger an einen Erfolg, als sein Chef ein gutes Stück von ihm halte und ihn gebeten habe, ihm eine geeignete junge Kraft für die durch seinen Abgang frei werdende Stelle in Vorschlag zu bringen. Da nicht gerade viele Unterrichtsstunden zu geben waren, also noch Zeit genug für andere Arbeiten übrig blieb, und außerdem die Stelle so gut dotirt war, daß ihr Inhaber auf eigenen Füßen stehen konnte, zog unser Dichter das Anerbieten des Freundes in ernstliche Erwägung und war zuletzt garnicht abgeneigt, es anzunehmen. Als er aber der Mutter seine Pläne eröffnete, hatte er einen harten Kampf zu bestehen, den durchzuführen ihm um so schwerer wurde, je mehr die sorgende Mutter einen baldigen Abschluß seiner Studien herbeiwünschte. Sie wandte mit Recht ein, daß er durch die Übernahme einer Lehrerstelle von dem einmal erwählten Berufe und von der schon soweit beschrittenen Bahn zu demselben wieder abgelenkt werde. Als aber der Sohn versprach, die Dichtkunst einmal gänzlich ruhen zu lassen und die freie Zeit zur Vorbereitung auf die Examina zu verwenden, da fügte sich die Mutter seinem Wunsche; so erhielt denn der Altonaer Freund eine bejahende Antwort, und auf dessen Empfehlung hin war das Übrige leicht gethan. Nach Einsendung einer kurzen Darstellung des bisherigen Lebenslaufes und von Abschriften aller seiner Zeugnisse erhielt Johann Meyer die gewünschte Lehrerstelle, und kurz vor Michaelis 1858 reiste er nach herzlichem Abschiede von den Seinigen und unter den Segenswünschen der lieben Mutter mit leichtem Gepäck von Schleswig ab.

In Altona wurde er von Herrn Andresen überaus freundlich aufgenommen. Bei dem Unterrichten in den vollbesetzten Classen stieß er anfänglich auf einige Schwierigkeiten; aber er überwand sie leicht, und geachtet und geliebt von dem Chef der Anstalt und den Schülern, versah er des Amtes mit vielem Vergnügen und großer Genugthuung. Er freute sich geradezu der angenehmen Stellung, in die er so unvermuthet, dank der Verwendung des Freundes und Bruders in Apoll, gekommen war. Dieser hatte

Digitized by Google

sein Institut bereits eröffnet und war durch das Entgegenkommen vieler Familien und durch eine beträchtliche Anzahl von Schüleranmeldungen schon nach kurzer Zeit im Stande, es finanziell zu halten und weiter zu führen. Unser Dichter verlebte in seiner neuen Thätigkeit eine wahrhaft schöne Zeit; und war sie auch nur von kurzer Dauer, so bot sie ihm doch der Freuden und Genüsse soviel, daß sie ihm für immer unvergeßlich geblieben ist und er noch heute in der Erinnerung daran dem Himmel dafür dankt. Das Verhältniß zu Herrn Andresen und den Schülern war das denkbar günstigste und nicht weniger das zu seinem Freunde Dr. Dörr, der sich mit seiner Schwester, die damals in den „Räubern" die Amalie spielte, ein gemüthliches Heim eingerichtet hatte. Johann Meyer war fast täglich dort nach Beendigung des Unterrichtes und übernahm alsbald auch den Religionsunterricht an der Schule des Freundes. Abends gingen sie zusammen aus, besuchten Concerte und Theater und verlebten während der Sommerzeit auch Sonntags und an den Tagen, wo Nachmittags der Unterricht ausfiel, viele schöne und genußreiche Stunden im Freien. In Hamburg fehlte es ja nicht an Gelegenheit hierzu, sowohl innerhalb seiner Mauern, wie in seiner schönen Umgebung. Und so wurden die großartigen Wirthschaftsetablissements und das Thalia- und Stadttheater, der Cirkus, die Kunsthalle mit ihren Gemälden und Sculpturen und das Museum für hamburgische Alterthümer mit seinen lehrreichen Reminiscenzen aus der glorreichen Vergangenheit der alten Hansastadt fleißig besucht. Und von welcher Anregung auf das Dichtergemüth der beiden Freunde waren die so gewonnenen Eindrücke!

Und da wundern wir uns nicht, daß sich unser Poet der Beschäftigung mit der Dichtkunst nicht entschlagen konnte. Um so weniger vermochte er dies, als Dr. Dörr einen plattdeutschen Volkskalender bei Voigt und Günther in Leipzig erscheinen ließ, zu dessen Mitarbeiterschaft eine Anzahl schleswig-holsteinischer Dichter und Schriftsteller herangezogen war. Selbstverständlich arbeitete auch Johann Meyer dafür, und so schrieb er gleich für den ersten Jahrgang eine größere Erzählung, „De Konterlör sin Dochder", deren Inhalt theils Wahrheit, theils Dichtung war. Auch an dem zweiten Jahrgang war er mit einer Erzählung, „Cassen mit de Hummel", betheiligt. Beide Stücke spiegeln ein Charakterbild aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben wieder

Digitized by Google

und erfreuten sich, da sie recht spannend geschrieben waren, allgemeinen Beifalls. Diese beiden Erzählungen sind in die Werke unseres Dichters noch nicht aufgenommen worden und befinden sich gedruckt nur in dem erwähnten Kalender. Außerdem hat Johann Meyer noch eine dritte Erzählung, „Ann-Marie," geschrieben, die nur als Manuscript vorliegt. Da noch eine Fülle von hochdeutschen und plattdeutschen Dichtungen in gebundener Sprache, gleichfalls aus der Feder unseres Freundes, der Veröffentlichung in einem dritten starken Bande harrt, so dürfen wir hoffen, daß mit ihnen auch jene drei Erzählungen einem größeren Leserkreise zugeführt werden.

Während seines Aufenthaltes in Hamburg und Altona lernte Johann Meyer auch Claudius Serpenthien, den liebenswürdigen Componisten vieler seiner Lieder, kennen. Dieser hatte kaum von seiner Anwesenheit gehört, als er ihn auch schon, in der Hand das Manuscript der „Fünf plattdeutschen Lieder", die später bei Cranz erschienen, aufsuchte. Später kamen die beiden Künstler, der Poet und der Musiker, öfters zusammen und verlebten, zugleich mit den Geschwistern Dörr, manche genußreiche Stunde. Während dieser Zeit machte unser Dichter auch die Bekanntschaft Heinrich Zeise's, des schon damals hoch angesehenen Lyrikers, sowie die Adolph Strodtmann's, mit dem er in persönlichen Verkehr trat. Auch die beiden Dichter Wulff, Wilhelm Wilibald, der Vater, und Fritz Wilibald, der Sohn, besonders dieser, sowie Gerd Heinrich Philipp Pehling, der zuerst Schreiber, dann Kaufmannslehrling und zuletzt Lehrer und Dichter war, und ein Poet, Namens Krüger, der eine „Junggermanische Gesellschaft" gegründet hatte und in deren Interesse ein Jahrbuch erscheinen ließ, zu dessen Mitarbeitern Johann Meyer gehörte, und außerdem mehrere Redacteure der angesehensten Hamburger Zeitungen, unter diesen namentlich der Besitzer und Chefredacteur der „Reform" J. F. Richter, mit dem er schon als Student zusammengekommen war, gehörten zu seinen Bekannten.

In Hamburg lernte Johann Meyer auch den angesehenen Verlagsbuchhändler Julius Campe, Heinrich Heine's väterlichen Freund und Verleger, kennen. Mit dem Manuscripte seiner plattdeutschen Gedichte unter dem Arm ging er eines Tages auf gut Glück in das Geschäftslocal der renommirten Firma und bot die

Digitized by Google

Blätter zum Verlage an. Der alte Campe nahm sie bedächtig entgegen und ersuchte den Dichter, nach acht Tagen wieder einmal vorzukommen. Als diese Frist verstrichen war und Johann Meyer wieder kam, empfing ihn Campe mit den Worten: „Ihre Gedichte gefallen mir, ich werde sie behalten und gut honoriren". Und so erschienen dann Johann Meyers „Plattdeutsche Gedichte" im Verlage von Hoffmann und Campe in zwei Bänden und hatten sich einer überaus günstigen Beurtheilung zu erfreuen. Bald darauf erschien auch in demselben Verlage des Dichters plattdeutsche Übersetzung der alemannischen Gedichte Hebels. Johann Meyer mußte sie an einigen Abenden dem Alten von Anfang bis zu Ende vorlesen, und, ebenso kurz entschlossen wie vordem bei der Annahme der plattdeutschen Gedichte, erklärte ihm Campe, daß er sie behalten und sofort in Druck geben werde. Und als das Werk erschienen war, fand es überall eine außerordentlich herzliche Aufnahme; fast alle Kritiker, die es einer eingehenden Durchsicht gewürdigt haben, sprachen sich in der schmeichelhaftesten Weise darüber aus. Unseres Wissens sind aber doch vier der Herren Litteraten als Kritiker anderer Meinung gewesen und darunter drei — wie es der Verfasser des plattdeutschen Hebels selbst meint, — nur deshalb, weil ihnen Klaus Groth mit dieser Ansicht vorangegangen war. In dem ersten Jahrgange der Gegenwart, worin der Dichter des Quickborn eine Reihe von Artikeln „über Hoch- und Plattdeutsch" veröffentlichte, erklärte er, Johann Meyers „plattdeutschen Hebel" *für ein verfehltes Unternehmen*; und die, welche später mit ihm derselben Meinung gewesen, waren die beiden Litterarhistoriker Heinrich Kurz und Adolf Stern in ihren Litteraturgeschichten und schließlich in neuester Zeit der Kieler Oberrealschuloberlehrer Hermann Krumm in seinem famosen Artikel über die schleswig-holsteinischen Dichter in dem bei Lipsius & Tischer erschienenen Werke „Schleswig-Holstein, meerumschlungen". Ich erwähne dies nur hier, und werde noch an einer andern Stelle in meiner Schrift, wo von Johann Meyers plattdeutschem Hebel ausführlicher die Rede sein wird, wieder darauf zurückkommen.

Ich möchte hier noch eines allerliebsten plattdeutschen Gelegenheitsgedichtes gedenken, das während der kurzen Zeit des Aufenthaltes unseres Dichters in Hamburg und Altona entstanden ist. Es gelangte zuerst in den „Itzehoer Nachrichten" zur Veröffentlichung,

Digitized by Google

an die es der Dichter eingesandt hatte, ging aber dann, nachdem es von diesen gebracht worden war, in eine Anzahl anderer Blätter über, woraus sich schon mit Sicherheit schließen läßt, daß es seiner Zeit sehr angesprochen und vielen Beifall gefunden haben muß. Es wurde veranlaßt durch einen poetischen Streit in irgend einem Blatte. Beide Gegner waren Bauern, wenigstens hatten sie sich pseudonym als solche unterzeichnet. Der eine, welcher den Streit hervorgerufen, hatte die plattdeutsche Sprache verunglimpft und heruntergerissen, dagegen der andere sie in Schutz genommen und gepriesen. Und dieser hatte sich unterzeichnet als ein Bauer aus Heikendorf, jenem hübschen und in unmittelbarer Nachbarschaft der Probstei belegenen Dorfe an der Kieler Föhrde; vielleicht war er selbst ein Probsteier und einer von denjenigen, mit welchen unser Dichter ein paar Jahre früher als Kieler Studiosus bei seinem Pfingsten-Ausfluge in der Probstei persönlich bekannt geworden war. Hier das Gedicht:

An en Heikendörper Bur.

Als he sin Moderspraak vertheidigen de'.

Dat's recht min Jung, Du büst vun't Slag,
Un mit Vergnögen heff ick't lesen!
En Bursmann, de keen Plattdütsch mag,
De is keen Bur, is't nümmer wesen.

Uns' Moderspraak, so fram un tru,
So klar, als baben de blaue Heben,
So hartlich, so op Du un Du,
De holt wi fast, als wer't uns' Leben!

Kumm her, ick drück Di warm de Hann!
Ick mutt min Brod op Hochdütsch eten,
Doch wenn'ck so recht mal plattdütsch kann,
Is't Hochdütsch allemal vergeten.

Denn warr ick warm, den fleit dat Hatt,
Denn kamt torügg de olen Tiden,
Un ward mi denn de Ogn mal natt,
Du weest wul sacht, wat't to bedüden.

Ick weer ja malinst ock en Jung,
Ick heff in't Holt na Möschen lopen;
Ick heff dar sprungen, ick heff dar sungn
Un Kukuk mit den Kukuk ropen.

Digitized by Google

Ick heff de Nachtigaln belurt,
Heff Nöt un Erdbein plöckt in'n Redder,
Heff achter Wall un Knicken ſchurt,
Biſchuerns bi dat dullſte Wedder.

Ick heff in'n Grashoff legn to drömn,
Heff mank de Blom in'n Blomhoff ſeten,
Ick heff dar vun de Appelböm
Hindal de blanken Appeln ſmeten.

Ick heff, — de Ahrn bit an de Ohrn,
In Roggn un Weeten ganz verſteken,
Biſchuerns dör' dat hoge Korn
Na blaue Blom herümmerſtreken.

Ick heff, — — — ach ja, wat heff ick all!
Heff ſpelt mit Naver Klas ſin Liſchen
In't Hus an'n Wall, in'n Hoff bi'n Stall
Un mank de Hümpels op de Wiſchen.

Denn ſä ſe mennig mal: „Johann,
Wi wüllt tohopen Hochtid geben.“ — —
Dar keem tonöſt dat Schickſal an
Un hett uns beid vunanner dreben.

Wo bleev ſe in de Welt ſo wit?
Du fragſt darna un möchſt dat weten?
En annern Frier hett ſe friet, —
Un mi, — mi hett ſe lang vergeten.

Ick keem tonößen bi de Lehr
Un muß in Kiel de Böker leſen;
Doch allemal, wenn't Pingſten weer,
Bün ick bi Jüm am leevſten weſen.

Bi Jüm, dar an den ſmucken Strand,
So friſch un fröhlich allerwegen!
Bi Jüm, dar in dat gröne Land,
So vull un rik vun Gottes Segen!

Denn ſtunn in'n Snee de Kaßbeinböm,
Denn ſungn de Vageln in de Büſcher,
Denn hungn de Tellgns vull Appelblöm,
Un alle Dehl'n vull Kränz un Strüſcher.

Denn gung dat rut, denn gung dat 'rin,
Denn gung de Fleut un gung de Fidel,
Un nargns en trurig Hart to finn,
Un Alins ſo luſtig, ſo candidel.

Denn wurr dar mennig Fründſchap makt,
So mit de Oln, als mit de Jungen,
Un in unſ' ol' leew' Moderſprak
De olen ſmucken Leeder ſungen.

Digitized by Google

Ach, gröt se All dar in de Kunn,
Mit de ick so tohopen seten,
Un segg, ick wurr de schönen Stunn
Min ganzes Leben ni vergeten.

Un denn de Deerns, — de Deerns! — o! — o! —
Ick kenn se ja noch alltohopen!
Ick heff ja ock als Studio
Vischuerns mal to Fenstern lopen!

De Deerns, de gröt mi alltomal,
So slank, als Dann, — so staatsch, als Böken!
Un wüllt mal Welk' na Hamburg dal,
Denn segg, se schulln mi mal besöken!

Wir haben schon gesagt, daß jene schöne Zeit des Aufenthaltes unseres Dichters in Hamburg und Altona nur von kurzer Dauer war. Eines Tages erschienen in dem Institute des Herrn Andresen während der Unterrichtszeit zwei Männer, die sich dem Vorsteher als J. G. Pfingsten aus Itzehoe und Dr. Ludwig Meyn aus Uetersen vorstellten und um die Erlaubniß baten, den Lehrer Johann Meyer einen Augenblick zu sprechen. Meyer wird gerufen, die beiden Herren stellen sich auf dem Hausflur vor und machen dem Erstaunten kurzer Hand den Vorschlag, seine Altonaer Stellung aufzugeben und Redacteur der „Itzehoer Nachrichten" zu werden. Unser Freund war seinem Besuch nicht persönlich, wohl aber durch seine Gedichte, von denen auch die „Itzehoer Nachrichten" einige veröffentlicht hatten, längst bekannt. Wie freudig er nun auch das überraschende Anerbieten entgegennahm, so war es ihm doch nicht möglich, sich sofort zu entscheiden und eine bündige Antwort zu geben. Er bat sich darum eine kurze Bedenkzeit aus, um während derselben mit seinem Chef und den Freunden die so plötzlich an ihn herangetretene Frage zu besprechen. — Und das Ergebniß dieser Rücksprache war eine bejahende Antwort an Herrn Pfingsten, den Besitzer der „Itzehoer Nachrichten". Vieles zwar wurde von den Freunden gegen die Annahme der angebotenen Stellung vorgebracht, vieles aber auch dafür; und ausschlaggebend war insbesondere die Erwägung, daß unser Dichter nun doch einmal mit dem Studium der Theologie völlig gebrochen, sich mithin einen andern Lebensberuf zu wählen und hierbei vor allem darauf zu sehen habe, daß die neue Thätigkeit dauernd und sicher und so einträglich sei, daß

Digitized by Google

nicht nur die von den Eltern bezogenen Vorschüsse zurückgezahlt, sondern auch alle Bedürfnisse zu einem angemessenen und auskömmlichen Leben bestritten werden könnten. Es sei noch erwähnt, daß Johann Meyer nahe daran war, das Törr'sche Institut zu übernehmen, und daß diese Absicht auch so gut wie gewiß zur Ausführung würde gekommen sein, wenn nicht jenes Ereigniß dazwischen getreten wäre.

So übernahm er denn vorläufig, um sich auf seine neue Berufsthätigkeit in etwas vorzubereiten, die Abfassung und Einsendung von wöchentlichen Correspondenzartikeln aus Altona. Und als nun die Zeit gekommen war, Hamburg und Altona zu verlassen, nahm er Abschied von allen, die ihm dort so nahe standen und die sein Scheiden schmerzlich bedauerten. Zu diesen gehörten vor allem auch der Inhaber und Leiter des Instituts, an dem er unterrichtet hatte, Herr Andresen, und die Collegen sowie die Schüler, die ihm noch in letzter Stunde die Werke classischer Dichter als liebes Andenken verehrten; die eine Classe spendete Schiller, die andere Goethe, die dritte Shakespeare und die vierte Körner und Seume. Und der Prinzipal erfreute ihn mit dem folgenden schönen Zeugniß:

„Herrn Johann Meyer bescheinige ich hierdurch mit vielem Vergnügen, daß derselbe seit Michaelis 1858 bis heute in meiner Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben in den vier ersten Classen den Unterricht in der Weltgeschichte und im Deutschen (Literatur, Aufsätze, Grammatik) mit wöchentlich 24 Stunden ertheilt hat. Herr Meyer hat sein Lehramt mit großer Hingabe und Treue versehen, und wie er eigne Arbeit und Mühe nicht gescheut hat, so haben auch seine Schüler fleißig und gern gearbeitet und ersichtlich in seinen Stunden gute Fortschritte gemacht. Indem ich ihm meine völlige Zufriedenheit mit seinen Leistungen hierdurch bezeige, spreche ich zugleich mein Bedauern darüber aus, daß Verhältnisse ihn veranlassen, so bald aus meinem Wirkungskreise auszuscheiden, in welchem er sich die herzliche Liebe und Hochachtung seiner Collegen und Schüler in einem so hohen Grade erworben hat.

Altona, den 30. Juni 1859.

L. Andresen,
Vorsteher eines Knabeninstituts.

Und nun, Gott befohlen, du kurze Freude! — Ein jeder ist

Digitized by Google

seines Glückes Schmied! — Und mit einem solchen Geleitschreiben, wie es Herr Andresen ausgestellt hat, darf der Scheidende getrost und hoffnungsfreudig von hinnen ziehen.

Itzehoe, das hübsche und freundliche Städtchen an der Stör, hatte damals wohl nur gegen 9000 Einwohner; aber sein Blatt, die „Itzehoer Nachrichten", war die gelesenste Zeitung in ganz Schleswig-Holstein. Herr Pfingsten war ein liebenswürdiger Charakter, mit dem man leicht umgehen konnte. Er hatte sich vom einfachen Factor zum Besitzer dieses einträglichen Blattes emporgearbeitet. Es war ihm von dessen Begründer, einem alten Herrn Schönfeldt, der sich durch diese Zeitung ein großes Vermögen erworben und sich dann in Hamburg zur Ruhe gesetzt hatte, unter coulanten Bedingungen verkauft worden, und Herr Pfingsten war, als unser Dichter an die Spitze der Leitung des Blattes trat, ein reicher Mann. Die Beschäftigung machte dem neuen Redacteur, obgleich er zum ersten Male einen solchen Posten bekleidete, kaum Schwierigkeiten; er arbeitete sich leicht hinein und hatte bezüglich der politischen Seite seiner Thätigkeit in dem Eigenthümer der Zeitung stets einen treuen Freund und klugen Berather. Und dann gab es der Mitarbeiter und darum auch der Einsendungen aus allen Himmelsrichtungen eine solche Fülle, daß wohl zwei solcher dreimal wöchentlich erscheinenden Blätter genug daran gehabt hätten.

Einer der fleißigsten und jedenfalls weitaus der erste und beste Mitarbeiter war jener Dr. Ludwig Meyn, der mit dem Herrn Pfingsten auf der Suche nach einem neuen Redacteur nach Altona gekommen war und der seinen Freund auch wohl hauptsächlich dazu überredet hatte, den Dichter Johann Meyer für diesen Posten zu wählen. Ludwig Meyn war ein ausgezeichneter Gelehrter und warmer Freund des Volkes, zu dessen Dienst er schon viele Jahre hindurch als „Wirthschaftsfreund" der „Itzehoer Nachrichten" seine umfangreichen Kenntnisse segensreich verwandt hatte. Er war Naturforscher und hauptsächlich Geologe. Sein großes fachmännisches Werk, die „Geognostische Beschreibung der Insel Sylt und ihrer Umgebung", ist von seiten der Fachgenossen hoher Anerkennung gewürdigt worden, und auch seine gemeinverständliche Schrift, „die natürliche Schöpfungsgeschichte", die Zusammenfassung einer Reihe von „Briefen an eine Freundin", die nach einander in den „Itzehoer Nachrichten" veröffentlicht waren, fand allgemeinen Beifall. Ostern

Digitized by Google

1846 habilitirte er sich als Privatdozent der Mineralogie und Geologie an der Kieler Universität und machte sich durch Gründung der academischen Mineralien- und geognostischen Sammlung sehr verdient. Als Lehrer vertrat er mit dem größten Nachdrucke Liebig's Ansichten über landwirthschaftliche Chemie und wies zuerst die Schleswig-Holsteiner auf die Nothwendigkeit hin, die dem Boden durch den Landbau entzogenen Kräfte durch wohl berechnete Düngung zu ersetzen. 1848 übertrug ihm die provisorische Regierung die Ämter eines Bergcontroleurs in Segeberg und eines Salineninspectors für Oldesloe. Die Energie, womit er für die Rechte der Herzogthümer eingetreten war, machte ihn der dänischen Regierung mißliebig, und so war er genöthigt, den academischen Lehrstuhl zu verlassen. Nun wurde er Fabrikant in Ütersen und beglückte als Privatgelehrter von hier aus die Schleswig-Holsteiner durch eine Fülle von viel begehrten, populärwissenschaftlichen Aufsätzen. Als Volksschriftsteller stand er fast einzig und unerreichbar da und er hätte von rechtswegen eine höhere Würdigung all seiner Verdienste um seine Landsleute finden müssen, als es in dem Werke „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" geschehen ist. Wie unermüdlich thätig Dr. Ludwig Meyn bis an sein Ende gewesen ist, erkennt man an seiner fleißigen Mitarbeiterschaft an vielen fachwissenschaftlichen Zeitschriften und Tagesblättern; bei einer nach seinem Tode stattgefundenen Schätzung aller seiner schriftstellerischen Arbeiten stellte es sich heraus, daß er dem Raume und der Menge nach ebenso viel geschrieben hat, als in einer Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons enthalten ist. In welch hohem Ansehen er bei seinen Landsleuten stand, davon kann man sich heute — 20 Jahre nach seinem Tode — noch kaum eine Vorstellung machen. Sein Wort war eine Macht, und dies umso mehr, als ihm die That folgte oder vorangegangen war. Seine Landsleute schworen darauf, und sie brachten ihm auch sonst das volle Vertrauen entgegen, das er als Lehrer und Freund des Volkes voll verdiente. Ludwig Meyn starb, vom Schlage gerührt, am 5. November 1878 in Hamburg in dem Hause eines Freundes, und ganz Schleswig-Holstein wurde durch sein Hinscheiden in tiefe Trauer versetzt. Nun dürfte es auch endlich an der Zeit sein, daß ihm, einem der Besten ihrer Söhne, die Heimathprovinz ein Denkmal errichte. Wann wird es geschehen? so möchten wir auch an dieser Stelle fragen. In An-

Digitized by Google

regung wurde ein solches Denkmal oft gebracht; es sind sogar Gelder dafür gesammelt worden, man hat aber allzu voreilig einen Fonds daraus geschaffen für Geldunterstützungen zu landwirthschaftlichen Zwecken. Ein recht schönes, sinniges Denkmal hat ihm aber unser Dichter in seiner Weise gesetzt, indem er den Manen Ludwig Meyn's den Band der „Plattdeutschen Gedichte" gewidmet hat. Es seien darum diese Strophen, die in gleicher Weise ihren Verfasser, wie den ehren, zu dessen Ruhm sie geschrieben sind, hier abgedruckt.

Widmung.

„Am leevsten Di,
För alles, wat din Hand all schreev!
Nehm't an vun mi,
Ick wüss keen, den ick't leever geev!"

So heff ick sungn,
Als du mal levst in all Lüd Mund,
De Tid vergung, —
So sing ick noch ut Hartensgrund!

Wo büst Du nu?
Dal gung Din Steern vull Licht un Glanz, —
Still slummerst Du, —
Un op Din Hart legg ick min Kranz.

Wer weet, waneer,
Wenn't jüst den leeven Gott sin Will,
Ock ick ni mehr,
Lig ebn als Du, so stumm und still. —

So lang ick bin,
Denk ick an Di un heff Di leev!
Nehm't doch mal hin!
Heff noch keen, den ick't leever geev!

Fort levt Din Wort!
Uns grönt un blöht, wat Du hest sei't!
Noch giff't keen Ort,
Wo Ludwig Meyn sin Denkmal steiht.

Auf der ersten Strophe dieses Gedichtes ruhten noch die freundlichen Augen des bald darauf Hingegangenen. Johann Meyer

Digitized by Google

schrieb diese Strophe in ein Exemplar seiner plattdeutschen Gedichte, das er Ludwig Meyn verehrte.

Aber wenden wir uns wieder dem lieblichen Städtchen zu, in welchem nunmehr unser Poet ein neues gemüthliches Heim und eine ihm zusagende Thätigkeit gefunden hatte und dessen mannigfaltig wechselnde Reize in Lage und Umgebung wohl nicht wenig mit dazu beitrugen, daß sich der neue Redacteur so schnell in die noch ungewohnten Verhältnisse einlebte. Itzehoes Naturschönheiten geben denen der vielgeliebten Schleistadt — in die, nebenbei gesagt, mittlerweile auch des Dichters Vater nach Verkauf der Solleruper Landstelle wieder zu Frau und Kindern gezogen war — nur wenig nach. Herrliche Wälder voll dunkler Tannen, majestätischer Buchen und Eichen und frischgrüne Wiesen, durch die sich mäandrisch die blinkende Stör hinzieht, umgeben es von der einen Seite. Und hier liegt weit von der Stadt an dem lieblichen Flüßchen das alte Schloß Breitenburg, das einst dem Grafen Heinrich Rantzau gehörte, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit, den man kurzweg „den Gelehrten" nannte, zugleich dem hellsten Sterne der schleswig-holsteinischen Ritterschaft. An der anderen Seite umrahmen den Ort ein nicht minder schöner Wald und üppige Kornfelder mit buschreichen Wällen und Knicken, und etwas weiter nach der Richtung hin, wo sich die nahe Schwesterstadt Wilster, der Geburtsort unseres Dichters, mit ihrem Thurm und den roth schimmernden Dächern aus der tief liegenden Marsch erhebt, tauchen stattliche Gehöfte auf mit ragenden Giebeln zwischen den dunklen Baumkronen, und daran schließen sich goldene Rappsfelder, üppige, grüne Weiden voll strotzender Rinder und unzählige kleine Mühlen an den Weddern und Teichen. Und auch hier, zwischen den beiden Städtchen, liegt ein schmuckes Schloß, Heiligenstedten, das Besitzthum eines Barons von Blome. Die herrlichen Orangerien zu Heiligenstedten waren damals im weitesten Umkreise eine Berühmtheit für alle Garten- und Blumenfreunde; auch unser Dichter suchte sie oft auf und verträumte, berauscht von dem Blüthenduft ihrer Insassen, manche Stunde dort.

Zu all diesem kam dann noch das ansprechende Innere der kleinen Störstadt! — Da war es zunächst die alte St. Jürgenskirche, wo der unvergeßliche Prediger Probst Versmann wirkte,

Digitized by Google

der Herausgeber des mit den „Itzehoer Nachrichten“ verbundenen, sehr beliebten und weit verbreiteten „Sonntagsblattes“, ein Dichter in Prosa, ein Mann, der bei aller streng religiösen und orthodoxen Richtung seines Blattes so voller Humor und Naivetät war wie früher sein Amtsbruder, der weiland Prälat und Konsistorialrath Johann Peter Hebel. Rund um die Kirche lagen altehrwürdige Gebäude und moderne Villen mit hübschen Anlagen und Gärten, die Heimstätten der Conventualinnen des adeligen Klosters, sowie der Prinzenhof, die Wohnung der Abtissin. Damals bekleidete diese Stellung die Prinzessin Juliane Luise Amalie zu Hessen, die Tante des dänischen Königs Christian IX. Ihr Herz war voller Güte und Nächstenliebe, und reich wie arm verehrte und liebte sie wie eine Mutter. Und auch die gemüthlichen Bewohner sagten unserem Freunde zu, so daß er recht bald mit vielen Familien in gesellschaftlichen Verkehr trat und ein gern gesehenes Mitglied mancher Vereine wurde, deren Vergnügungen er mitmachte und deren Feste er feierte, wie sie gerade fielen und soweit es ihm die Zeit gestattete. Dann fand sein Dichterherz und sein künstlerisch geschultes Auge auch Gefallen an den lieblichen Mädchenblüthen, die sich allerorten in Itzehoe entfalteten. Genug, alles war danach angethan, ihm reichlich Ersatz für das zu bieten, was er in Hamburg und Altona zurückgelassen hatte.

Auf diesen blumigen Pfaden der Itzehoer Periode begegnete er nicht selten auch der Muse; und wenn dann in dem Blatte, dem er vorstand, das eine oder andere seiner Gedichte das Tageslicht erblickte, gewährte es ihm allemal eine große Freude, wenn er sah, wie gern das Publicum diese poetischen Überraschungen entgegennahm und wie hoch man ihn als Dichter schätzte.

Aber bald sollten sich dunkle Wolken vor die Sonne dieser ersten Freuden legen, die der Dichter in dem Störstädtchen genoß. Und so verhältnißmäßig kurz sein Aufenthalt dort war, so reich im jähen Wechsel an Lust und Leid wurde er.

In Hamburg und Altona war bereits vor Johann Meyer's Übersiedlung nach Itzehoe die Cholera zum Ausbruch gekommen. Viele waren ihr schon zum Opfer gefallen, auch manch einer in der Nachbarschaft des Dörr'schen Institutes; und so lebte unser Dichter in banger Sorge um den Freund und dessen Schwester. Beide blieben glücklich verschont, und die Seuche war wieder im

Digitized by Google

Erlöschen, als in Glückstadt und dem ihm nahe liegenden Itzehoe eine fast nicht minder schreckliche und gefürchtete Krankheit, die rothe Ruhr, epidemisch wurde und viele dahinraffte. In Itzehoe grassirte sie hauptsächlich in demjenigen Stadttheile, der auf Marschboden stand, während die der Geest angehörende Hälfte so gut wie verschont blieb. In jenem lagen auch das Betriebsgebäude der „Itzehoer Nachrichten" und die Wohnung des Redakteurs; und dieser gegenüber — auf der anderen Seite der Straße — nahm die Krankheit eine ganze Familie hinweg: Vater, Mutter und Kinder. Auch in des Dichters Haus kam sie, ergriff ihn selbst und brachte ihn dem Tode nahe. Dank seiner kräftigen Constitution und der guten Pflege blieb er am Leben. Als die Krisis glücklich überstanden war, bedurfte es noch einer langen Zeit der Reconvalescenz und der Erholung, bis er die Redaktion seines Blattes wieder übernehmen konnte.

Während dieser Zeit war in Hamburg bei dem Freunde und dem Bruder in Apoll ein ganz besonderer Gast eingetroffen, auch ein Dichter, und zwar ein solcher, dem schon damals des Ruhmes und der Ehre ein reiches Maß im deutschen Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus zu theil geworden war — Fritz Reuter, der plattdeutsche Sänger aus Neubrandenburg. Dr. Dörr, der für seine Dichtungen schwärmte und schon manchen Brief mit ihm gewechselt, hatte ihn eingeladen; Reuter kam und gedachte, einige Wochen zum Besuch und zugleich zur Erholung in Hamburg zu verweilen. Auch an Johann Meyer war die dringende Bitte gerichtet, auf ein paar Tage nach der Elbstadt zu kommen; man wußte ja nicht, wie krank er gewesen war und in welchem Schwächezustande er sich auch jetzt befand. So konnte unser Dichter vorläufig garnicht daran denken, eine derartige Reise zu unternehmen. Mit großem Bedauern mußte er ablehnen, und mit gleichem Bedauern lasen der Freund und sein Gast den Brief, worin die Gründe der Ablehnung angegeben waren. Für Fritz Reuter wie für Johann Meyer würde es eine große Freude gewesen sein, wenn sie einander persönlich kennen gelernt hätten; und nun konnte es nicht geschehen. Aber eine kleine Entschädigung sollte unserem Dichter doch werden; Reuter schickte ihm seine „Läuschen und Riemels" und „De Reis' na Belligen"; dann ließ er sich in Hamburg für ihn photographiren und schrieb ihm gleich nach der

Digitized by Google

Rückkehr in die Vaterstadt, wie gern er Johann Meyer's Bekanntschaft gemacht hätte und wie hoch er ihn als Dichter schätze. Hier der Brief, der mir in einer Abschrift vorliegt:

Verehrtester Herr Meyer!

Freund Dörr hatte es gut mit mir im Sinne, als er mich auf Ihre Bekanntschaft einlud; aber der gute Wille reicht nicht immer aus, wenigstens diesmal nicht. Aus dem allgemeinen Bedauern, welches sich an dem fröhlichen Abende über Ihr Ausbleiben und den Grund desselben aussprach, konnte ich entnehmen, was Sie Ihren Freunden sind und was Sie mir hätten werden können. Aber habe ich Sie nicht, so habe ich doch Ihre Schriften, und selten gab es deren, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen, aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund. Es ist doch wahr, das Beste im Leben und Dichten ist die Gesundheit. Im Dichten haben Sie dieselbe sich bewahrt; ich will hoffen, daß dieselbe Ihnen im Leben nicht abhanden kommt.

Ich erlaube mir, Ihnen den ersten Theil von „Läuschen und Riemels" in neuer Auflage zuzusenden, und bitte, die Vorrede zu dieser Auflage zu lesen. Ich habe darin einen uns plattdeutschen Scribenten angehenden Vorschlag gemacht, der möglicherweise zu einer Verständigung unter uns führen dürfte, wenn auch sehr langsam und mit Weile. — Lieber Herr Meyer, wir alle müssen uns verständigen, sonst wird's nichts mit unserer ganzen plattdeutschen Litteratur! — Wer liest Sie hier? Wer mich in Holstein. Die Leute möchten wohl, aber sie können nicht. Das Idiom ist ihnen zu fremd, und das Nachschlagen im Glossar ist zu unbequem. Ging's doch mir im Anfang mit Klaus Groth ebenso.

Beherzigen Sie meinen Vorschlag, der — auf mein Gewissen gesprochen — durchaus nicht die Absicht hat, den einen Dialekt zu zwingen, sich dem andern zu Gunsten aufzugeben; nein! alle sollen sich aufgeben, und zwar zu Gunsten der plattdeutschen Sprache. — In dieser Auflage habe ich den Anfang gemacht; in meinem zunächst erscheinenden „Olle Kamellen" werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß ich auf dem Wege fortschreiten werde und gewiß mit Nutzen. Durch die von Groth und Müllenhoff

Digitized by Google

im Quickborn nachträglich gemachten Regeln ist viel Unheil entstanden, und wenn jeder plattdeutsche Schriftsteller aus seinem Dialekt sich solche Regeln bilden wollte, dann adieu! Verständigung und Verständniß.

Nun, lieber College, leben Sie wohl und nehmen Sie die freundliche und herzliche Einladung an, mich mit Dörr in den nächsten Pfingstfeiertagen zu besuchen.

Mit freundlichem Gruß

Neubrandenburg, den 22. Sept. 1859. Ihr

Fritz Reuter.

Ein schmeichelhaftes Schreiben, das wohl darnach angethan war und es auch heute noch ist, unseres Dichters Herz zu erfreuen! — Und welch eine Gelegenheit zur Anknüpfung eines langjährigen Briefwechsels zwischen den beiden niederdeutschen Dichtern, der vielleicht heute für die plattdeutsche Literatur und Bewegung von wesentlichem Werthe gewesen wäre, hätte dieser Brief geben können! Und wer war Schuld daran, daß es nicht so gekommen ist. Als ich einmal Johann Meyer darnach fragte, antwortete er mit einem „Pater peccavi!“ er habe auch später nach der Zusendung des „Gröndunnersdag bi Eckernför“ einen recht liebenswürdigen Brief von Fritz Reuter erhalten, aber diesen ebensowohl wie jenen unbeantwortet gelassen. — Und warum? — Das leidige Aufschieben trägt auch hier die Schuld, jener allgemein verbreitete Fehler, von dem Lichtenberg behauptet, daß ihn ein jeder, der Thätigste wie der Faulste, einmal zu bereuen habe. — Auch nach Neubrandenburg kam Johann Meyer nicht. Dr. Dörr machte diesen Besuch allein, während der Ferienzeit. Für unseren Dichter aber gab es keine officiellen Ferien, und er mochte um so weniger um einen Urlaub einkommen, als er vorher viele Wochen hindurch die Redaction nicht führen konnte. Er hätte ja den Besitzer der Zeitung, der ihm regelmäßig das Honorar auszahlen ließ, obgleich er seine Arbeiten that, noch weiter für sich in Anspruch nehmen müssen. Und daß nach dem zweiten Briefe Reuter's, auf den ich später noch zurückkommen werde, eine Annäherung nicht erfolgte, lag wiederum in den ungünstigen Zeitverhältnissen begründet. Hier war die Anstalt noch ein weiteres Hinderniß, über welches sich Johann Meyer, der sich stets im Banne einer übertriebenen Pflicht-

Digitized by Google

erfüllung befand, nicht hinweg zu setzen vermochte. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr, daß er, nachdem er Begründer seiner Idiotenanstalt geworden war, deren Leitung auch jetzt noch in seinen Händen liegt, also während einer Zeit von 36 Jahren, keine sieben Nächte außerhalb der Kieler Wohnung zugebracht hat.

In Itzehoe lernte Johann Meyer einen Dichter kennen, den er wegen seiner poetischen Begabung sehr hoch schätzte und in dem er bald einen Freund von unerschütterlicher Anhänglichkeit und Treue durch einen Zeitraum von nunmehr schon 38 Jahren gewann: Paul Trede, auch ein Marse, wenn auch nicht gerade einer aus dem Lande der Dithmarsen. Er ist zu Brockdorf an der Elbe als der Sohn eines Tagelöhners geboren, besuchte bis zu seinem 16. Jahre die Distriktsschule zu Arensee im Kirchspiele Brockdorf, erlernte darauf die Buchdruckerei in Itzehoe und trat im November 1849 bei der Erhebung Schleswig-Holsteins als Freiwilliger in das 10. Bataillon, in dem er den Krieg bis zur Schlacht bei Idstedt mitmachte. Später war er längere Zeit bei einem fliegenden Corps, der sogenannten Fröhlich'schen Patrouille, die fast täglich kleine Vorposten-Scharmützel mit den Dänen hatte. Nach Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee begann Paul Trede seine Wanderschaft, bereiste den größten Theil Deutschlands und der Schweiz und kehrte 1856 nach Itzehoe zurück, wo er nunmehr schon 42 Jahre in der Pfingst'schen Officin thätig ist. Er ist 9 Monate jünger als sein Freund Johann Meyer und wird ebenso wie dieser im Jahre 1899 den siebenzigsten Geburtstag erleben. — Paul Trede ist hauptsächlich lyrischer Dichter, und zwar ebensowohl in der hochdeutschen wie in der plattdeutschen Sprache, die er beide mit gleicher Meisterschaft zu behandeln versteht. Als Erstlingswerk veröffentlichte er das heitere plattdeutsche Epos „Klaas vun Brochdorp"; dann erschienen von ihm die plattdeutschen Erzählungen „Abel" und „Lena Ellerbrook", eine umfangreiche Gedichtsammlung, „Grüne Blätter", und ein Einacter„ Engelsch und Pattdütsch is eendohnt." Das bedeutendste dieser Werke sind die „Grünen Blätter" (Garding, Lühr und Dirks), reich an Perlen der Dichtkunst, durchweht vom Hauche eines sinnigen und frommen Gemüthes und eine gesunde, sympathische Lebensanschauung offenbarend. Von Paul Trede rühren auch viele und vortreffliche Gelegenheitsgedichte her, von denen die meisten in den „Itzehoeer

Digitized by Google

Nachrichten" abgedruckt worden sind. Von unserem Kaiser wurde Trede durch die Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet. Wie hoch ihn sein Freund Johann Meyer schätzt, erfahren wir aus dem nachstehenden Gedichte, welches er ihm zum 19. August 1889, dem 60. Geburtstage, gewidmet hat.

An Paul Trede.

Di bring ick geern vundag min Glückwunsch dar
Un lat na Itzeho' em röwersweben,
Hin in dat Hus, wo Du so Jahr för Jahr
All arbeid't hest, en vulles Menschenleben.

Süh, Paul, is't denn ni so? — Dar seeg ick Di
Vör dörrtig Jahrn alln mank de Bokstab'n griepen,
Dar weern wi jung, — unsʼ Vörjahr is vorbi, —
Un all bi lüttjen fangt wi an to riepen.

De Stunn de fleegt, — kort is de schöne Drom, —
Un hin na't Süden teht de lüttjen Sänger, —
Un so, als nu de Appeln fallt vun'n Bom,
Fallt wi in't Gras um't lüttje oder länger.

Du hest vundag de vulle Sößdig fat, —
Ick bruk op düssen Dag ni mehr to luern, —
Da schall uns awers op unsʼ Lebensstraat
De Tid, de wi noch na hebbt, ni versurn!

Süh, noch is hell dat Og un warm dat Hart,
De Fot noch rüstig un de Hand noch kräftig,
Un wenn dat Haar ock grau un dünner ward,
Wat drünner arbeidt, is noch frisch un deftig!

Un is't ni schön dat Leben op de Welt?!
Un lacht de Freud ni sülb'n en Bessenbinner
In Wisch un Moor, in Wald un Hoff un Feld,
Un in de lüttje Stuv bi Fru un Kinner?!

Un harrn wi beidʼ denn ni all heel vel mehr,
Als so en armen Sklavenmensch hett kregen
An Glück un Freud op düsse schöne Eer
Un an en ganz besonnern Himmelssegen?!

Twars arbeidt hebbt wi beidʼ un möt dat noch, —
Doch op en Goldschatz hett unsʼ Spaden drapen, —
Un anners bröch uns beid de Arbeit doch
Als Middags — eten — un des Abends — slapen!

Digitized by Google

Ick bruck Di ni to seggen, wat ick meen, —
Un weer de Welt ock all vörher vergeben,
Als wi nach ankemn, — — ach, se's doch so schön!
Un wi wahnt ock bischurns mal mit in'n Heben!

Un wat uns denn so tüggt dör Hart und Seel
Merrn mank de Musen, — Junge, dat Entzücken,
Dat unbeschrievlich leewliche Geföhl
Kann doch alleen man'n Dichterhart beglücken!

Vellicht büst Du in'n Ogenblick darbi,
De Stunn dörch en Gesang Di to verklaren,
Un singst en Leed Di sülben: „Ick an mi
To min Geburtsdag" — so als mal vör Jahren *).

Un vör Di steiht en Buddel vull von Wien,
Un ock en Glas, darin so hell dei't winken.
De schönste, de dar wassen dei't an'n Rhien, —
An'n so'n Dag ni to gut, darvun to drinken!

Un süh, wakeen kummt dar? — Herrje, — Johann!
Un vun dat Musenpeerd springt he so eben, —
Un mit sin Dichterbroder stött he an
Un röppt vergnögt: Paul Trede, Du schast leben!

*) „Ich an mich an meinem Geburtstage", eines der schönsten Lieder aus Paul Trede's „Grünen Blättern".

Johann Meyer machte noch die Bekanntschaft zweier anderer Itzehoer Dichter, und zwar kurz nach seiner Ankunft diejenige Emil Pörcksen's, der wie Paul Trede Setzer in der Officin der „Itzehoer Nachrichten" war, und viel später diejenige Johann Hinrich Fehrs', eines vorzüglichen epischen Dichters, der 1863 Lehrer am Waisenhause in Itzehoe wurde und seit dem Jahre 1865 eine Privattöchterschule und ein Pensionat für junge Mädchen daselbst leitet. Jedoch haben beide Männer nicht in einem ähnlichen freundschaftlichen Verhältnisse zu unserem Dichter gestanden wie Paul Trede. —

Welch großen Ansehens sich Johann Meyer sowohl in seiner Eigenschaft als Redacteur wie als Dichter und Gesellschafter in dem weiten Kreise der Itzehoer Bürgerschaft und deren Vereine zu erfreuen hatte, haben wir bereits gehört. Diese Beliebtheit hatte nun auch zur Folge, daß ihm kurz nach seiner Genesung von jener schweren Krankheit eine überaus ehrende Aufgabe zu Theil wurde. Schon während seiner Reconvalescenz zeigten sich in Itzehoe wie anderswo in den deutschen Landen die ersten Anregungen zu einer

Digitized by Google

würdigen Säcularfeier des Geburtstages Friedrich von Schiller's. Es bildete sich aus Mitgliedern der vornehmen Gesellschaft und des mittleren Bürgerstandes ein Ausschuß zur weiteren Berathung. Von diesem nun wurde Johann Meyer ersucht, den Prolog für die Feier zu dichten und zu sprechen. Gern und willig gab er die Zusage. Er hatte noch Zeit genug, die Fülle der Gedanken, die sich einem jeden litterarisch Gebildeten bei einer solchen Gelegenheit aufdrängen, zu sichten und poetisch zu gestalten. Und das geschah nicht abends bei der Lampe, sondern tagsüber auf Spaziergängen im nahen Walde; und unter dessen Rauschen vollendete er die Dichtung, und an dessen stillen, verschwiegenen Plätzen übte er sie auch für den freien Vortrag ein. Dann kam der Tag der Feier; und als der Augenblick für den Beginn des Prologes erschienen war, da fuhr es in begeisterten Worten über die vielköpfige, wie athemlos lauschende Menge dahin, die förmlich bestrickt und fortgerissen war von der frischen Dichtung und dem lebendigen Vortrag und am Schlusse nicht enden wollenden, rauschenden Beifall zollte. Es war eine ergreifende Feier, und nicht zum mindesten gebührte unserm Dichter das Verdienst, zu ihrem schönen Verlaufe durch die Dichtung und den Vortrag des Prologes wesentlich beigetragen zu haben. Darüber herrschte nur e i n e Stimme, und darum dürfte es geboten sein, jene poetische Ansprache hier wiederzugeben.

Prolog zur Itzehoer Schillerfeier.

Gesprochen vom Verfasser am 10. November 1859.

O, welch ein Tag für Deutschlands Millionen!
Welch ungetrübter, schöner Freudentag!
Gleich segensreich, wo immer Deutsche wohnen,
Im Fürstensaal wie unterm Hüttendach!
Im großen Reich wie in den fernsten Zonen,
Wo nur ein deutscher Laut ertönen mag!
Der hehre Tag, an welchem einst geboren
Dem deutschen Volke seine Dioskoren!

Im Sturm der Schlacht und mit dem Schwert der Worte,
Ein Cäsar auf des Kampfes Siegesbahn,
Wie selbst im Sang der Nibelungenhorte
Kein tapf'rer Kämpe Größeres gethan,
Wie größer nicht ihn jemals Hellas Orte
Im Heldenlied des blinden Sängers sah'n,
So kam der eine in des Ruhmes Klarheit,
Und Luther war's, der Kämpe für die Wahrheit!

Digitized by Google

Ein weißer Schwan auf seines Liedes Wogen,
So hell und licht, so sonnenklar und rein,
Von tausend Genien der Kunst umflogen,
Die Nachtigall im großen Liederhain, —
So kam der andere dahergezogen,
Und alle, alle Herzen wurden sein!
Ein Wunder, wonnesam je mehr, je länger! —
Und Schiller war's, der Deutschen Lieblingssänger!

Wer mehr vollbracht? — wir wollen's nicht entscheiden,
Nicht wer der größ're war in seinem Glanz!
Es flocht ja längst das Vaterland den beiden
Um ihre Stirn den deutschen Eichenkranz!
Und keiner soll den andern darum neiden!
Sind sie doch beide unser, beide ganz!
Dem einen wie dem andern unf're Freude;
Und aller Herzen gleiche Lieb' für beide!

Und wie die Kirchenglocken einmal klingen,
Wenn mehr nicht, unserm Luther jedes Jahr,
So müßten sie ihr schallend Loblied bringen
Am heut'gen Tage unserm Schiller dar,
Weil er doch auch auf seiner Dichtung Schwingen
Dem deutschen Volk' der Reformator war,
Und weil von seiner Harfe goldnen Saiten
So wunderbar im Glockenlied sie läuten!

Und hätt' er weiter nichts der Welt gesungen
Als dieses eine Lied, — er stürbe nie!
Er aber hat nach Größ'rem noch gerungen
Auf den Gefilden ew'ger Poesie!
Zum Licht' der Sonne hat er sich geschwungen,
Im Reich' der Gottheit weilte sein Genie
Und ließ vor unsern Augen sich entfalten
Die Ideale seiner Lichtgestalten.

Im Drang nach Freiheit, welch ein göttlich Spenden!
O, welch ein Räuber, dieser Karl Moor'!
Und warum mußt' Fiesko jäh verenden?
War's nicht, weil er das Ideal verlor?
Im dritten Werk aus unsers Dichters Händen,
Wie flammt's auch da so himmelhoch empor!
Kabal' und Liebe, ihm so schön gelungen,
Ist doch ein Lied, der Freiheit nur gesungen!

Und wer müßt' nicht Messinas Braut gedenken?
Und wer nicht Schottlands frommer Königin?!
Wer nicht sich in das liebe Herz versenken
Der Jungfrau, Galliens Befreierin?!

Digitized by Google

Wer nicht dem Wallenstein Bewund'rung schenken?!
Wer nicht eines Posa, eines Carlos Sinn?!
Und wer des Tell sich nicht erfreu'n noch heute,
Der einst sein Land vom Sclavenjoch befreite?!

So hörst du auch des Meeres rauschend Wallen,
Das eine Liebe um ihr Glück betrügt!
So hörst du auch des Volkes Jubel schallen,
Wenn Möros seinem Freund entgegenfliegt!
So siehst du auch im Hain den Sänger fallen,
Der singen wollt' und Mördern unterliegt!
Und siehst den Ritter mit dem Drachen ringen!
Und hörst im Kaisersaal' den Priester singen!

Und fühlst mit ihm der Freude Götterfunken
Und siehst mit ihm des Kampfes Schwertertanz!
Und klagst mit ihm, daß Hellas Pracht gesunken
Und daß erloschen seiner Götter Glanz!
Und flichst mit ihm der Göttin, wonnetrunken,
Cyanen in den goldnen Ährenkranz!
Und singst mit ihm das Lied, so süß erklungen,
Das schönste Lied, das Frauen je gesungen.

Und so durchwandelst du die Blüthenauen
Der hohen Kunst, wo er den Kranz gepflückt!
Siehst ihrer goldnen Sterne Himmel blauen,
Und schwelgst, von seinem Sphärenklang entzückt!
So fühlst du die Begeist'rung niederthauen!
In deine Seele, dieser Welt entrückt,
Und fühlst, auf seinen Armen sanft getragen,
In deiner Brust den Puls des Weltalls schlagen.

Und wunderbar beginnt es dich zu fassen!
Die Ketten brechen, und der Geist wird frei!
Durch deinen Busen brennt ein glühend Hassen
Des Sclavenjochs und seiner Tyrannei!
Und müßtest du das Liebste opfernd lassen,
Du bliebest doch dem Vaterland' getreu,
Und fühltest dich ersteh'n in neuer Jugend
Zum heil'gen Kampf für Freiheit, Recht und Tugend!

O, deutsches Volk, was hat er dir gegeben,
Eh' seines Lebens helle Fackel sank!
Vertiefe dich in seines Geistes Streben!
Erquicke dich an diesem Labetrank!
Zum Himmel wolleſt du die Hände heben
Und dieser Gabe sprechen deinen Dank!
Glück auf! daß ihm nach Kräften es zu lohnen
Sich heut' gefunden deine Millionen!

Digitized by Google

So jauchze denn! und laß die Freude wallen
Von Gau zu Gau durch deiner Länder Grün!
So laß die Glocken deiner Kirche hallen!
Und deine Feuer auf den Bergen glüh'n!
So laß die Lieder deiner Lust erschallen
Und laut erbrausen ihre Melodien!
So jauchze denn! und laß in frischen Kränzen
Die Locken deines großen Dichters glänzen!

Bald rauschte der grüne Wald nicht mehr, in dem diese Dichtung entstanden ist; die Herbststürme erbrausten, und, von den Nachtfrösten entfärbt, flatterten die Blätter zur Erde. Dann kam das Weihnachtsfest und dann Neujahr. Und die „Itzehoer Nachrichten" brachten innerhalb einer Woche zwei größere Gedichte Johann Meyer's. Sie fanden vielen Beifall und mögen darum hier folgen.

Weihnachtabend.

(1859.)

Der Abend naht, — so will ich singen,
Gesang erfreut des Menschen Herz.
Es giebt das Lied der Freude Schwingen,
Es stillt das Lied der Sehnsucht Schmerz!
O, sei gegrüßt mir, Stern der Sterne
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn!
Sei laut gegrüßt, du Licht der Ferne,
Du lieber, süßer Weihnachtsstern!

Welch Heil durch dieses eine werde!
Und welch ein Frieden rings umher
Durch diesen Stern auf dieser Erde,
Welch Licht und welch ein Wonnemeer!
Welch selig Nehmen, selig Spenden!
Und welch ein Paradiesestraum
Von Glück und Freuden aller Enden
Auf Erden um den Weihnachtsbaum!

Den hellen Baum, der heute leuchtet,
Der lichten Freude strahlend Bild,
So manch ein Aug' mit Thränen feuchtet,
So manches Herz mit Wonne füllt!
Den hellen Baum, mit dessen Zweigen,
Umkränzt vom frischen Hoffnungsgrün,
Die Gaben sich der Liebe neigen,
Die heut' der heil'ge Christ verlieh'n

Digitized by Google

Er kam, er trat in unſ're Mitte,
Er reichte ſeinen Segen dir;
O, eine Bitte: in die Hütte
Des Armen tritt nun du dafür!
Sprich: Grüß dich Gott! — Die Engel haben
Mit dieſem Gruß mich hergeſandt.
Und drück' die Gaben, ihn zu laben,
Der Bruderliebe in die Hand!

Und wo noch einer traurig bliebe,
Und wo kein Licht, kein Kerzenſchein,
Da ſend' den Engel du der Liebe,
O Herr, ihm in ſein Kämmerlein!
Laß keinen dieſe Nacht durchweinen,
Nicht dieſe Nacht in ſeinem Schmerz!
Und laß den Stern der Freude ſcheinen
Auf jedes Haus, in jedes Herz!

Wohl manchem mag kein Baum mehr brennen,
Dem doch gebrannt ſo mancher Baum,
Denn, was ſich liebt, das muß ſich trennen,
Und ſchnell verrauſcht der Jugend Traum.
Nicht immer kann die Freude lachen,
Wenn erſt das Leben uns zerſtreut,
Und will das Heimweh mal erwachen,
Am liebſten kommt es ſo wie heut'. —

Dann denken wir der ſüßen Stunden,
Wo einſt auch uns der Eltern Hand
Die Freude in den Baum gebunden,
Der hell im Glanz der Kerzen ſtand;
Und wo, wenn ſie uns traut umfingen,
Und für die Gaben allzumal
Die Lippen aneinander hingen,
Sich aus dem Aug' die Thräne ſtahl.

Herabgebrannt ſind längſt die Kerzen,
Verdorret iſt der grüne Baum.
Weit voneinander ſind die Herzen,
Längſt ausgeträumt der ſchöne Traum.
Und manches Auge, dem entfloſſen
Die Freudenthränen licht und hell,
Das hat ſich müde ſchon geſchloſſen
Und ſchläft und weinet keine mehr. —

Es dunkelt ſtill, — — und ſingend wallen
Die Engel durch die Nacht des Herrn.
O, Friede heut' und Freude allen!
Und allen heut' ein Weihnachtsſtern!

Digitized by Google

Und allen heut' daheim, euch Lieben,
Wo jetzt er fröhlich leuchten muß,
Von einem, welcher fern geblieben,
Dies Lied und seinen Gruß und Kuß!!

In der Neujahrsnacht.

Die Fackel sinkt — das Grab ist offen,
Im Tode ringt das alte Jahr;
Ein neues bringt mit neuem Hoffen
Im flücht'gen Tanz der Horen Schar.
Wein her! vom besten, ohne Säumen!
Der Wein gehöret zum Gesang;
Es läßt beim Wein sich besser träumen,
Es giebt, wenn hoch die Gläser schäumen,
Des Sängers Laute laut'ren Klang.

Das war ein Jahr voll bitt'rer Stunden,
Ein Jahr voll Menschenhaß und Groll!
O Gott, wann wird das Herz gesunden,
Das statt zu hassen — lieben soll?!
Wann bringt ein Engel uns den Frieden,
Das Palmenblatt dem Vaterland,
Dem jüngst noch so viel Leid beschieden?!
Und wann umschließt uns all' hienieden
Der Liebe süßes Rosenband?

Durch sie allein kann's besser werden;
Fort mit des Haders Ungethüm!
Wer in der Liebe lebt auf Erden,
Der lebt in Gott und Gott in ihm.
Es ist die Welt so reich an Schmerzen
Und könnt' so reich an Freuden sein!
Der Liebe öffnet eure Herzen!
Was eine Stunde kann verscherzen,
Holt oft kein ganzes Leben ein!

Im Buch der Zukunft möcht'st du lesen?
Blick lieber in dich selbst hinein;
Heut' denk' zurück, was du gewesen
Und was du hättest sollen sein;
Heut' rüste dich zu neuem Ringen,
Heut' stähle dich mit frischem Muth!
Was auch die Zeiten mögen bringen,
Das Schlimmste kann der Mensch bezwingen,
Wenn nur der Mensch das Seine thut.

Digitized by Google

Und Du, o Herr, im Licht der Sterne,
Du wolleſt auch im neuen Jahr
Allüberall in Näh' und Ferne
Behüten deiner Kinder Schar!
Du wolleſt ſtärken, die da klagen,
Und tröſten jeden, der da weint!
Du wolleſt allen, die verzagen
In ihrem Leid, es helfen tragen,
Bis daß die Sonne wieder ſcheint!

Mach' Du des Harten Sinn erweichen
Im Mitgefühl für and'rer Schmerz!
Gieb Du dem Armen, wie dem Reichen
Ein glücklich' und zufried'nes Herz!
Gieb Du den Deinen allerwegen,
Zumal wo Noth und Mangel droht,
Vom Sonnenſchein, ſowie vom Regen,
Vom Traubenſaft und Ährenſegen
So viel, als für jedweden noth!

Und weiter wollen wir nicht ſorgen;
Getroſten Muths in's neue Jahr!
Bleibt auch die Zukunft uns verborgen,
Bleibt Gottes Lieb' doch offenbar!
Sie hilft uns auch durch trübe Zeiten,
Wir ſtehen all' in ihrer Hut;
Sie wird die Welt auch ferner leiten
Und jedem ſeinen Pfad bereiten,
Bis er in ihrem Schooße ruht.

Wein her! — vollendet iſt die Runde!
Das Leben gleicht der Blume Hauch! —
Ein volles Glas zur zwölften Stunde
Dem neuen Jahr nach altem Brauch!
Da ſchlägt ſie ſchon! — Es geht zu Ende!
Wir nach! — Nur Gott bleibt, wie er war!
Schenkt ein der Rebe gold'ne Spende!
Die vollen Gläſer in die Hände!
Ein donnernd Hoch dem neuen Jahr!

Das Jahr 1860, dem unſer Dichter ſo begeiſterungsvoll dieſes Begrüßungslied gewidmet hatte, ſollte für ihn weit mehr des Ernſten als des Heiteren, ja ſogar Stunden und Tage voll tiefer Betrübniß bringen. Kaum begann nach den beiden erſten Monaten der Schnee zu ſchmelzen und an ſonnigen Plätzen das

Digitized by Google

erste Grün zu sprießen, als der kleinen Stadt die ernste Kunde wurde, daß ihre geschätzteste Bürgerin, die Prinzessin Juliane, bedenklich erkrankt sei. Das hohe Alter der hohen Patientin ließ das Ernsteste befürchten. Wir haben schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie hülfbereit und wohlthätig sich diese edle Dame während all der Jahre, die sie als Äbtissin des adeligen Klosters in Itzehoe zugebracht, gegen jedermann und insbesondere gegen die ärmere Classe erwiesen hatte. Und so erfreute sie sich der größten Verehrung in allen Schichten der Einwohnerschaft. In kurzer Zeit sollte der Tag gefeiert werden, an dem sie vor 50 Jahren mit den Insignien ihres so segensreichen Amtes bekleidet worden war. Mit Bangen und großer Besorgniß erwartete und vernahm man die täglichen Mittheilungen der Ärzte. Aber ehe noch der Frühling ins Land gekommen, hatte der Engel des Todes die Fackel gesenkt und die hochbetagte Kranke von hinnen geführt. Tiefe Trauer lag nun über der Stadt, und gar viele klagten und weinten über den herben Verlust. Die innigste Theilnahme bekundete auch Johann Meyer's warmfühlendes Dichterherz; denn als am 23. März die feierliche Bestattung erfolgte, zu der viele hohe Fürstlichkeiten aus dem Kreise der Verwandtschaft der Verewigten eingetroffen waren, darunter auch der damalige Erbprinz, der jetzige König von Dänemark, und an der sich fast alle Bewohner der Stadt leidtragend betheiligten, brachten am Vormittage die „Itzehoer Nachrichten" das nachstehende Klagelied, das die Trauer mildern und Trost und Erquickung gewähren wollte.

Zum 20. März 1860,

dem Begräbnißtage Ihrer Hoheit der Prinzessin
Juliane Louise Amalie zu Hessen, Äbtissin des adel. Convents
zu Itzehoe.

Schon grüßt der Lenz und schmilzt des Winters Flocken,
Schon singt die Lerche froh im Sonnenschein,
Es träumt der Wald von seinen grünen Locken,
Von seinem Osterfeste träumt der Rain,
Und fröhlich läuten frühe Blumenglocken
Den Mai uns schon, den Mond der Freuden, ein, —
Wir aber trauern schmerzgebeugt, — wir haben
Ja Maienlust und Maienfreud' begraben.

Digitized by Google

Das sind nicht Frühlingsglocken, die uns läuten,
Das gilt dem Lenze nicht und seiner Pracht;
O, diese Klänge können Dir nur deuten,
Die so um einen schönen Traum gebracht!
Die eine Freud', auf die sie all' sich freuten,
Gebettet in der Erde dunkle Nacht,
Und mit der Freude, unter tausend Schmerzen,
Ein Herz zugleich, geliebt von allen Herzen!

Du warst es ja, zu der aus nied'rer Hütte
So gern die Armuth ihre Zuflucht nahm!
Du warst es ja, von der mit seiner Bitte
Kein Hartbedrängter ohne Hülfe kam!
Du warst es ja, mit der in unsr'er Mitte,
Ein Engel Gottes weilte liebesam,
Der treu mit uns in gut' und bösen Tagen
Ein halb Jahrhundert Freud' und Leid getragen!

Und sieh, wir harrten lange schon der Stunde,
Und hofften auf den Freudentag des Mai's,
Zu danken Dir's aus tiefstem Herzensgrunde,
Wir alle allzumal, – daß Gott es weiß!
Und zu bekennen Dir mit lautem Munde,
Wie lieb, wie lieb Du uns geworden seist, —
Da war auch Deine Stunde schon gekommen,
Wo Dich der Herr von uns hinweggenommen.

O, das ist hart! — wie könnten wir's vergessen
Bis an das Ende unsr'er Lebensbahn!
Wie alles Gute nennen und ermessen,
Was Du in Deiner Herzenslieb' gethan,
Und nicht versteh'n die heil'gen Worte dessen,
Den wir am Kreuze für uns sterben sah'n,
Und der mit seinem Herzblut es geschrieben:
Den Nächsten sollst Du als Dich selber lieben!

Ja Liebe! — Was ist alle Macht im Leben,
Was ohne sie ein armes Menschenherz!
Es mag der Ruhm bis an die Sterne schweben,
Auch Gottes Sterne sinken erdenwärts!
Und wären Engelzungen uns gegeben,
Wir wären ohne sie nur tönend Erz!
Der Stein zerbricht und Monumente fallen,
Wer in der Liebe lebt, lebte, lebt in Allen!

So schlafe süß, wo wir dich hingetragen
Zur letzten Ruh' im stillen Erdenthal!
Schon grüßt der Lenz, — er kommt nach wenig Tagen
Und küßt die Welt im goldnen Sonnenstrahl:

Digitized by Google

Dann läßt er seine Nachtigallen schlagen,
Dann weckt er seine Blumen allzumal;
Und Liebe wird die ersten Rosen pflücken,
Um Deinen Hügel still damit zu schmücken!

Noch blühten die Rosen und sangen die Lerchen, als am 3. August desselben Jahres die Amtsnachfolgerin der Betrauerten, Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, in das reich geschmückte Städtchen unter Betheiligung aller Bewohner ihren festlichen Einzug hielt. Es lag wohl nahe, daß auch diese Begebenheit von unserem Dichter eine poetische Weihe erhielt, und so entstand das folgende Begrüßungslied, das gleichfalls in den „Itzehoer Nachrichten" abgedruckt war und, wie sein Verfasser später erfuhr, der neuen Äbtissin zu einer hohen Freude gereichte.

Willkommensgruß

zur Ankunft ihrer Durchlaucht der Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Äbtissin des adel. Convents zu Itzehoe.

(1860, August 3.)

Noch sind die Rosen nicht verblüht,
Noch hören wir die Lerche singen,
So möge nach dem Klagelied
Ein Lied der Freude wieder klingen.
Aus Gottes Hand kommt Leid und Schmerz,
Thaut Lust und Freud' vom Himmel nieder,
Und wird zerrissen mal das Herz, —
Die Liebe Gottes heilt es wieder.

Das war ein Tag, so trüb' und bleich,
Wie keinen je geseh'n wir haben!
Das war ein Herz, so lieb und reich,
Das wir an diesem Tag begraben!
Sie schläft, — sie schlafe still und süß.
Wo wir sie unter Thränen ließen,
Und was sie uns zum Erbe ließ,
Wir wollen's heute froh begrüßen!

Willkommen denn mit Herz und Hand
Bei uns in unserm grünen Thale!
Auch hier ist Deutsches Vaterland,
So gut wie fern am Strand der Saale!
Auch hier grüßt Dich der Eichenhain,
Und deutsche Lieder hörst Du schallen,
Und fern wird Dir das Heimweh sein
Bei Rosen und bei Nachtigallen!

Digitized by Google

O Fürstin, hohe Fürstin, Du,
Was wir im stillen Herzen denken,
Wir wissen's wohl, Du kannst dazu
Nur wenig der Erfüllung schenken; — —*)
Doch was Du kannst, das wissen wir,
Das thust Du gerne Deinen Lieben,
Die von der lieben Todten Dir
Gelassen und zurückgeblieben.

Sie stand so manchem Herzen nah',
Sie that so viel' um Gottes willen!
Sie hat so manche Thräne ja,
Die hier geweint, gestillt im Stillen!
Sie brach so manches Stücklein Brot,
Sie ließ so manches Herz erwarmen!
Sie war der Engel in der Noth,
So oft sie kamen, ja den Armen!

Und weil du Blut von ihrem Blut,
So sei willkommen uns, willkommen!
Und weil die Lieb' nur Liebes thut,
So bleibt der Trost uns unbenommen:
Nicht ewig währen Gram und Leid;
Und der uns so gebeugt danieder,
Der bringt wohl auch zu rechter Zeit
Das Morgenroth der Freude wieder!

* Eine Anspielung auf die damaligen unleidlichen politischen Zustände in den Herzogthümern, namentlich in Schleswig.

Bald nachher, Anfang September, veranlaßte eine Begebenheit ganz anderer Art Johann Meyer, wieder einmal in recht heiterer Weise die Saiten seiner Laute erklingen zu lassen. Es war auch diesmal ein Ereigniß, an dem sich die gesammte Einwohnerschaft der Stadt betheiligte, aber nicht in dem Gefühle einer allgemeinen Freude, sondern in dem der Mißbilligung und Entrüstung. Und für diese Stimmung mußte unser Freund, der ja im besten Sinne des Wortes ein Volksdichter stets war und auch heute noch ist, der poetische Dolmetsch werden.

Ein junger Arzt, ein Allopath und zugleich ein gewandter Dichter und vorzüglicher Improvisator, hatte einen ehrwürdigen alten Collegen und Anhänger der Homöopathie, der in der Nähe Itzehoes einen kleinen Hof bewirthschaftete und nebenbei, mehr zum Vergnügen als zum Gelderwerb, prakticirte, in einem Spottgedichte der Lächerlichkeit preisgeben wollen und dadurch weit und breit,

Digitized by Google

in der Stadt, sowohl wie in ihrer ländlichen Umgebung, volle Entrüstung hervorgerufen. Da sprengte unser Dichter, wie er das schon früher zweimal gethan, auf seinem Pegasus zum lustigen Turniere in die Kampfesarena, und auch hier gelang es ihm, den Pasquillanten aus dem Sattel zu heben. Der ganze Streit drehte sich um die Berechtigung der Hahnemann'schen Heilmethode, die damals noch nicht eine so weit verbreitete Aufnahme wie heute gefunden hatte. Johann Meyer ist nun niemals ein Bekenner des therapeutischen Dogmas „Similia similibus curantur" gewesen; wenn er sich aber nichts destoweniger zum Ritter des Homöopathen aufwarf, so geschah es deshalb, weil jener Allopath und zwei seiner Collegen, die sich mit in den Streit mischten, recht unvorsichtig und taktlos von dem Kernpunkt der Sache abschweiften und statt zu den Waffen der Wissenschaft zu den giftigen Stacheln des Hohnes und des Spottes griffen. Da wurde es nun unserem Dichter zumal bei seiner Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck und seiner Meisterschaft in der Form verhältnißmäßig leicht gemacht, den Alten zu schirmen und die drei jungen Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Es würde über den Rahmen unserer Schrift allzuweit hinausgehen, wollten wir alle infolge dieses Kampfes entstandenen und ins Feuer geführten Gedichte hier wiedergeben; wir müssen uns vielmehr damit begnügen, den Lesern an einem Beispiele zu zeigen, wie Johann Meyer in einem derartigen Streite seine Klinge, rectius Feder, gebrauchte.

En beten nux vomica.

An den allopathischen Dichter.

Dat's nix, mit Spott is gar nix da'n!
Wat schall de „Hehn", wat schall de „Hahn"
Wat schall de „Kiwitt" un de „Uhl"?
So'n Schimperi is jümmers ful!*)

Hier nützt keen Mütz un keen Haubitz,
Keen Berberitz un keen Lakritz,
Un nix vun Peter un vun Fritz;
Dat is man all so'n losen Witz!**)

*) Der Hauptgegner hatte in einer Fabel den alten Homöopathen als Eule dargestellt und verspottet.

**) Reime aus einem der gegnerischen Gedichte.

Digitized by Google

Un de in Glückſtadt mit ſin „Rad",
Do hett em ock noch lang ni fat;
So rötert wul en oles Wiv,
Doch jo keen Mann mit Ehr in'n Liv!

Similia similibus,
Dat makt all mennig een Verdruß, —
Dat makt all mennig een geſund,
Den ſe cureert harrn op'n Hund. —

Wat deh' ju denn de ohle Mann?
Ju griept em ja als Jüngers an,
He wiſt doch, dat he ſchrieben kann,
Ju lopt un ſchrigt blots achteran.

Hebbt Ju dat vun den Dicken lehrt? *)
De meen, he kreeg em recht bi'n Steert,
Un als he togreep unſchaneert,
Dar harr he ſick erſt recht blameert!

Sä't ſülbn, — paßt dat för kloke Lüd,
Wenn ſe op düſſe Art ſick ſtried'? —
Ju lacht dar öwer Tiedemann,
Un fangt dat ſülbn ni beter an.

So lett de Ol' ſick lang ni fangn,
Eerſt griept em mal, nöß kann he hangn;
Dat's eenmal wiß: mit Schimp un Spott
Sett Ju em nümmer op'n Pott.

Doch wüllt Ju em mal recht to Liv,
So ſtippt in't Black un holt Ju ſtiv
Un makt dat als de Weertſchapsfründ **)
Un wiſt, dat Ju em wuſſen ſünd!

*) Der „Dicke" iſt einer der beiden anderen Gegner.
**) Der Wirthſchaftsfreund der „Itzehoer Nachrichten."

Nach nicht langer Zeit erregte ein anderes Ereigniß, und zwar diesmal ein tieftrauriges, die allgemeine Theilnahme des Städtchens. Ein blühendes Mädchen aus dem Bürgerſtande, von großer Schönheit und Lieblichkeit in der Erſcheinung, deſſen Mutter man erſt vor wenigen Monden zu Grabe getragen hatte, erkrankte am Typhus; nach wochenlangem, ſchwerem Ringen erlag die junge Menſchenblume der verderblichen Krankheit, und alle Bewohner trauerten mit dem alten Vater und der Schweſter und den vielen Geſpielinnen aus der Schulzeit an ihrem Sarge. Und als an einem trüben Oktober-

Digitized by Google

morgen, an dem Strauch und Baum noch voller Tropfen des frisch gefallenen Regens hingen, die früh Entschlafene hinausgetragen wurde, da brachten die „Itzehoer Nachrichten" von der Hand unseres Dichters, der mit dem Mädchen bekannt, um nicht zu sagen, befreundet war, die folgende tief empfundene Elegie:

Christine Maas.

(1860, Oktober 27).

Das war wohl gar ein trüber Tag,
Nicht wollt' die liebe Sonne scheinen,
In Thränen glänzten Baum und Hag,
Das war so recht ein Tag zum Weinen.
O schlafe still, o schlafe still,
Wer sollt' Dir das nicht wünschen können,
Du süßes Mädchen, und wer will
Den Engeln nicht die Schwester gönnen?!

Du gingst mit keines Priesters Wort,
Doch mit des grauen Vaters Segen,
Und sieh', die Liebe trug Dich fort
Und durft Dich unter Blumen legen;
Und wo mit Deinem Todtenschrein
Der stille Zug vorbeigekommen,
Da hat er Dir von groß und klein
Manch schöne Gabe mitgenommen.

Nicht Blumen nur, — auch Thränen hell,
Womit die Blumen sie begossen;
Das Aug' ist ja ein Liebesquell,
O, wie er reichlich Dir geflossen!
Wo so ein Kind zur Ruh' gebracht,
Da weiß es nichts von Leid und Kummer,
Da singen Engel durch die Nacht
Das kranke Kind in süßen Schlummer.

Und sieh', wo wir mit unserm Schmerz
Dich dort so stumm gebettet haben,
Da haben sie Dein Mutterherz
Vor wenig Monden ja begraben.
O tröste Gott, was brechen will,
Wo solche Schicksalsschläge trafen!
Doch Dir ist wohl, Du darfst ja still
An diesem lieben Herzen schlafen.

Digitized by Google

So wollen wir von dannen geh'n,
So hast Du ja die liebste Stätte.
Schlaf wohl, schlaf wohl, Du Engel schön,
In diesem theuren Blumenbette!
Auf Rosen liegst und schlummerst Du,
Und sieh', es wird nach wenig Tagen,
Nach wenig Tagen stiller Ruh'
Dein Herz des Frühlings Rosen tragen!

Aber noch ehe die Weihnachtskerzen zur brennen begannen, und das Jahr zu Rüste ging, griff das Geschick in noch ernsterer Weise als vordem mit eisiger Faust in das so warme Gefühls- und Gemüthsleben des Dichters. Und wiederum mußte ein junges Mädchen und noch dazu eine glückliche Braut, Therese, die Lieblingsschwester unseres Freundes, den finsteren Pfad wandeln, den Christine Maas nicht lange vorher gegangen war. Und auch hier war es, ebenso wie dort, eine lieblich erblühte Jungfrau von bestrickendem Reiz in Erscheinung und Wesen. Sie hatte ihre letzte Ausbildung bis zur Confirmation in einer von einer Frau Schulz in dem Stadttheile der Gemeinde Friedrichsberg geleiteten Privatschule für junge Mädchen erhalten und war nach der Einsegnung auf besonderen Wunsch der Vorsteherin dieser Anstalt als Hülfslehrerin verblieben. Die Eltern und Geschwister, in deren Heim sie ihren Tisch und ihr Stübchen hatte, sowie die Ehegatten Schulz, die Colleginnen und Schülerinnen liebten und schätzten Therese. Eines Tages erhielt der Bruder in Itzehoe von der Mutter einen Brief, der mit den Worten begann: „Seit gestern haben wir eine glückliche Braut im Hause . . . . .“ Und dann wurde weiter berichtet, daß der Bräutigam der wohlgerathene Sohn eines angesehenen und begüterten Schleswigers und ein Seefahrer sei, der sein Steuermannsexamen rühmlichst bestanden und die gewisse Aussicht habe, schon bald ein größeres überseeisches Schiff als Kapitän zu führen.

Die Eltern des glücklichen Paares waren damit einverstanden, daß Hochzeit gemacht werde, sobald der Bräutigam, der sich für eine große Fahrt als Obersteuermann hatte anwerben lassen, wieder heimgekehrt sei. Unterdeß solle die Braut, um sich in der Führung eines Hausstandes noch etwas mehr auszubilden, in einem größeren ländlichen Gewese als Stütze der Hausfrau thätig sein. Eine solche Stelle war bald gefunden. Eine Schwester der Mutter war die

Digitized by Google

Frau eines reichen Marschhofbesitzers in Hoyer, dem bekannten Kirchdorfe an der nördlichen Westküste des Herzogthums Schleswig. Und hierhin zu dem Onkel und der Tante begab sich das hoffnungsfreudige junge Mädchen, nachdem der Verlobte seine voraussichtlich letzte Seereise bereits angetreten hatte.

Kaum war Therese dort angelangt, als der Onkel am Typhus erkrankte. Die Tochter schrieb den Eltern noch, daß man sich ihretwegen keiner Befürchtung hingeben möge, sie sei wohl und munter und vor einer Ansteckung nicht im geringsten ängstlich. Und die stets so fürsorgliche Mutter theilte das alles dem Sohne in Itzehoe mit, und dieser schrieb zurück, man solle die Schwester auffordern, unverzüglich heimzukehren. Aber dies konnte leider nicht mehr geschehen; denn noch an demselben Tage, an dem die Mutter den Brief an die Tochter abschickte, kam die Kunde, daß Therese erkrankt sei und sich auf Anordnung des Arztes habe legen müssen. Das betrübte und beunruhigte die Familie aufs höchste, ganz besonders auch unseren Dichter. Und die aus Hoyer über das Befinden der beiden Kranken fast täglich eintreffenden Nachrichten lauteten schlimmer und schlimmer; und zuletzt wurde auch noch die alte Großmutter aus Bröns, die sich schon seit längerer Zeit zum Besuche bei ihrer Tochter in Hoyer aufhielt, von derselben Krankheit befallen.

Da faßte die von banger Sorge gequälte Mutter den Entschluß, sich unverweilt nach Hoyer zu begeben, um in der Pflege des geliebten Kindes, der alten Mutter und des Schwagers der Schwester hülfreich zur Seite zu stehen. Am Ziele angekommen, erfuhr sie von dem Arzte, daß von den drei Erkrankten die Tochter am schwersten darniederliege und ihr Zustand das Schlimmste befürchten lasse. Und immer mehr verschlechterte sich der Zustand des jungen Mädchens, und immer größer an Aufregung wurde diese Zeit für die Familie daheim und den fern weilenden Bruder. Und was für Tage und Nächte für das gequälte und zitternde Mutterherz! So kam denn die letzte, schlimmste Stunde; — sanft nahm der Erlöser Tod die junge Braut aus den Armen der Mutter, und ihre letzten Worte waren: „Dein Wille geschehe!“

Das war ein schweres Opfer für die ganze Familie! Untröstlich waren Eltern und Geschwister, und der Bruder in Itzehoe erbat sich sofort Urlaub, um zunächst nach Schleswig und von

Digitized by Google

dort am Tage vor der Beerdigung mit dem Vater und einem Schwager, dem Bahnhofsverwalter Turretin in Husum, nach Hoyer zu reisen. — Die Eltern wünschten, daß der Sohn einige Worte am Sarge der Schwester spreche. Doch konnte dies ohne Erlaubniß des Predigers nicht geschehn, und dieser — ein Stockdäne — wollte sie nicht ertheilen. Da fuhr nun der Schwager frühmorgens vor der Beerdigung nach Tondern, um von der betreffenden Behörde die Einwilligung zu erwirken. Aber auch das gelang nicht, wie überhaupt damals, unter dem Regime Altdänemarks im Herzogthume Schleswig derartige Mißlichkeiten an der Tagesordnung waren. Trotzdem erfüllte der Sohn den Wunsch der tiefgebeugten Eltern; er widmete der geliebten Schwester, während der Pastor mit dem Küster und den Schulkindern, die am Grabe singen sollten, in ziemlicher Entfernung vom Trauerhause draußen blieb, einige ergreifende Abschiedsworte. Dann setzte sich der Zug nach dem Grabe in Bewegung, und hier hielt auch der Ortsgeistliche eine von Herzen kommende Rede, allerdings in dänischer Sprache, deren aber die Mutter vollkommen mächtig war. — Von dem, was zu Hause vor sich gegangen war, ahnte nichts der fern auf dem Meere schwimmende Bräutigam; und als er am Geburtstage der Braut fromme Grüße und Wünsche in die Heimath schickte, konnte er nicht wissen, daß man gerade jetzt die Verlobte in die Erde bettete.

Auf Theresens Grabstein, den ihr der Bruder setzen ließ, stehen folgende Worte:

Therese Meyer,
geb. den 16. Juli 1838, gest. den 5. November 1860.

„Ihr Brautkranz wurde ihr zum Todtenkranze. Aber Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Es mußte auch so das Beste sein."

Noch an demselben Tage fuhren die Eltern mit dem Sohn und Schwiegersohn nach Schleswig und von dort der Sohn gleich weiter nach Itzehoe. Es reißt der Tod eines Kindes wohl allemal ein Stück vom Herzen der Eltern; und so klagte auch hier besonders die alte Mutter noch lange um den Verlust des Kindes, aber sie haderte nicht mit ihrem Geschick. Ihr religiöses Gemüth und ihr frommer Sinn gewährten ihr stille Ergebung in den Willen der Vorsehung, und mit bewunderungswürdiger Kraft — und ihrem Manne und

Digitized by Google

den Kindern hierin ein Vorbild — ertrug sie standhaft das schwere Leid. Und aus Itzehoe erhielt sie und der Vater von dem geliebten Sohne ein Blatt mit dem nachfolgenden Gedichte, das den herben Schmerz zu lindern vermochte.

Sieh' hin, es geht zur Neige!

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden."

Sieh hin, es geht zur Neige,
Längst schwand des Sommers Grün,
Entblättert steh'n die Zweige,
Der Blumen keine blüh'n,
Verstummt ist Lust und Scherzen,
Als müßt' es all vergeh'n,
So kann's mit deinem Herzen
Wohl auch einmal geschehn.

So kann der Winter kommen,
Wo's Frühling im Gemüth,
So wird Dir oft genommen,
Was kaum zur Lust erblüht;
Da hilft kein warm' Umfassen,
Kein Weinen bang und still,
Vielliebes mußt Du lassen,
Wenn's Gottes Liebe will.

O Du, so früh geschieden,
So innig Du geliebt,
Wie thut so weh hienieden
Das Leid, das Scheiden giebt!
In tiefer Grabesstille,
Im dunklen Blumensarg,
Schlaf wohl, Du süße Hülle,
Die uns're Freuden barg!

Schlaf wohl nach all dem Leide,
O Du, mein Schwesterherz!
Gott segnet ja die Freude,
Gott segnet auch den Schmerz!
In Leid bist du gegangen,
Dein Braut- ein Todtenkranz;
In Freud' bist Du empfangen
Vor Gott im Sternenglanz.

Digitized by Google

Dich darum neiden wollen?
O nein, wir wollen's nicht!
Nicht grämen und nicht grollen
Um dieſe Nacht zum Licht.
Was dunkel hier auf Erden
Und undurchſchaut uns blieb,
Einſt wird es klar uns werden,
Gott that's ja doch zur Lieb'!

Und alles, was wir haben
Von ihm an Freud' und Leid.
Es ſind ja ſeine Gaben,
Und ſein iſt auch die Zeit;
Und iſt's von ihm gekommen,
So ſegnen wir den Herrn,
Auch wenn er das genommen,
Was wir gehabt ſo gern!

O Du, mein Herz, ſei ſtille,
So war's ja garnicht Dein,
So war's ja Gottes Wille,
Und muß das Beſte ſein!
So iſt ſein Thun nur Segen,
Und Segen auch der Schmerz,
Und was wir ſchlafen legen,
Wir legen's ihm an's Herz!

Und mögen Thränen thauen
Auf Seufzer bang' und ſchwer:
Am Dom, dem ewig blauen,
Da prangt der Sterne Heer;
Blick auf; und wo ſie prangen,
Im Licht mit Gott vereint,
Sollſt wieder Du umfangen,
Was hier ſo heiß beweint.

So mag es Winter werden
Mit Dir und Deinem Glück,
Es kehrt ja doch auf Erden
Der Lenz einmal zurück;
Und wo die Thränen fließen
Auf einen Hügel klein,
Da werden Roſen ſprießen
Im Frühlingsſonnenſchein!

Digitized by Google

Das war im Spätherbste, und nun kam das Weihnachtsfest, wohl ein recht trübes für die Lieben daheim und zumal für die Mutter. Wie hatte sie früher schon lange vor und an diesem Tage aller gedacht und für sie gesorgt und gearbeitet; mit welcher Freude und Genugthuung schmückte sie mit dem Vater für die Kinder den Tannenbaum, auch dann noch, als sie schon herangewachsen waren. Und nun? — — An dem kommenden schönen Abende — so sagte sich der Sohn, den der Beruf auch an diesem herrlichsten der Familienfeste im Redactionslocale fest hielt — wird sich wohl ein tiefer Schatten über die Freude der Mutter und aller legen, die sie umgeben. Und darum sandte er ihr in dem Blatte, dessen Leiter er war, ein Weihnachtslied, das zunächst für sie und die anderen im Elternhause, aber auch für einen jeden sonst, dessen Weihnachtslichter keine helle Freude auszustrahlen vermochten, Trost und Frieden gespendet haben mag. Es lautete also:

Weihnacht-Abend.

(1860).

In Thränen hab ich dein gedacht,
Es wird mir noch so schwer zu fassen,
Daß auch in dieser schönen Nacht
Die Freude uns allein sollt' lassen;
Es machen ja im Sternenschein
Die Engel Gottes heut' die Runde,
Und sieh, ich weiß ein Stübchen klein,
Da tragen sie den Schmerz hinein,
Anstatt der Lust zu dieser Stunde.

Ein Stübchen nur? — Wie manches noch
Wird's außer diesem einen geben,
Das freudenleer! — Es ist ja doch
So reich an Schmerzen dieses Leben!
Euch, denen Gott das Leid beschied
Und seine Engel Thränen bringen,
Daß keine Weihnachtskerze glüht,
Euch sing' ich heut' mein Weihnachtslied,
Und möcht' es euch zum Troste singen.

Sagt, habt ihr es wohl recht bedacht,
Wohl recht bedacht in eurem Herzen?
Es brennt auch euch in dieser Nacht
Ein Weihnachtsbaum voll lichter Kerzen;

Digitized by Google

Gott selber hat ihn aufgestellt
Und läßt ihn leuchten nah und ferne,
So strahlt er durch die ganze Welt,
Die Krone ist das Himmelszelt
Und seine Lichter sind die Sterne!

O, schaut empor zu diesem Baum,
Und freut euch seiner allzusammen!
Das Leben ist ja nur ein Traum,
Doch ewig leuchten diese Flammen!
Der Geist will Licht, — er kehrt zum Licht,
In welchem Staub er möge wohnen!
Wie lang es währt, — wir wissen's nicht,
Doch jeder Stern am Himmel spricht:
Hier muß der Gott der Liebe thronen!

Der Liebe! — o, wie wohl das thut,
Zu wissen sich in ihrem Segen,
Zu fühlen sich in ihrer Hut
Auf allen unsern Lebenswegen!
Sie walten ja in jedem Raum,
Und keinen kann sie je versäumen;
So dunkel ist kein Tannenbaum,
Daß nicht ein schöner Hoffnungstraum
Sich ließ' in seinem Schatten träumen!

O, träumet denn ihn alle heut',
Wie viel des Leid's euch Gott beschieden!
Wer Thränen säet, erntet Freud',
Durch Prüfung führt der Weg zum Frieden.
Und wär' der liebe Weihnachtsstern
Auch noch so trüb euch aufgegangen, —
Das Schicksal kommt von Gott dem Herrn,
Und wen er liebt, dem giebt Er's gern;
In Wemuth sollen wir's empfangen.

Das wollen wir! — Auch heute soll
In dieser schönen Nacht der Freuden
Kein hadernd Wort, kein bitt'rer Groll
Die andern um ihr Glück beneiden.
Gott segne, Gott behüte sie!
Und wenn sie ihre Herzen zählen,
Wie viele Seine Lieb' verlieh,
O, mög' an diesem Abend nie
Eins um den Baum der Freude fehlen!

Digitized by Google

Da draußen schläft manch' liebes Herz,
O, hätten wir's zu dieser Stunde!
Sei still, sei still! was soll der Schmerz?
Es heilt Dein Gott Dir wohl die Wunde!
So ward auch mir das Auge naß,
So konnt' auch ich es noch nicht fassen,
Daß sie, die wir ohn' Unterlaß
So heiß geliebt, dahin, — und daß
Wir schon so früh sie mußten lassen.

In Thränen hab' ich Dein gedacht
Und möchte selig mit Dir wandern,
Du schwebst ja auch durch diese Nacht,
Ein Engel Gottes, wie die andern.
O, komm', zünd' uns den Christbaum an,
Auf daß er nicht so dunkel stehe!
Und lehre beten uns alsdann,
Wie Du's zuletzt so fromm gethan:
Dein Wille, Herr, geschehe!

Auf die tiefe Trauer, die gegen Ende des Jahres 1860 unserem Dichter wie seinen Eltern und Geschwistern beschieden war, folgte für ihn mit Beginn des kommenden Jahres eine große Freude. In den bürgerlichen Kreisen des Mittelstandes der Itzehoer Einwohnerschaft, worin er sich bisher hauptsächlich den Umgang gesucht hatte, lernte er ein junges Mädchen kennen, das immer mehr sein Herz gefangen nahm, so daß er schließlich den Vorsatz faßte, die Geliebte zu bewegen, ihm die Hand zum Bunde für das ganze Leben zu reichen. Sie war die jüngste Tochter eines alten, ehrwürdigen Ehepaares, Namens Burchardt, das es durch Fleiß und Sparsamkeit zum Besitze eines eigenen Hauses — in der Breitenstraße — und von soviel Baarvermögen gebracht hatte, als erforderlich war, um in den alten Tagen ein sorgenfreies und gemüthliches Leben zu führen. Unserem Dichter glückte es, seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, wenn sich auch die Braut, ebenso wie er selbst, nicht verhehlen konnte, daß noch mancherlei Hindernisse beseitigt werden mußten, bis auch die Eltern Burchardt in diesen Bund einwilligten. Denn außer seinem treu liebenden Herzen hatte der Bräutigam nur noch seine Kenntnisse und seine Arbeitskraft als Grundlage für das in Aussicht genommene Heim zu bieten. Alles andere, was als hochwillkommenes Accessorium auch schon damals in Rechnung gezogen wurde, fehlte ihm vollständig. So

Digitized by Google

mußte denn vorläufig und bis auf weiteres die Verlobung geheim gehalten werden; und außer dem Brautpaare und den beiden Schwestern der Verlobten, die sich mit deren Neigung und Entschluß freudig einverstanden erklärten, wußte niemand darum, auch nicht die Eltern Johann Meyer's, die ihm auch keine Einwendungen gemacht haben würden, da sie sich längst darin einig waren, dem Sohne in allem, was er beginne, völlig freie Hand zu lassen.

Auf die glückliche Zeit der ersten Liebe unseres jungen Brautpaares sollte aber schon bald der Schatten einer dunklen Wolke fallen. Noch ehe das Jahr 1861 zu Ende ging, kündigte der Besitzer der „Itzehoer Nachrichten" dem Redacteur die Stellung. Was ihn hierzu bewogen hatte, darüber waren in dem übrigens sehr freundlich gehaltenen Kündigungsschreiben keinerlei Andeutungen gegeben. Das Blatt hatte während der Redactionszeit Johann Meyer's immer mehr an Ansehen und Abonnenten gewonnen; und wenn auch an dieser Blüthe der damals als „Wirthschaftsfreund" so beliebte und fleißige Mitarbeiter Dr. Ludwig Meyn das Hauptverdienst hatte, so stand es doch fest, daß sich auch die Beiträge des Redacteurs und nicht zum geringsten die von ihm in dem Blatte veröffentlichten Gedichte stetig eines großen Beifalls erfreuten. Der Grund der Kündigung mochte darum wohl anderswo zu suchen sein. Da er aber in dem Schreiben nicht angegeben war, glaubte auch unser Dichter davon absehen zu müssen, den Besitzer des Blattes darüber zu befragen.

Aber was ein Unglück zu sein schien, sollte für den Dichter und seine Zukunft zum Glücke werden. Denn er hatte nun sein Streben hauptsächlich darauf zu richten, sich zunächst eine dauernde Stellung zu verschaffen und dann einen eigenen Herd zu gründen. Die Zeit, die er noch länger in seiner jetzigen Thätigkeit verblieben wäre, würde ja für ihn und seine Braut so gut wie verloren gewesen sein. Viele Pläne wurden nun geschmiedet und vieles erwogen; und hieran betheiligten sich selbstverständlich auch diejenigen recht lebhaft, welche dem kleinen Kreise der Eingeweihten angehörten. So wurde unter anderm ernstlich in Erwägung gezogen, ob nicht der Gekündigte der Compagnon eines Schwagers der Braut werden könne, der in Hamburg ein flottgehendes und sehr einträgliches Commissionsgeschäft in Südfrüchten hatte, aber seit einiger Zeit schwach und kränklich und darum einer Mithülfe dringend bedürftig

Digitized by Google

war. Der Dichter selbst aber hatte nur das Eine im Auge: vor allem darnach zu streben, sich innerhalb des Bereiches seiner Kenntnisse und Fähigkeiten ein Arbeitsfeld zu schaffen. Und dies konnte nach seiner Meinung nur auf zwei Wegen geschehen, entweder als Redacteur und Besitzer einer noch zu erwerbenden oder zu begründenden Zeitung oder als Vorsteher und Lehrer irgend eines noch zu kaufenden oder neu einzurichtenden Institutes. Zunächst wurde jenes versucht und zu diesem Zwecke auch eine Reise nach Kopenhagen gemacht, woselbst Johann Meyer vierzehn Tage verweilte und sogar eine Audienz bei dem damals sehr einflußreichen Minister Hall hatte. Aber alles, was er nach dieser Richtung unternahm, mißglückte. Darum wandte er sich frischen Muthes der andern Eventualität zu; und hierbei hatte er auch, dank den damaligen politischen Verhältnissen, schon bald die besten Aussichten auf einen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Zunächst reiste er, nachdem mit Schluß des Jahres seine Thätigkeit als Redacteur zu Ende war, nach Schleswig, um vorläufig im Hause der Eltern Aufenthalt zu nehmen. Den Angehörigen theilte er nun auch die geheime Verlobung sowie die weiteren Pläne für die Zukunft mit, und die Eltern erklärten sich bereit, ihn in einem jeglichen Unternehmen, sowie sie es vermöchten, mit Rath und That zu unterstützen.

In der Stadt Schleswig, die schon seit lange vorzügliche Anstalten für Irre und Taubstumme hatte, befand sich seit einigen Jahren auch ein Privatinstitut für Idioten, das von dem Begründer und Leiter, einem Dr. med. Hansen, wegen zunehmender Körperschwäche an einen jungen Lehrer, der schon längere Zeit als Stundenlehrer dort gewirkt hatte, gegen entsprechende Vergütung abgetreten worden war. Der nunmehrige Besitzer, ein Herr Stender, vordem Lehrer an einer städtischen Elementarschule im Stadttheile Friedrichsberg, war ein guter Bekannter der Familien Törr und Meyer und überdies durch seine Heirath in ein entfernt verwandtschaftliches Verhältniß mit unserem Dichter getreten. Somit fehlte es diesem nicht an Gelegenheit, die schleswigsche Idiotenanstalt kennen zu lernen, und bald gewann er ein so großes Interesse dafür, daß er nicht selten zum Vergnügen darin unterrichtete.

Wenn nun auch schon die Anzahl der dort untergebrachten

Digitized by Google

Pfleglinge recht erheblich war, so stand sie doch durchaus noch nicht in einem richtigen Verhältniß zu der Zahl der Idioten in den beiden Herzogthümern. Auffallend war es überdies, daß sich fast ausschließlich Angehörige des Herzogthums Schleswig dort befanden. Es war dieser Umstand wohl hauptsächlich in den damaligen politischen Verhältnissen begründet Der Terrorismus der damals in Kopenhagen dominirenden Partei der Eiderdänen strebte ja darauf hin, die beiden Herzogthümer von einander zu trennen und Schleswig dem Königreiche Dänemark einzuverleiben. Zur Verwirklichung dieser Absicht sollte das Land nördlich der Eider allmählich danisirt werden, und zwar insbesondere dadurch, daß man die deutschen Beamten verdrängte und durch dänische ersetzte. Dies geschah bezüglich der Kirchen und Schulen namentlich in Districten mit gemischter Sprache, damit dem Dänischen gegenüber dem Deutschen der größtmögliche Vorschub geleistet würde. Dadurch war aber in beiden Verwaltungen des Landes, in der weltlichen wie geistlichen, eine arge Mißwirthschaft entstanden, unter der der weitaus größere Teil der Bewohner jahrelang schwer zu leiden hatte. So war es denn nicht zu verwundern, daß sich unter diesen Umständen die im Herzogthume Holstein wohnenden Eltern scheuten, ihre idiotischen Kinder der Schleswiger Anstalt zur Pflege und Erziehung zu übergeben, zumal als auch diese Anstalt jener Maßregel mit unterworfen war, indem man von oben her sie dazu drängte, die Stadt Schleswig zu verlassen und nach Sonderburg auf Alsen überzusiedeln. Dem Vorsteher blieb nichts anderes übrig, als zu folgen, wenn er nicht das seiner Anstalt von Seiten der Regierung geschenkte Wohlwollen verscherzen und mit einem Schlage verlieren wollte.

Von nun an aber wurde eine Anstalt für die Idioten im Herzogthume Holstein noch mehr denn früher ein Bedürfniß; und so kam unser Dichter, der ja schon einmal mit so gutem Erfolge als Lehrer thätig gewesen war, zu dem schnellen Entschlusse, diese Anstalt, die zugleich für das benachbarte Hamburg, in dem es damals auch noch nicht ein derartiges Institut gab, hätte in Betracht kommen können, ins Leben zu rufen. Nachdem sich die Braut, der ja bei diesem mühevollen Berufe auch eine schwere Aufgabe zufallen mußte, damit einverstanden erklärt hatte, ging Johann Meyer rasch ans Werk. Er sicherte sich zunächst das

Digitized by Google

Geld für die erste Einrichtung, besuchte andere derartige Anstalten, so namentlich diejenige des Gammel Bakkehus in Kopenhagen und begab sich dann nach Kiel, das er als den passendsten Ort für sein Unternehmen ausersehen hatte, um sich hier bei dem Magistrate und der sonstigen in Betracht kommenden Behörde die Erlaubniß zur Gründung der in Frage stehenden Anstalt zu erwirken. Die Familie Wilms, bei der er zuerst vorsprach, empfing ihn mit offenen Armen und bezeigte das lebhafteste Interesse an seinem Vorhaben. Der zweite Besuch galt dem einflußreichen und journalistisch überaus thätigen Privatgelehrten und Redacteur des „Kieler Wochenblatts" Dr. phil. Friedrich Volbehr, der schon früher für Johann Meyer, als er noch als Lehrer in Altona und Hamburg thätig war, durch eine überaus günstige Besprechung der eben erschienenen plattdeutschen Gedichte ein lebhaftes Interesse bekundet hatte. Als sich unser Freund dem Doctor vorstellte, wurde er mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude begrüßt, und als er im Laufe der Unterhaltung von seinen Plänen für die Zukunft sprach, erbot sich der liebenswürdige Mann, ihn bei der Ausführung nach Kräften zu unterstützen.

Auf Grund einer Eingabe und der ihr beigelegten außerordentlich günstigen Zeugnisse wurde nun Johann Meyer bereitwilligst die Erlaubniß ertheilt, in der Stadt Kiel eine Idiotenanstalt zu gründen. Mit seinem Freunde Wilms sah er sich alsbald nach einem passenden Heim für die Pfleglinge um; und der Zufall fügte es, daß eine für diesen Zweck vorzüglich geeignete, eben neu erbaute Villa in Miethe zu haben war. Es steht dieses Haus noch, und es liegt an der linken Seite der Hamburger Chaussee, gleich hinter dem Bahnübergang. Damals gehörte es dem Justizrathe Rendtorff, und von diesem miethete es Johann Meyer für 320 Thaler im Jahre.

Am 1. Juli 1862 wurde die neue Anstalt eröffnet. Es würde das dem jungen Director kaum möglich gewesen sein, wenn ihm nicht die Mutter mit ihrer Liebe, Energie und Arbeitskraft zur Seite gestanden hätte. Sie verließ ihre Familie in Schleswig und verzog unter Mitnahme von Betten und anderen für den Anfang nöthigen Mobilien mit ihrem Sohne nach Kiel. Und sie hat mit ihm alle Mühen und Sorgen, welche mit der Begründung eines solchen Institutes, zumal mit so beschränkten Mitteln, wie es

Digitized by Google

hier der Fall war, verbunden sind, treu und liebevoll getheilt. Rastlos arbeitend stand sie dem Haushalte vor und war zugleich die Repräsentantin des Hauses, und nicht eher verließ sie die Anstalt, als bis deren Bestehen nach menschlichem Ermessen gesichert war und der Sohn die Braut als Gattin und Frau des Hauses in das neugegründete Heim einführen konnte.

Mit der Einrichtung und Eröffnung der Idiotenanstalt war nun auch schon die kleine Kasse, aus der bisher die nöthigen Ausgaben bestritten worden waren, in einem recht bedenklichen Grade erschöpft, und es mußte vor allem daran gedacht werden, das junge Unternehmen für die ersten paar Jahre oder doch wenigstens für das erste und schwerste in seinem Bestehen zu sichern. Dies zu thun, gab sich sein Begründer alle erdenkliche Mühe, und er hatte hierbei auch fast mehr Erfolg, als er erwarten durfte. Schon um des humanen Zweckes willen erfreute sich sein Institut eines regen und warmen Interesses der Kieler Bürgerschaft. Die Herren der Presse, und namentlich Dr. Volbehr, der mit vielen Blättern in Verbindung stand, waren bemüht, die Aufmerksamkeit des Publicums darauf zu lenken und Stimmung dafür zu gewinnen; und der damalige Oberdirector der Stadt Kiel und Curator der Universität, zugleich Amtmann in Bordesholm, Graf Arthur von Reventlow, der schon durch Johann Meyer's Besuch auf ihn und sein Vorhaben aufmerksam gemacht worden war, kam dem Unternehmen mit Wohlwollen entgegen. Er ließ unseren Freund zu sich nach Bordesholm kommen und sich von ihm in einer längeren Unterredung über den Charakter der Anstalt und ihre Einrichtung genaue Mittheilungen machen. Dann forderte er ihn auf, sobald der erste Pflegling aufgenommen sei, in einer Eingabe an das Königliche Ministerium für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg um eine Unterstützung nachzusuchen, die er — von Reventlow — gern befürworten wolle.

Am 25. Juli, mithin noch im Monate der Eröffnung der Anstalt, kam der erste Pflegling, ein kleiner, leider vollidiotischer, zehnjähriger Knabe, und bald auch schon der zweite, dem dann in kurzer Zeit noch andere folgten, so daß noch vor Schluß des Jahres ein Bestand von sechs Insassen zu verzeichnen war. So konnte nun auch der Vorsteher das angedeutete Gesuch an das Königliche Ministerium nach Kopenhagen ausfertigen und einsenden. Die Angelegenheit

Digitized by Google

wurde schnell gefördert; sie kam zum Berichte bei dem Grafen von Reventlow, und von diesem wurde dann der Königliche Physikus des Stadt- und Landbezirkes aufgefordert, die Anstalt zu besichtigen und eingehend darüber zu berichten. Das geschah bereits im November, und der Bericht fiel überaus ehrenvoll für die Mutter und den Sohn aus. Er hatte den folgenden Wortlaut:

„Unterm 10. Nov. d. J. hat das Königl. Oberdirectorium der Stadt Kiel mir den Auftrag ertheilt, über die von dem Candidaten Herrn Meyer hieselbst neu errichtete Idioten-Anstalt ein Gutachten abzustatten, welches ich hiemit in Folgendem thue.

Das Gebäude der Anstalt, ganz neu, liegt frei und sehr gesund. Dasselbe ist hinreichend groß, um 16 bis 20 Idioten einen gesunden Aufenthalt zu gewähren. Die getroffenen inneren Einrichtungen sind sehr zweckmäßig. Für Reinlichkeit wird auf die minutiöseste Weise gesorgt. Die Diät ist eine in jeder Hinsicht lobenswerthe. Die Aufsicht sowie die Lehrkräfte sind für den jetzigen Bestand überflüssig ausreichend. Die Kinder, welche jetzt in der Anstalt sind, gedeihen vortrefflich, fühlen sich dort offenbar sehr gemüthlich und machen, soweit es angeht, Fortschritte in der Gesittung. Der Herr Meyer, sowie seine Mutter geben sich der Pflege der Unglücklichen mit der größten Aufopferung und Liebe hin. Mit einem Worte, Herr Meyer scheint mir nach seinem Kennen und Thun durchaus die geeignete Persönlichkeit für die Leitung einer solchen Anstalt. Bei dem geringen Kostgelde aber, welches derselbe von den Alumnen bezieht, ist es unmöglich, daß diese Anstalt existiren kann, selbst wenn sie sich bedeutend vergrößern sollte. Da nun in unserm Lande eine Menge geistesschwacher Kinder vorhanden sind, welche der Familie im höchsten Grade zur Last fallen, welche von jedem öffentlichen Unterrichte naturgemäß ausgeschlossen sind, welche nur unter besonderen Verhältnissen in Idioten-Anstalten Aufnahme finden, welche also, zumal da die meisten Fälle von Idiotismus in den niederen Ständen vorkommen, der Verwahrlosung und Verwilderung anheimfallen und ein Gegenstand des Abscheues und leider auch oft des Spottes werden, so scheint es im höchsten Grade wünschenswerth, wenn durch Beitrag aus öffentlichen Mitteln das Bestehen einer Anstalt möglich gemacht wird, welche darnach strebt, den unglücklichsten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft nach ihren geringen Fähigkeiten eine Aus-

Digitized by Google

bildung zu verschaffen, dieselben gegen die Außenverhältnisse in Schutz zu nehmen und auch die Gesellschaft gegen die oft extravaganten Handlungen dieser Unglücklichen sicher zu stellen.

Kiel, den 16. November 1862.

Dr. Francke.

An das Königl. Oberdirectorium der Stadt Kiel."

Der gute Erfolg dieses Gutachtens blieb nicht aus, wenn auch die Zeit eines vollen Jahres verstrich, bis sich der Bittsteller und seine sorgende Mutter desselben erfreuen sollten. Erst Ende November 1863 erhielt Johann Meyer aus dem betreffenden Ministerium ein Schreiben des Inhaltes, daß durch Allerhöchste Resolution Sr. Majestät des Königs von Dänemark (Friedrichs VII.) der Idiotenanstalt in Kiel für das folgende Jahr 1864 eine Unterstützung von 800 Thalern Reichsmünze (600 Thalern Preußisch) überwiesen worden sei.

Von nicht minder günstigem Ergebniß war eine an die „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde" in Kiel gerichtete Bitte um Zuwendung aus den Überschüssen der Kieler Spar- und Leihkasse; es wurden der jungen Anstalt, gleichfalls für das Jahr 1864, 300 Thaler Reichsmünze (225 Thaler Preußisch) überwiesen.

So war durch diese erheblichen Geldunterstützungen das Bestehen der neuen Idiotenanstalt während ihres zweiten Jahres gesichert, und ihr Begründer durfte sich der freudigen Hoffnung hingeben, daß bei seiner pflichtgetreuen Leitung auch für die Zukunft die Unterstützungen nicht ausbleiben würden. Aber gleichwohl mag die erste Feier des Weihnachts- und Neujahrsfestes in dem jungen Institute von dem Vorsteher und dessen Mutter noch in sehr gemischter Stimmung begangen worden sein; denn es sollte immerhin noch ein ganzes Jahr, das Jahr 1863, vergehen, bis jene beträchtlichen Gaben der sich immerhin noch in bedrängten Verhältnissen befindenden Anstalt zukommen konnten. Aber das Glück half über diese schwere Zeit hinweg. Die Anmeldungen neuer Pfleglinge nahm rasch zu, so daß deren Zahl Ende 1863 21 war, zwölf männlichen und neun weiblichen Geschlechts.

Da hätte nun wohl die Wiederkehr jener beiden Feste Mutter und Sohn in dem freudigsten Gemüthszustande treffen können;

Digitized by Google

und doch sollten auch diesmal die Feiertage recht ernste und sorgenvolle Stunden bringen.

Schon im Laufe des Sommers war der alte Vater, der von Schleswig zum Besuche herübergekommen war und sich in Kiel im Hause seines Sohnes und im Zusammensein mit seiner Frau über das Gedeihen der Anstalt so sehr freute, von einer schlimmen Krankheit befallen worden, deren erstes Symptom eine ganz allmählich auftretende Lähmung der linken Extremitäten war. Man hielt diese Erscheinung anfänglich für Rheumatismus, bis sie der consultirte Arzt, der zugleich Arzt der Anstalt war, als die Folgen einer Gehirnstörung deutete. Leider sollte diese Diagnose zu Recht bestehen; das Übel machte weitere Fortschritte, und es machten sich schon Störungen in den Functionen des Geistes bemerkbar, so namentlich im Denken und Sprechen. Noch andere geschickte Ärzte, an denen in der Universitätsstadt Kiel kein Mangel war, wurden hinzugezogen, und sie erklärten nach gemeinsamer Untersuchung des Kranken einstimmig, daß es sich um eine Gehirnerweichung handele, für die es keine Besserung gebe und an der somit der Patient unrettbar dem Tode verfallen werde. So kamen denn im Verlaufe der letzten Hälfte des Jahres 1863 für Mutter und Sohn recht kummervolle Tage, und so konnten auch die Weihnachtskerzen, die am heiligen Abende für die Pfleglinge so hell erglänzten, doch für diejenigen, welche sie angezündet hatten, nur trüb und dunkel brennen, und trotz der sonst so glücklichen Anstaltsverhältnisse wollte kein holder und segenspendender Lichtstrahl ihre Herzen erwärmen und erhellen.

Der Zustand des theuren Kranken verschlechterte sich immer mehr. Die Lähmung wurde schlimmer und die Geistesstörungen wurden häufiger, so daß der Vater zuletzt nicht mehr zu gehen vermochte, und die Hallucinationen und wirren Reden oft das Bild eines gänzlich dem Irrsinn verfallenen Menschen gewährten. Und nicht selten waren Gattin und Sohn nicht mehr im Stande, den corpulenten und ganz hülflosen Mann zu heben, um ihn bequemer auf den Stuhl zu setzen oder abends ins Bett zu legen; es mußte dann das Hausmädchen zu Hülfe genommen werden. Dann hatten sie ganze Nächte mit dem armen Kranken zu durchwachen, wenn ihn Wahnvorstellungen ängstigten und quälten und keinen Schlaf in die Augen kommen ließen. So ging es dann Woche auf Woche

Digitized by Google

hindurch, bis zuletzt der Arzt den beiden Angehörigen, deren ganze Kraft schon durch die Arbeiten in der Anstalt genügend in Anspruch genommen war, zu erwägen gab, ob es nicht ermöglicht werden könne, daß dem Kranken ein anderes Asyl, wo er eine mindestens ebenso gute, wenn nicht noch bessere Pflege und Behandlung finde, für seine letzte Lebenszeit verschafft werde. Vor allem war für ihn ein größeres und in der heißen Sommerzeit kühleres Zimmer zum Bedürfniß geworden, und ein solches stand ihm im Hause des Sohnes nicht zur Verfügung, da die geräumigeren und tiefer gelegenen Stuben für die Anstalt benutzt wurden und nicht zu entbehren waren. Ja, die vorhandenen Räume erwiesen sich für die Zahl der aufgenommenen Pfleglinge als noch so eben ausreichend, und es war für den Vorsteher, der doch an eine Vergrößerung der Anstalt und an eine noch weitere Aufnahme von Pfleglingen denken mußte, zur Nothwendigkeit geworden, sich nach einem anderen größeren Gebäude umzusehen. Zufällig wurde in der Nähe des bisherigen Hauses ein derartiges, ebenso vortheilhaft belegenes Gewese frei, und da es für eine jährliche Miethe von 480 Thalern Preußisch zu haben war, entschloß sich Johann Meyer dazu, es zu übernehmen.

Es war der am Rondeel liegende Besitz eines Kieler Advokaten, der das Haus bereits geräumt hatte, und es ist dieselbe Stätte, wo sich auch heute noch die Anstalt befindet. Allerdings hat das Grundstück im Laufe der Zeit mancherlei Anbauten und Umbauten erfahren, welche sich durch das Anwachsen der Zahl der Pfleglinge als nothwendig erwiesen. Michaelis 1864 fand der Umzug statt, den auch der kranke Vater noch mitmachen mußte.

Um diese Zeit nahmen Ereignisse von politischer Bedeutung, und zwar in erster Linie für Schleswig-Holstein, ihren Anfang. Bis gegen Ende des Jahres 1863 waren die Dänen im ungeschmälerten Besitze der beiden Herzogthümer. Als aber am 15. November der König von Dänemark, Friedrich VII., auf seinem Schlosse zu Glücksburg plötzlich und unerwartet gestorben und damit die Königliche Linie des Oldenburger Hauses erloschen war, hatte Dänemark keine Rechte mehr auf die Herzogthümer, die nunmehr der Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als sein rechtmäßiges Erbe beanspruchte. Aber

Digitized by Google

die Dänen, die seit der verlorenen Sache der Schleswig-Holsteiner die Lande wieder besessen und darin nach Belieben regiert und gewirthschaftet, ja, das Herzogthum Schleswig sogar ihrem Königreiche einverleibt hatten, waren weit davon entfernt, den schönen Besitz gutwillig herauszugeben, und so kam es denn zum Kriege. Vorläufig rückten deutsche Bundestruppen in Holstein ein, vor denen sich die Dänen bis über die Eider zurückzogen. Als sie nun aber auch hier von den Bundestruppen aus den festen Stellungen und aus dem Herzogthume Schleswig selbst gewaltsam vertrieben werden mußten, hielt es der Bund wohl für bedenklich, noch weiter vorzugehen, und nun verbündeten sich Österreich und Preußen zu einer gemeinschaftlichen Occupation Schleswigs. Das Heer stand bekanntlich unter dem Oberbefehle des preußischen Generalfeldmarschalls von Wrangel und unter den beiden Unterbefehlshabern Prinz Friedrich Karl über die Preußen und Feldmarschalllieutenant von Gablenz über die Österreicher. Diese marschirten über Rendsburg geraden Weges auf Schleswig zu, bis heran an die befestigten Plätze des Feindes, während sich die Preußen weiter östlich wandten, bei Missunde auf den Feind stießen und schon Anstalten machten, bei Arnis und Kappeln über die Schlei zu gehen. Am 3. Februar griffen die Österreicher die Dänen bei den Dörfern Jagel und Selk und um den Königshügel herum, etwa eine halbe Stunde vor Schleswig, an; es entspann sich ein sehr heftiger Kampf, der auf beiden Seiten viele Opfer forderte und mit einem Rückzuge der Dänen in eine zweite befestigte Stellung unmittelbar vor der Stadt Schleswig und in diese selbst endete. Schon war es bestimmt, sie hier abermals, und zwar früh morgens am 6. Februar, anzugreifen. Aber die Dänen waren in der Nacht vorher plötzlich und in großer Eile gegen Norden abgezogen, aus Furcht, von den Preußen, die östlich an der Schlei vordrangen, abgeschnitten und im Rücken angefallen zu werden. Bei Oeversee, eine Meile südlich von Flensburg, setzten sie sich in einem für sie sehr günstigen Terrain fest und wurden noch an demselben Tage, am Vormittag des 6. Februar von den anrückenden Österreichern wiederum angegriffen und nach hartem, für beide Theile opferreichem Kämpfen zurückgeworfen. In Eilmärschen und bedrängt von dem nachrückenden siegreichen Heere zogen die Dänen durch Flensburg und, nachdem sich hinter dieser Stadt ein Theil ihrer Truppen abgezweigt hatte, um hinter den großartig

Digitized by Google

angelegten und außerordentlich günstig belegenen Düppeler Schanzen wieder Stellung zu nehmen, weiter gen Norden bis nach Jütland hinein.

In der dänischen Armee befanden sich zwei der Familie Meyer sehr nahestehende Männer; der eine, ein junger Offizier, war der Verlobte, der andere, ein Angehöriger des Bauernstandes, der seiner Militärpflicht bei den Dänen bereits genügt hatte, aber beim Ausbruch des Krieges wieder einberufen war, der Gatte einer Schwester des Dichters. Die um das Wohl der Ihrigen in Schleswig wie um das der beiden Schwiegersöhne besorgte Mutter in Kiel drängte den Sohn, der ihre Beunruhigung theilte, sofort nach Schleswig zu reisen, um eine hoffentlich beruhigende Nachricht von dort mitzubringen. So reiste nun Johann Meyer an demselben Tage nach Schleswig, an welchem früh morgens, während er unterwegs war, der Kampf bei Oeversee tobte. Es herrschte starkes Schneegestöber und schneidende Kälte. Bis Rendsburg gelangte er auf einem der Bahnzüge; aber von hier an waren diese sammt und sonders für das Militär beschlagnahmt, und mit genauer Noth und auf vieles Bitten erhielt er noch einen Platz bei dem Fuhrmanne eines vollbesetzten Wochenwagens, auf dem er dann früh Nachmittags in Schleswig ankam. Dort stand es in dem elterlichen Hause wohl; aber über das Schicksal jener beiden dänischen Soldaten hatte man noch nichts erfahren können. Auch war der dritte Schwager, der Doctor medicinae Claußen, seit dem ersten Kampfe bei Selk und um den Königshügel unausgesetzt in einem der überfüllten Lazarethe thätig und deswegen außer Stande, nach den beiden Schwägern Erkundigungen einziehen zu lassen.

So machte sich denn unser Dichter selbst auf den Weg, um wo möglich, im Schlosse Gottorf, wo die noch immer auf Wagen eintreffenden Verwundeten von Oeversee vorläufig untergebracht wurden, etwas zu erfahren. Dort lagen sie nun in den großen Räumen bunt neben einander, auf Stroh gebettet und mit ihren Mänteln zugedeckt, die zahlreichen Opfer der blutigen Schlacht, Dänen und Österreicher, und harrten der weiteren Hülfe. Keinen lauten Klageton vernahm man, alle waren stumm und ergeben in ihr Geschick und einige wohl schon im Sterben. „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk"; Herz und Gemüth wurden bei diesem grausigen, unvergeßlichen Anblicke tief ergriffen.

Digitized by Google

Unten auf dem Hofplatze befand sich eine Gruppe gefangener Dänen, alle aus dem südlichen Schleswig gebürtig und kurz vor Beginn des Krieges einberufen. Sie waren meist verheirathet und von deutscher Gesinnung und hatten sich darum absichtlich bei der ersten Gelegenheit gefangen nehmen lassen. Von ihnen erfuhr unser Dichter Näheres über jene Abtheilungen der dänischen Armee, welche während der letzten Tage im Feuer gewesen waren, und hieraus ergab sich mit Gewißheit, daß sich die Bataillone, in denen die beiden Schwäger standen, nicht darunter befunden hatten. Und so konnte der Sohn am Abend recht beruhigende Nachrichten für das angsterfüllte Mutterherz zurückbringen. Auf der Heimreise benutzte er nach Rendsburg wieder jenen Wochenwagen, den diesmal eine Menge dänischer Beamten aus der Stadt Schleswig besetzt hatte, die nach Verlust ihrer Ämter schleunigst zu entkommen suchten, um sich vor Insulten zu schützen. Es möge hier noch bemerkt werden, daß die beiden Verwandten unseres Dichters in dem dänischen Heere auch während der übrigen Zeit des Krieges, in der ja noch das gewaltige Ringen um die Düppeler Schanzen stattfand, von irgend welchen Unfällen glücklich verschont blieben.

Für Johann Meyer und seine Anstalt hatten diese Kriegswirren insofern wohl nachtheilige und fühlbare Folgen, als die ihm unter der Dänenherrschaft zugesagte Unterstützung erst ein volles Jahr später unter der deutschen Verwaltung der Herzogthümer zur Auszahlung gelangte. Doch auch dieser mißliche Umstand konnte das weitere Fortbestehen der Idiotenanstalt nicht mehr in Frage stellen, da die Anzahl der Pfleglinge beträchtlich gewachsen und die Zuwendung seitens der Kieler Spar- und Leihcasse pünktlich eingetroffen war.

Bald war wieder Frieden im Lande; aber bald sollten auch wieder die Furien des Krieges ihre brennenden Fackeln schwingen. Es kam das Jahr 1866 mit seinem siebentägigen Bruderkriege zwischen den früheren Waffengefährten, den Österreichern und Preußen. Bis dahin residirte auf dem Kieler Schlosse der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz als Gouverneur von Holstein, während sich die Verwaltung des Herzogthums Schleswig in den Händen des preußischen Generals Freiherrn von Manteuffel befand. Jener, ein freundlicher, liebenswürdiger Herr, erwies sich sehr wohlwollend gegen die Anstalt; er besichtigte sie eines Tages sehr

Digitized by Google

eingehend und sprach sich recht anerkennend über ihre Einrichtung aus. Zugleich lud er den Vorsteher für den andern Tag zur Tafel; und an dieser unterhielt er sich längere Zeit auf das herzlichste mit ihm.

Aber wir sind schon zu weit vorausgeeilt und über andere Ereignisse, die das Leben des Dichters und seine Anstalt innig berühren, hinweggegangen. Kehren wir deshalb wieder etwas zurück! Bald nach dem Umzuge in das neu gemiethete Heim und den glücklich überstandenen Kriegsunruhen mußte man sich wieder vor die Frage stellen, ob es nicht für den kranken Vater und ebenso für die ihn so treu pflegende und dabei noch dem großen Hausstande vorstehende Mutter gut und rathsam sei, wenn sie wieder in ihr eigenes schönes und ruhiges Haus in Schleswig und in die Mitte der größeren Familie zurückkehrten. Hier war der Arzt, der zudem noch der Schwiegersohn war, im Hause und somit der Kranke, der jenem in einem hohen Grade zugethan war, unter beständiger unmittelbarer ärztlicher Pflege und Beaufsichtigung. Hier waren auch mehrere erwachsene Töchter, die in der Pflege des geliebten Vaters der Mutter zur Seite stehen konnten. Diese Gründe fielen gegenüber andern, die dafür sprachen, daß der Patient in Kiel verbleiben solle, schwer in Gewicht; und nachdem sich der ihn behandelnde Arzt und ein Kieler College von ihm sowie der Schwiegersohn in Schleswig dahin ausgesprochen hatten, daß eine Reise dem Kranken nicht schade, fand die Überführung unter der Aufsicht der Mutter und des Sohnes statt; und, am Ziele angekommen, wurde der Vater von den Kindern und dem Schwiegersohne mit den Ausdrücken rührendster Liebe empfangen.

An Stelle der Mutter übernahm eine Schwester der Braut, die größeren Haushaltungen schon vorgestanden hatte, die Führung des Hauswesens in Johann Meyer's Heim. Aber auch diese Umgestaltung währte nicht lange; denn die stetige Zunahme in der Frequenz der Anstalt, in der sich nunmehr schon 23 Zöglinge befanden, und die Bewilligung jener beiden Unterstützungen, was alles nach menschlichem Ermessen eine weitere gedeihliche Entwickelung des Institutes sicherte, zerstreuten die letzten Bedenken der Eltern der Braut, so daß sie gegen die eheliche Verbindung der Tochter mit dem Verlobten nichts mehr einzuwenden hatten. So konnte denn endlich Johann Meyer in optima forma um die Hand der

Digitized by Google

Tochter anhalten, und es wurden dann nach freundlicher Gewährung dieser Bitte die Vorbereitungen zur Hochzeit rasch betrieben.

Diese fand dann am 29. Oktober 1864 in aller Stille im Hause der Eltern statt; und noch am Abend desselben Tages reiste das junge Paar von dannen, und wenige Stunden später betrat es die Schwelle seines mit Blumen und Grün so reich und so sinnig geschmückten stattlichen Hauses. Wohl ernste Gedanken mögen neben all den freudigen im Herzen der jungen Frau während dieser Stunde, wo für sie eine neue bedeutungsvolle Zeit beginnen sollte, auf und nieder gefluthet haben; hatte sie doch zugleich mit der Schwelle des eigenen Hauses auch die Schwelle zu einem ganz anderen Leben überschritten, als es das war, das sie bisher im trauten Heim der Eltern und Geschwister, reich an Glück und Freuden, führen durfte. Nun sollte sie mit einem Male nicht nur die Führung eines großen Hausstandes übernehmen, der voraussichtlich im Laufe der Jahre noch umfangreicher wurde, sondern auch — und das war wohl noch viel schwieriger als alles andere — bei so vielen unglücklichen, an Geist und Körper schwachen und kranken Kindern die ebenso verantwortungsreiche wie mühe- und sorgenvolle Stelle einer Mutter übernehmen. Und sie hat dies alles gethan, und das soll ihr vor allem auch hier in dieser ihrem Manne gewidmeten Festschrift zur hohen Ehre anerkannt und nachgerühmt werden; sie hat es gethan ein langes Menschenleben hindurch mit aller Energie und Ausdauer, mit aller Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und unter Darbringung unzähliger Opfer und unter Verzichtleistung auf ebenso viele Annehmlichkeiten und Freuden. Und sie ist froh und glücklich in der Gewißheit, ihrem so überaus schweren Berufe in unermüdlicher Treue gelebt zu haben, und in der schönen Verheißung, die in den Worten dessen liegt, der der Menschheit die Nächstenliebe als die höchste Pflicht, der gegenüber andere Pflichten klein erscheinen, gepredigt hat: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan."

Freude und Betrübniß reichen sich so oft im Menschenleben im jähen Wechsel die Hand. Mitten in das Glück des jungen Paares drängten sich trübe Gedanken und Erinnerungen, und sie rankten sich um das in der Schleistadt belegene Heim eines alten guten Mannes, der hier in der großen Wohnstube schwer krank

Digitized by Google

darnieder lag. Und sehr bedenkliche, betrübende Nachrichten brachte die Post herüber. Das Leiden hatte sich dort schon in den ersten Wochen so wesentlich verschlimmert, daß der Sohn beschloß, sobald es seiner Anstalt wegen geschehen könne, hinüberzureisen. Bevor es aber hierzu kam, wurde er von dem den Vater behandelnden Arzte, seinem Schwager, telegraphisch aufgefordert, sofort zu kommen, da sich das Befinden des Kranken derart verschlechtert habe, daß ein baldiges und vielleicht schon ein schnelles Ende zu befürchten sei. Die Depesche traf spät abends ein, und unverweilt reiste der Sohn am andern Tage früh morgens mit dem ersten Zuge von Kiel nach Schleswig. Als er das Elternhaus mit Bangen und Hoffen betrat, eilte ihm die Mutter weinend entgegen, mit der erschütternden Nachricht, daß der geliebte Vater überwunden habe und sanft entschlafen sei. Und um die noch lebenswarme Leiche des Todten standen die Angehörigen und streichelten ihm weinend die bleichen Wangen und die weißen Locken.

Am Abend kehrte Johann Meyer nach Kiel zurück, und er brachte herben Schmerz und tiefe Trauer auch für diejenige mit, die seiner Rückkehr mit banger Erwartung geharrt hatte und die so bald das sommerlich helle Gewand der Freude mit dem dunklen der Trauer vertauschen mußte. Am vierten November hatte der Tod den schwer Erkrankten von seinem furchtbaren und unheilbaren Leiden erlöst, und als er dann wenige Tage später unter zahlreicher Betheiligung der Verwandten und anderer Leidtragenden aus dem Kreise seiner schleswigschen Mitbürger, die ihn so gut gekannt und so hoch geachtet hatten, zu Grabe getragen wurde, fiel ein sanfter Regen in vereinzelten Tropfen still zu Erde, als ob der Himmel mit weinte über den Heimgang eines so lieben und guten Menschen. Gut war er und lieb zu jeder Zeit, so lange ihn das Auge der Gattin und die Augen der Kinder geschaut und gekannt hatten; und der Sohn setzte ihm darum auch später — und im Namen aller Angehörigen den Denkstein mit der Inschrift:

„Er war so lieb und so gut. In unserer Liebe wird sein Andenken leben ohne Aufhören!"

In Kiel ging das Leben der Anstalt in raschen Pulsschlägen weiter. Wenn nun auch die Mutter, die sie hat mit begründen helfen, nicht mehr dort weilte, sondern in Schleswig bei ihren Kindern war, so blühte doch die Anstalt fröhlich empor, und gegen Ende

Digitized by Google

des Jahres 1863 hatte sie schon einen Bestand von 23 und am Jahreschlusse 1865 einen von 27 Pfleglingen, so daß sich in ihr zusammen mit dem Personal der Wärterinnen und Hausmädchen sowie den beiden Ehegatten 33 Personen befanden. Nein: 34! Denn beinahe hätten wir jenes kleine Wesen vergessen, das auch schon damals in der Anstalt seine Verpflegung hatte, aber noch nicht am großen Tische der andern, sondern an der Mutterbrust, die kleine Tochter, mit der die Gatten am 7. August 1865 beschenkt und beglückt wurden. Sie hatte in der Taufe den Rufnamen Anna erhalten; ein schöner Name, der den Vater später zu dem nachfolgenden kleinen, der Tochter gewidmeten Gedichte begeisterte:

Anna — das heißt Gottes Huld; —
Willst Du hören gute Lehre:
Zeig' Dich stets wie lauter Gold,
Bet' und arbeit', lieb' und duld',
Also machst Du, rein von Schuld,
Deinem schönen Namen Ehre.

Immer mehr häuften sich nun die Arbeiten, und immer lebendiger wurde es im Hause. Vorläufig war noch die Anstaltsschule gemischt; die bildungsfähigen Pfleglinge männlichen und weiblichen Geschlechts erhielten gemeinsamen Unterricht, und zwar vom Vorsteher ganz allein. So war er denn wieder Lehrer geworden wie vordem, und es gewährte ihm diese Beschäftigung ebenso wie damals große Freude, obgleich seine Arbeitskraft schon bedeutend mehr in Anspruch genommen wurde als zu jener Zeit, wo er in den ersten Classen des Andresen'schen Institutes in Altona als Lehrer wirkte. Es kam ja jetzt noch die Erziehung und Überwachung seiner unglücklichen Pflegbefohlenen hinzu und dann noch in den Abendstunden die mannigfachen Schreibereien für die Anstalt. Und eine gleiche Zunahme erfuhren mit dem Wachsthume des Institutes die Arbeiten, welche in der Beschäftigungssphäre der Gattin lagen; auch sie zeigte sich ihrer Aufgabe voll gewachsen, und so fanden beide Genugthuung und Befriedigung in ihrem Schaffen und Mühen.

Dasselbe fröhliche Weiterwachsen war der Anstalt auch im Jahre 1866 vergönnt. Aber da brach im Juli der Krieg zwischen Österreich und Preußen aus, und um diese Zeit gerieth das Institut auch ganz unvermuthet in Gefahr, sein schönes Heim zu verlieren.

Digitized by Google

Ein sogenannter Unternehmer, der für reich galt und in Grundstücken speculirte, hatte sein Augenmerk auf das schön belegene und werthvolle Anstaltsgewese gerichtet und dem Besitzer eine Kaufsumme von 16000 Thalern Preußisch geboten. Glücklicherweise hatte der Miether in seinem Contracte das Vorkaufsrecht vorbehalten, und so konnte der Eigenthümer das Besitzthum nicht verkaufen, ohne es vorher für denselben Preis dem Miether angeboten zu haben. So stand nun dieser vor einer höchst kritischen Frage. Aber woher sollte er das erforderliche Geld nehmen? Er erbat sich ein paar Tage Bedenkzeit und setzte zunächst seine Hoffnung auf einen Hamburger Kaufmann, der sich überseeisch ein großes Vermögen erworben und sich dann im östlichen Holstein auf einem schönen Gute häuslich niedergelassen hatte. Der Mann hatte eine schwachsinnige Tochter, und die war Pensionärin der Idiotenanstalt in Kiel. Bei Gelegenheit der oft stattfindenden Besuche, welche die Eltern dem Kinde machten, hatten sie gar manchmal der Verwunderung über das schöne Anstaltsgewese Ausdruck gegeben und der Mann schon mehrfach angedeutet, daß auch er wohl dort wohnen möchte und daß der Inhaber der Anstalt darauf Bedacht nehmen müsse, das hübsche Gewese käuflich zu erwerben, damit ihn nicht andere unvermuthet daraus verdrängten. Auf eine Bemerkung des Vorstehers, daß er wohl kaum in die Lage komme, die hierzu erforderlichen Geldmittel aufzubringen, hatte jener Herr dann einmal geantwortet: „Die gäbe ich Ihnen eventuell unter der Bedingung, daß das Gewese auf meinen Namen gekauft und gebucht würde; Sie könnten es ja dann so lange für Ihre Anstalt benutzen, bis Sie einmal Gelegenheit haben, ein anderes passendes dafür zu erwerben, worauf ich mit meiner Familie vielleicht selbst einmal dieses Gewese bewohnen werde."

Diese möglicherweise nur so hingeworfenen Worte ermuthigten unseren bedrängten Vorsteher, hieran anzuknüpfen und einen Versuch zu wagen. Und schon am ersten Tage nach der Auseinandersetzung, die der Eigenthümer des Grundstückes mit dem Miether inbetreff des Ankaufes hatte, an einem jener sieben Tage, an dem zwei gewaltige deutsche Heere wegen der Suprematie ihrer Souveräne über die Völker deutschen Stammes miteinander rangen, kutschirte Johann Meyer selbst auf einem gemietheten Einspänner nach jenem Gute im östlichen Holstein. Er wurde hier sehr freundlich empfangen; der Eigenthümer des Gutes führte seinen Besuch überall umher,

Digitized by Google

zeigte ihm alles und war sichtlich erfreut über all die Anerkennung, welche sein Gast der vorzüglichen Bewirthschaftung des Gutes zollen mußte; als aber der Herr Gutsbesitzer, der sich doch früher einmal, und zwar ungebeten, bereit erklärt hatte, das Geld zum Ankauf des Anstaltsgewefes herzugeben, erfuhr, welchem Umstande er die Freude dieses Besuches zu verdanken habe, verhielt er sich ablehnend, indem er, den kaum ausgebrochenen Krieg zum Vorwande nehmend, erklärte, er könne jetzt die erforderliche Summe nicht flüssig machen, und zudem wisse man ja auch nicht, wie lange der Krieg noch dauern und was für Folgen er nach sich ziehen werde. Mit diesem recht unerquicklichen Ergebnisse seiner kurzen Reise langte unser Freund spät Abends in Kiel wieder an, und er hatte nur noch die Nacht und den anderen Tag zu weiteren Schritten vor sich, bevor die ihm gewährte Frist abgelaufen war.

Am anderen Morgen hatte er aber auch schon seinen Entschluß gefaßt, den auch die mitsorgende junge Frau so richtig fand, daß sie darin mit dem Gatten ganz eines Sinnes war. Unverweilt begab sich Johann Meyer zu dem Eigenthümer des schönen Gewefes, mit dem Entschlusse, daß er es für den festgesetzten Preis behalten wolle. So war er denn glücklicher Besitzer, aber ähnlich wie Georg Brown in der „Weißen Dame", der Besitzer des Schlosses von Avenell; denn wie diesem war es auch ihm ein Räthsel, wie er es anzufangen habe, jenen beim Kaufe mit übernommenen Verpflichtungen inbezug auf den nervus rerum gerendarum gewissenhaft nachzukommen. Aber kommt Zeit, kommt Rath, — wir wissen, welche Bedeutung dieses Wort im Leben unseres Dichters hatte. Zunächst war sein Herz froh; denn er hatte für seine liebe Anstalt ein Heim erworben, aus dem ihn niemand fürs erste verdrängen konnte. Und war es auch diesmal nicht ein Glück für ihn, für seine Familie und seine Pfleglinge, daß es anders gekommen ist, als er gehofft hatte? Hätte jener andere den Besitz gekauft, so würde ihn der Vorsteher mit seiner Anstalt sicherlich schon längst haben verlassen müssen; und nun weilen sie noch heute darin.

Mit der Beschaffung des Geldes hatte er auch Glück; denn zwei liebe Hände wie die der weißen Frau reichten ihm das Kästchen, worin sich die erforderliche Summe befand, — — und innerhalb sieben Tage war auch dieser Krieg zu Ende, und es ward vorläufig

Digitized by Google

Frieden. Das Gewese Rondel 1 in Kiel erhielt Herr Johann Meyer und Schleswig-Holstein der König von Preußen!

Und auch die Anstalt war preußisch geworden, aber in einem etwas anderen Sinne wie jene Lande: die unter Preußen den Herzogthümern vorgesetzte Regierung vergaß die Unterstützung nicht, sie zahlte sie auch; aber unseres Dichters Institut blieb nach wie vor — eine Privatanstalt.

In der ersten Hälfte des Jahres 1866 ereignete sich auch der erste Todesfall in der Anstalt, worüber der Vorsteher und seine Frau aufs tiefste betrübt waren. Der Verstorbene war ein Knabe von 10 Jahren, der mit hochgradiger Idiotie behaftet gewesen war; und als Todesursache gab der Arzt Tuberculose an. Und so durfte man es wohl als ein Glück betrachten, daß der Engel des Todes den armen Kleinen, dessen Körper und Geist auf das furchtbarste erkrankt waren, von dannen führte. Am Schlusse des Jahres hatte die Anstalt einen Bestand von 29 Pfleglingen, und da fast alle Idioten nicht nur geisteskrank, sondern auch körperlich leidend sind, so muß es als unabweislich feststehen, daß bei ihnen der Procentsatz der Sterblichkeit weit größer ist als bei geistig gesunden Menschen. Den zunächst Betroffenen, Johann Meyer und seiner Gattin, konnte dies zur Beruhigung gereichen; sie hatten aber auch noch die tröstende Gewißheit, hinsichtlich der Pflege des Kindes in jeder Beziehung ihre ganze Schuldigkeit gethan zu haben. —

Aber nun wollen wir einmal abschweifen von den Mühen und Sorgen, die das Leben und der Beruf unserem Dichter brachten, und, hinübergreifend in das sonnige Gebiet seines poetischen Schaffens, ein Gedicht aus jener Zeit zum Abdruck bringen.

Dulce et decorum est pro patria mori!

Concurrenz-Gedicht zur Verherrlichung der Siege der preußischen und österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein.

O sieh, nach langer Winterszeit
Beginnt es Frühling nun zu werden!
So folgt die Freude doch dem Leid,
Und alles wendet sich auf Erden.
Das war ein Jahr wie keines war,
Des Vaterlandes Ruhm zu melden!
Herbei, du deutsche Sängerschar!
Ein Lied, ein Lied dem deutschen Aar,
Ein Lied den Thaten seiner Helden!

Digitized by Google

Von ihrem Herzblut' schmolz der Schnee,
Wo sie gekämpft im heil'gen Bunde,
Bei Dannewirk und Oeversee,
Vor Düppel und am Alsensunde!
Das ging im Sturme Schanz' auf Schanz'!
So kämpfen die vom deutschen Reiche!
Sie flochten sich im Waffentanz
Um ihre Stirn den schönsten Kranz
Aus Schleswig-Holsteins Doppeleiche!

Und wo ihr Aar auf hohem Meer'
Gerauscht von seiner Masten Spitze,
Da floh'n die Feinde vor ihm her
Im wilden Feuer seiner Blitze!
Da sank vor seinem Flügelschlag'
Ihr Stolz, der Dannebrog darnieder.
So ward gesühnt die lange Schmach,
So kam der Freiheit Ostertag
Dem hartbedrängten Lande nieder!

Gesegnet sei sein Morgenroth,
Mit deutschem Heldenblut erstritten!
Fürs Vaterland ist süß der Tod!
Gesegnet sei, wer ihn erlitten!
Er ist des Landes liebster Sohn,
Er wird es bleiben ohne Gleichen!
Ward auch kein Kreuz des Braven Lohn,
Flammt doch auf seinem Hügel schon
Das schönste Kreuz, — der Liebe Zeichen!

Der Liebe! — o, wo du auch bist,
Es wird um dich die Liebe weinen!
Weil keines Liebe größer ist,
Denn daß er hingeht für die Seinen!
Dich rühme laut des Sängers Mund
In seinem Liede, dich vor allen!
Und dein gedenk' zu jeder Stund'
In Bruderlieb' aus Herzensgrund
Das Volk, für welches du gefallen!

Und euch, die ihr zum Tod bereit,
Nicht minder freudvoll euer Leben
Verlaß'nem Bruderstamm' geweiht,
Die Freiheit ihm zurückzugeben,
Euch, die der Herr in seiner Gnad',
Wo eure Brüder sterbend sanken,
Beschirmt auf blut'gem Siegespfad',
Euch wird, so lang es Worte hat,
Dies Volk ob eurer Thaten danken!

Digitized by Google

O, wie so gern nach all dem Harm,
Den ungebeugt sein Muth ertragen,
Die weiße Binde um den Arm,
Hätt' es mit euch den Feind geschlagen!
Erprobt war längst sein gutes Schwert
In manchem blutigen Gefechte;
Doch ward die Freude ihm verwehrt,
Zu kämpfen für den eignen Herd
Und seines Fürsten heil'ge Rechte.

Ihr habt's vollbracht! — fern sei der Neid,
Vergessen alles, was erduldet!
Und fern die Frage: wer das Leid
An Schleswig-Holstein einst verschuldet.
Gott sei's gedankt, es ist vorbei,
Gedankt dem deutschen Heldenmuthe!
O, Schleswig-Holstein, du bist frei!
Unsterblich deinem Herzen sei,
Wer das gethan mit seinem Blute!

Und du, o hohes Herrscherpaar,
Sei hochgelobt und hochgepriesen!
Du hast zur Stunde der Gefahr
Dich ja als rechten Hort erwiesen!
O, wolleſt das auch fürder sein,
Daß keine handvoll deutscher Erde
Und keiner Mark bemooster Stein,
Auch da, wo nicht die Grenze Dein,
Von Deutschland je gerissen werde!

Du bist bestimmt zu solcher Wacht,
Und wenn die andern mit Dir gehen,
Wo wär' auf Erden eine Macht,
Die dieser könnte widerstehen?!
So schirme Du das Vaterland,
So oft es ruft zum heil'gen Streite!
So stehe Dir mit Herz und Hand,
Umschlungen von der Eintracht Band,
Das ganze deutsche Volk zur Seite!

Und Gott im Himmel jederzeit
Geleite jedes Deiner Werke
Zu Deutschlands Ehr' und Einigkeit,
Zu Deutschlands Ruhm und Deutschlands Stärke!
Und daß, wofür der Deinen Schwert
Gekämpft in Schleswig-Holsteins Namen,
Auch Schleswig-Holstein sei gewährt:
Sein heilig' Recht, sein freier Herd,
Das walte Gott im Himmel! Amen.

Digitized by Google

Es handelt sich, wie aus der Überschrift zu ersehen ist, um ein Concurrenzgedicht. Von unbekannter Seite war für ein Gedicht zur Verherrlichung der Siege der preußischen und österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein ein nicht unbeträchtlicher Preis ausgeschrieben und jeder deutsche Dichter zur Betheiligung an dem Wettbewerbe aufgefordert worden. Johann Meyer folgte dieser Aufforderung, und zwar mit dem oben abgedruckten Gedichte. Den Preis erhielt Rudolph von Gottschall für eine an und für sich recht schöne und schwungvolle Dichtung, die aber insofern den Bedingungen nicht genügte, als sie hauptsächlich die Siege der Preußen, namentlich den bei Düppel, feierte und für die glorreichen Waffenthaten der Österreicher nur wenige Worte übrig hatte. — —

Nach dem Kriege zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 kam also Schleswig-Holstein in den Besitz Preußens, das ja nun die Macht in Händen hatte und die Erbansprüche des Herzogs Friedrich VIII. wenig zu beachten schien. Da sollte nun am 14. Januar 1867 diese Annexion der Herzogthümer durch eine Proclamation des Königs von Preußen öffentlich vollzogen und dieser wichtige Act zu gleicher Zeit mit einer Festlichkeit in Kiel, dem damaligen Sitze des Oberpräsidenten, verbunden werden. Zu dieser Feier, für welche ein Festessen nebst Ball im Schlosse und eine Festvorstellung im Stadttheater bestimmt waren, hatte der Königliche Oberpräsident, Baron Karl von Scheel-Plessen, eine Anzahl Einladungen an die Spitzen der schleswig-holsteinischen Militär- und Civilbehörden und unter diesen namentlich an alle damaligen Amtmänner (Landräthe) mit ihren Damen ergehen lassen. Unter der Einwohnerschaft Kiels, besonders in Bürger- und Handwerkerkreisen sowie im Arbeiterstande, herrschte aber damals noch eine sehr particularistische Strömung zu Gunsten des Herzogs Friedrich VIII., der bis vor kurzem unter der Begünstigung der Österreicher in Kiel sozusagen residirt und mehrfach Huldigungen der Schleswig-Holsteiner empfangen, dann aber vor den einrückenden Preußen — ebenso wie der bisherige österreichische Statthalter, Freiherr von Gablenz, mit seinem Militär — die Stadt verlassen hatte. Man munkelte von ernstlichen Demonstrationen, die für diesen Tag, zumal gegen die Feier im Stadttheater, geplant sein sollten; und so sah mancher unter dem Drucke banger Erwartung den nächsten Stunden entgegen. Auf der Kieler Bühne, die damals unter der

Digitized by Google

tüchtigen Leitung von L. Friedrich Witt stand, sollte die Oper „Norma“ aufgeführt werden. Die Titelrolle lag in den Händen der Frau Director, der sich damals noch im Zenithe ihrer Kunst befindenden hochgefeierten Primadonna Frau Josephine Schütz-Witt. Dann war ein Festprolog in Aussicht genommen, der der Oper vorangehen sollte. Da mußte nun Umschau nach einem Dichter gehalten werden, der fähig und unter den obwaltenden Verhältnissen bereit sein würde, die gewünschte Dichtung zu liefern. Zunächst hatte man den Privatgelehrten Dr. Friedrich Volbehr hierzu in Aussicht genommen; denn dieser hatte als Redacteur des „Kieler Wochenblattes“ und Theaterrecensent vielfach Fühlung mit der Bühne und zudem schon wiederholt Prologe für das Kieler Stadttheater gedichtet. Aber Dr. Volbehr stand sowohl in seiner Eigenschaft als Redakteur wie als Berichterstatter vieler auswärtiger Zeitungen mit den Räthen des Herzogs und mit diesem selbst während seiner Anwesenheit in Kiel als einer seiner eifrigsten und treuesten Anhänger zu sehr in Verkehr, als daß er jener Aufgabe hätte entsprechen können. So mußte er denn ablehnen; aber er brachte selbst an maßgebender Stelle unseren Dichter, den er ja persönlich kannte und als Poeten sehr schätzte, für diese Arbeit in Vorschlag. Bereitwilligst ging man höheren Ortes hierauf ein, und so kamen denn am Vormittage des der Aufführung vorangehenden Tages Dr. Volbehr und der Theaterdirektor Witt im Auftrage des Oberpräsidenten von Scheel-Plessen zu Johann Meyer, um ihn um die Dichtung des Prologes dringend zu ersuchen.

Unser Freund, seiner politischen Gesinnung nach gleichfalls ein Anhänger des Herzogs, wie er das ja auch am Schlusse seines „Concurrenzgedichtes“ unzweideutig zu erkennen giebt, hatte anfangs einige Bedenken, dem ihm geäußerten Wunsche zu entsprechen. Aber „necessitas est lex temporis et loci“ oder, wie Schiller sagt, „eine Gunst ist die Nothwendigkeit;“ Johann Meyer erinnerte sich noch schnell daran, wie ja eigentlich das Bestehen seiner Anstalt von dem Wohlwollen des Oberpräsidiums und der Regierung abhänge, es sogar ausschließlich in deren Macht liege, ob die für sein Institut so nothwendigen Unterstützungen auch fernerhin bewilligt würden oder nicht. Zudem kam es ja auch ganz auf die Art der Abfassung des Prologs an, ob von einer Wandlung des früheren politischen Glaubensbekenntnisses gesprochen werden konnte.

Digitized by Google

Somit entschloß sich denn unser Dichter, jenem Anliegen zu entsprechen, und er that dies jetzt umso lieber, als ihm ja die Dichtung wegen der Überfülle des ihm zu Gebote stehenden Stoffes nicht allzu schwer fallen durfte. Freilich stand ihm hierfür nur wenig Zeit zur Verfügung; denn schon am anderen Vormittage vor 10 Uhr sollte der Prolog in den Händen des Schauspielers sein, der ihn zu sprechen hatte.

Aber ein halber Tag und eine ganze Nacht konnten doch noch ausgenutzt werden; und so ließ Johann Meyer für diesmal die Anstaltsgeschäfte von der Gattin allein besorgen und stellte sich selbst in den Dienst der „heiligen dreimal Drei". Morgens gegen 5 Uhr war der letzte Federstrich gethan, und da der Dichter wegen der Aufregung, in der er sich naturgemäß befand, doch nicht schlafen konnte, besorgte er auch noch die Reinschrift. Dann überbrachte er schon um 8 Uhr dem bei der Generalprobe bereits beschäftigten Theaterdirector das Manuscript.

Am Nachmittage war der versäumte Schlaf leicht nachgeholt — denn die Poeten schlafen schnell und intensiv —, und am Abend war unser Freund im Theater; aber er stand ganz hinten und unerkannt zwischen der erdrückenden Menge, die das Parterre füllte. Wie man erwartet hatte, waren alle Plätze besetzt; der erste Rang und das Parkett waren für die vielen vornehmen Gäste reservirt, von denen sich wenige auch mit einem Platze auf dem zweiten Range begnügen mußten. In der Umgebung des Dichters im Parterre und ebenso auf der Gallerie war jeder vierte oder fünfte Mann ein preußischer Unteroffizier. Und ehe sich noch der Vorhang hob, war es wohl allen Theaterbesuchern klar, daß an dieser Stelle an eine ernstliche Demonstration nicht gedacht werden konnte. Aber auch schon während des Tages würde irgend eine feindliche Kundgebung gegen die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen auf offener Straße ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein; denn überall, wo an passender Stelle die Proclamation angeschlagen war, sah man unter der sich ansammelnden Menge stets ebenso viel Soldaten wie Civilisten, so daß keiner von diesen es hatte wagen dürfen, eine unliebsame Bemerkung zu machen oder gar eine Demonstration ins Werk zu setzen. So kam denn auch der Prolog im Theater vortrefflich zur Geltung, und er erfreute sich eines fast beispiellosen Erfolges. Der Verfasser

Digitized by Google

wurde sogar wiederholt gerufen; aber er stand im Parterre so eingepfercht, daß er sich nicht rühren, geschweige denn vor die Rampe treten konnte. Auch die Oper nahm einen glänzenden Verlauf; Frau Schütz-Witt entzückte und begeisterte wieder mit ihrer herrlichen Sopranstimme und ihrem sympathischen Spiel alle Anwesenden.

Das war nun Johann Meyer's Debut als Prologdichter. In späteren Jahren hat er poetische Ansprachen in großer Zahl und zu den verschiedensten Festlichkeiten, namentlich für solche im Kieler Theater, gedichtet und sich stets — bis in die jüngste Zeit hinein — als Meister in dieser Art der Dichtung erwiesen. Einige von diesen Prologen, die zum Theil künstlerisch noch höher stehen als jener erste, der am Tage der Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen im Kieler Stadttheater gesprochen wurde, werden noch in dieser Festschrift wiedergegeben werden.

Um die Zeit, die für die beiden Herzogthümer den Beginn einer neuen geschichtlichen Epoche bedeutete, lernte der Dichter einen Mann kennen und bald als Freund gewinnen, den ebensowohl eine umfassende wissenschaftliche Bildung wie seltene Gaben des Herzens und Charakters in hohem Grade auszeichneten. Es war dies der mit ihm fast in gleichem Alter stehende Privatdocent und Bibliothekar an der Königlichen Universitätsbibliothek Dr. phil. Eduard Alberti, auch ein bekannter Dichter und ein beliebter Jugendschriftsteller. Er hat sich durch sein „Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis 1866" sowie durch die Fortsetzung dieses Werkes für die Zeit von 1866 bis 1882 — je zwei starke Bände — ein unvergängliches Verdienst um sein schleswig-holsteinisches Heimathland erworben und wird allein um dieses Werkes willen, für das er eine lange Reihe von Jahren bis kurz an sein Lebensende mit so unermüdlichem Fleiße gesammelt und gearbeitet hat, allezeit in der dankbaren Erinnerung seiner Landsleute bleiben. Wo ist der Gelehrte, der schon jetzt, nachdem sich vor einigen Monden das Grab über Alberti geschlossen hat, diese zwar compilatorische, aber wissenschaftlichen Geist und wissenschaftliche Tüchtigkeit verlangende Arbeit, die ja nur bis zum Jahre 1882 reicht, wieder aufnehmen und im Sinne des Verstorbenen fortsetzen könnte und möchte? Eduard Alberti ist am 11. März 1827 in Friedrichstadt geboren. Der Vater bekleidete eine kleine, untergeordnete Beamtenstelle bei der Stadt und der dortigen Justiz-

Digitized by Google

verwaltung. Der Sohn hatte sich vom einfachen Buchdruckerlehrling durch unermüdlichen Fleiß soweit emporgearbeitet, daß er in die Prima des Husumer Gymnasiums aufgenommen werden konnte. Nach dem Abiturientenexamen studirte er classische Philologie und Philosophie und habilitirte sich, nachdem er zuvor das Staats- und Doctorexamen ehrenvoll bestanden und beim Grafen Magnus von Moltke auf Grünholz eine Hauslehrerstelle inne gehabt hatte, als Privatdozent an der Universität zu Kiel. Er würde auch jedenfalls infolge seines reichen Wissens und seines treuen Fleißes als academischer Lehrer eine glänzende Carriere gemacht haben, wenn es nicht sein Schicksal anders gewollt hätte: Alberti wurde taub — und alle seine Pläne für die Zukunft waren hiermit begraben. Nun mußte er es dankbar begrüßen, daß man ihm die Stelle eines zweiten Kustoden an der Universitätsbibliothek antrug. Er docirte freilich noch nebenbei; — aber wer besuchte noch das Colleg eines stocktauben Docenten? So mangelte es ihm nicht an Zeit, und fleißig studirte er weiter und sammelte sich ein Wissen von seltenem Umfange und seltener Tiefe. In seiner Abgeschlossenheit von dem Leben der Außenwelt und bei der Verzichtleistung auf so vieles, was gerade das Ohr dem Innenleben zuführt, gewährte ihm die Muse süßen Trost. Seine philosophischen Schriften haben auch jetzt noch Bedeutung und seine Erzählungen für die Jugend erfreuten sich eines großen Beifalls. Alberti's Gedichte sind erst in jüngster Zeit, mit denen seines Bruders Leopold gesammelt, erschienen; und eben, als die Ausgabe von seiner Hand geschehen war, nahm ihn der Tod sanft hinweg.

Dr. Alberti hatte sich, als Johann Meyer mit ihm zuerst zusammen kam, eben verheirathet; er wohnte mit seiner jungen Frau, einer Kielerin, in der Schuhmacherstraße. Damals war sein Gehörsinn noch nicht ganz erloschen, so daß man sich mittelst eines Höhrrohres auch noch mündlich mit ihm unterhalten konnte. Er bat brieflich den Dichter, der damals auch in Kiel studirte, einmal bei ihm vorzukommen, um ihm einige Mittheilungen über sich für das Schriftstellerlexikon zu geben. Von dieser Zeit an ist er Johann Meyer der treueste Freund geblieben. Er zollte ihm neid- und rückhaltlos volle Anerkennung als einem der hervorragendsten schleswig-holsteinischen Dichter und hat sich in diesem Sinne auch vielfach öffentlich ausgesprochen. Eine derartige Äußerung

Digitized by Google

von ihm über unsern Freund als „Dichter seines Volkes" ist auch in diese Festschrift mit aufgenommen worden.

Alberti erhielt nach seinem Abgange als Bibliotheksbeamter den Titel eines Professors honoris causa; und sein Kaiser ehrte ihn in Anerkennung seiner vielen Verdienste durch den rothen Adlerorden IV. Klasse. Die letzten Jahre verlebte er, nach wie vor im innigen Verkehr mit den Wissenschaften und der edlen Dichtkunst, im Hause seines Schwiegersohnes in dem reizend gelegenen Dorfe Voorde an der Eider, in der Nähe Kiels. Hier starb er, im Frühling 1898, tief betrauert und vermißt von seinen vielen Freunden. An seinem Begräbnißtage wurde ihm von unserm Dichter der folgende Nachruf gewidmet:

Professor Dr. Eduard Alberti.
(Am Tage seiner Beerdigung).

Viel' Arbeit, Müh' und Sorgen,
Spät abends, früh am Morgen,
War Deine Jugendzeit,
Bis Du das Ziel errungen
Und Dich emporgeschwungen,
Wo voll Dein Herz von Glück und Freud'!

Vom Lehrling zum Studenten
Und weiter — zum Dozenten
Und dann — — o, welch ein Schlag!
Die Hoffnung Dir genommen,
Auch da hinauf zu kommen,
Wo Deines Strebens Endziel lag!

Nicht blind, — doch taub! — Was schlimmer? —
Gar Schlimmes bleibt es immer,
Kommt's auch von Gott, dem Herrn!
Noch weiter nun? — mit nichten!
Entsagen und verzichten!
Versunken Deiner Hoffnung Stern!

Und dennoch Dein Entsagen
Bis zu den letzten Tagen
Wie herrlich und wie groß!
Wie muthvoll noch Dein Streben,
Und segensreich Dein Leben,
Trotz diesem Dir so harten Loos!

Digitized by Google

Der Außenwelt entrissen, —
Kein schmerzliches Vermissen
Hat Dir dies Leid gebracht!
Nach Innen mehr gerichtet
Den Geist! — — und Dir gelichtet
Zur Freud' so manches Räthsels Nacht!

Dein Wissen — Deine Stütze! —
Und so, — wie viel noch nütze
Uns andern um Dich her!
Und was Du uns gewesen
Und ließest uns zu lesen,
Dich rühmt's und bringt Dir Dank und Ehr'!

Und eine Hohe, Milde
Aus himmlischem Gefilde,
So hehr und wundervoll
Mit ihres Glückes Wonne
War Deiner Arbeit Sonne
Für Deine Brüder in Apoll!

Für unf're Ruhmeshalle*)
Wie danken wir Dir alle,
Die Du uns bauteſt hin!
Sie steht — und bleibt bestehen,
Ob wir, wie Du, vergehen,
Wir leben doch mit Dir darin!

Und legen, Deine Brüder,
Den Ehrenkranz Dir nieder
Heut' auf die frische Gruft,
Wo bald die Lieder schallen
Der lieben Nachtigallen,
Und füllt die Luft der Blumenduft!

Und eine, die auf's neue
Die Farbe trägt der Treue,
Wie es ihr Name spricht,
Soll uns im Herzen blühen,
Zum Dank für all' Dein Mühen
Um uns, — — stets das Vergißmeinnicht!

*) Schriftstellerlexikon, jenes für die schleswig-holsteinische Litteraturgeschichte bedeutsame Werk.

In demselben Jahre, in dem die Herzogthümer Schleswig-Holstein zu einem werthvollen Bestandtheile des preußischen Staates wurden, ward unserem Dichter ein Töchterlein geschenkt, das die

Digitized by Google

Herzen der Eltern hoch erfreute. Das kleine, prächtige Mädchen wurde auf den Namen Bertha getauft. Und auch dieses schöne Wort, das der sprachenkundige Vater richtig zu deuten und der Poet in ihm herrlich zu umschreiben verstand, gab Veranlassung zu einem ähnlichen kleinen Liede, wie es seiner Zeit die Schwester bekommen hatte; beide Sprüche erhielten später in dem den Kindern gewidmeten reizenden Büchlein „Kleinigkeiten" einen Platz. Berthas Verslein lautet:

Bertha.

„Bertha," meine jüngste Kleine,
Merk es Dir, das heißt die Helle;
Zeig' in Deinem Sonnenscheine
Nie sich eines Schattens Stelle;
Deine Freude sei das Reine!
Halt das Schmutzige, Gemeine
Fern aus Deinem Herzensschreine
Und von Deines Hauses Schwelle!

Ein gütiges Geschick hat die beiden Kinder gnädig den Eltern erhalten und sie fröhlich wachsen und gedeihen lassen. Und die Eltern selbst haben sich redlich bemüht, ihnen eine gute Erziehung zu geben, und für die vortrefflichste Schulbildung Sorge getragen. So wurde auch hier der Zweck aller echten und wahren Erziehung erreicht, nämlich der, die Kinder tugendhaft, verständig und gesund an Körper und Geist zu machen. Und wenn mir die beiden Damen in ihrer Bescheidenheit keine Beschränkung auferlegten: ich würde noch mancherlei zur weiteren Ausführung und zum Belege dessen anführen können, was so nur eben angedeutet ist. Aber auf etwas muß an dieser Stelle doch noch besonders hingewiesen werden, und zwar deshalb, weil es in der innigsten Beziehung zu der Thätigkeit unseres Dichters als Vorstehers einer Idiotenanstalt steht. Johann Meyer's Töchter, die schon durch die Geburt mit seinem Institute verknüpft wurden, sind durch ihre aufopfernden Samariterdienste aufs engste damit verwachsen, so daß sie zuletzt bei der Führung und Leitung den Eltern eine nicht zu entbehrende Stütze geworden sind. Und sie beide werden auch von den Pfleglingen nicht minder geliebt als der Vater und die Mutter. In zweifacher Beziehung gehören sie also in unsere Festschrift hinein, zunächst als die beiden Kinder unseres Dichters

Digitized by Google

und dann als persönliche Bestandtheile der Anstalt, die mit seinem Namen aufs innigste verquickt ist. Darum freut es mich doppelt, daß ich — dank dem freundlichen Entgegenkommen ihres Vaters, dem ich auch sonst für so mancherlei Mittheilungen aus seinem Leben für dieses Buch verpflichtet bin — der vorliegenden Biographie ein Familienbild einreihen kann, auf dem die lieblichen Bilder der Kinder mit enthalten sind.

Zuerst freilich hatte es die Mutter, nachdem die Familie um zwei kleine Ankömmlinge größer geworden war, bei der Führung des Hausstandes noch bedeutend schwerer denn sonst: die Kinder verlangten auch ihr Recht, und daneben waren noch 36 Anstaltspfleglinge, denen des Vorstehers Frau nicht minder eine treue und fürsorgliche Mutter sein sollte; und dann kamen noch all die übrigen, die im Hause lebten und die mit jenen andern einen Bestand von 47 Personen bildeten. Aber die wackere Frau zeigte sich auch diesen erhöhten Ansprüchen an ihre Geschicklichkeit, Umsicht, Arbeitskraft und Ausdauer vollkommen gewachsen.

Und all dieses Mühen und Streben, sowohl auf Seiten des Vorstehers wie seiner Frau, sollte auch die verdiente Anerkennung finden; noch war das Jahr 1867 nicht zu Ende, als die Unterstützung, welche die Regierung dem Institute bis dahin hatte zu Theil werden lassen, wesentlich erhöht wurde. Die Freude darüber war umso größer, als unser Freund um diese Vergünstigung nicht nachgesucht hatte. Auch die beiden Sparkassen von Kiel und Rendsburg fanden sich bereit, durch Zahlung größerer Beiträge das Gedeihen der Anstalt zu fördern.

Trotz der sich mit der Zunahme der Pfleglinge immer mehr steigernden Ansprüche an seine Arbeitskraft fand der Vorsteher doch noch dann und wann ein Stündchen Zeit, wo er den ihm innewohnenden Drange nach poetischem Schaffen befriedigen konnte. So schuf er für das Fest des niedersächsischen Sängerbundes in Flensburg im Jahre 1872 ein schwungvolles Begrüßungsgedicht. Und als in dem darauffolgenden Jahre der Freund Dr. Eduard Alberti bei Ehlers in Neustadt den „Jugendboten" erscheinen ließ, wurde das für unseren Dichter eine gewaltige Anregung zum fröhlichen poetischen Weiterschaffen, und hierbei offenbarte sich nun zum ersten Male seine dichterische Begabung als eine reiche Quelle der Freuden für das Gemüth der Kinder. Selbst harmlos wie ein Kind in

Digitized by Google

Johann Meyers Eltern, Frau und Kinder.

Bertha. Anna.

Digitized by Google

Digitized by Google

seinem Anschauen, Fühlen und Empfinden, vermochte er die jugendlichen Leser und Leserinnen dieser kleinen vortrefflichen Schrift so zu fesseln, daß er bald ihre Herzen gewonnen hatte. Leider mußte der „Jugendbote" schon nach drei Jahren wieder eingehen. Als dann aber bald nachher, im Jahre 1873, bei Alphons Dürr in Leipzig unter der Redaction von Julius Lohmeyer die „Deutsche Jugend" erschien und Johann Meyer zur Mitarbeiterschaft angegangen wurde, bethätigte er aufs neue sein Können als Jugendschriftsteller. Und gleich wie damals für den „Jugendboten" lieferte er nun für die „Deutsche Jugend" eine große Zahl von Beiträgen der verschiedensten Art, wie Sinnsprüche, Balladen und Märchen, sowie sehr viele Räthsel und Charaden. So verdanken wir nicht wenige der werthvollen Dichtungen, die Johann Meyer geschaffen hat, namentlich seine sämmtlichen Märchen, dem Antriebe von Seiten der Herausgeber und Leiter jener beiden Jugendschriften. An einer anderen Stelle werden wir noch auf manche dieser poetischen Schöpfungen zurückzukommen haben. — —

Noch einmal wurden die Trommeln gerührt, und zwar zu einem neuen Kriege, — und zu welch einem Kriege! — zu einem der bedeutungsvollsten, zu denen jemals das deutsche Volk unter die Waffen trat. Und die gewaltigen Eindrücke dieser großen Zeit gingen nicht spurlos an dem Gemüthe unseres Dichters vorüber. Sie fanden Ausdruck in einer großen Zahl von Schöpfungen, die zum Theil von erheblichem künstlerischem Werthe sind. In beiden Bänden von Johann Meyer's Dichtungen, unter den hochdeutschen wie plattdeutschen, finden sich genügend Proben davon; einige dieser patriotischen Gesänge mögen hier mit eingereiht werden.

Na, Jungens, denn man los!

Dat weer dar öber'n Rhein,
De Hahn fung an to kreih'n,
Den Franzmann juck de Puckel un de Dütschen schulln em neihn,
Se hebbt't all eenmal dahn,
Se künnt den welschen Hahn
Ton tweeten mal wul ock den Kopp affla'n.
Na, Jungens, denn man los!
Frisch op den Schelmfranzos!
Haut se in Grus und Mus, de Parlevus!

Digitized by Google

De Herr Napoleon,
De is en Erzcujon,
He liemt ſick mit Gloarr tohop ſin Kron un ock ſin Chron,
Dat weer to Ems in't Bad,
Dar wurr de König patt,
Un pattſt du mi, ſo patt ick di, — weetſt dat!
Na, Jungens, denn man los!
Friſch op den Schelmfranzos!
Haut ſe in Grus und Mus, de Parlevus!

De Turco un de Zuav,
Swart, als en Klunkerrav,
Un mit en Kater op de Nack, ſo kamt ſe an in'n Draf.
Hoch op ſteiht ehr de Snut,
Heel gräſig ſeht ſe ut,
Se brüllt dar, as en Oſſen brüllt, ſo lud.
Un weer de Deuwel los,
Friſch op den Schelmfranzos!
Haut ſe in Grus un Mus, de Parlevus!

De Mamſell Mitralljös,
De ſnackt verflucht franzöſch, —
Wie haut ehr mit'n Sabel doch de Kugeln ut de Kröſ'.
Un hebbt wie ſe eerſt fat,
So mutt ſe ohne Gnad
Tonöſten in Berlin mit langs de Strat.
Na, Jungens, denn man los!
Friſch op den Schelmfranzos!
Haut ſe in Grus un Mus, de Parlevus!

Hurrah, wo liggt Paris?
Dar ſtellt wie jüm den Pries
Un ſnackt mit jüm, as Blücher dahn, mal recht op dütſche Wieſ'.
Un will ſe't noch nich dohn,
So kriggt ſe blaue Bohn
In't grote Mul, de grote grang Natſchon.
Na, Jungens, denn man los!
Friſch op den Schelmfranzos!
Haut ſe in Grus und Mus, de Parlevus!

Wat ſe vör Jahrn uns ſtahln,
Nu ſchüllt ſe't utbetahln,
Nu müllt wi uns mal Elſaß un Lothringen wedder haln!
Wa ſchön, wa ſchön klingt dat
Un makt ſo warm dat Hatt:
„O, Straßburg, du wunderſchöne Stadt!“
Na, Jungens, denn man los!
Friſch op den Schelmfranzos!
Haut ſe in Grus un Mus, de Parlevus!

Digitized by Google

Hurrah!

Hurrah! wie ſchlagen ſie darauf
Für Deutſchland, unſ're Braven!
Wie bringen ſie ſie auf den Lauf,
Die Turkos und die Zuaven!
Wo liegt Paris? — iſt nicht mehr weit,
Nur wenig blut'ge Stunden,
Und aus iſt's mit der Herrlichkeit
Und Babel überwunden!

Zuſammen ſtürzt der morſche Thron
Vor unſern Feuerſchlünden.
Napoleon empfängt den Lohn,
Den Lohn für ſeine Sünden.
Verloren hat er Ruhm und Ehr';
Von einer Stadt zur andern,
Verſpottet von dem eignen Heer,
Muß Frankreichs Kaiſer wandern.

Ihm nach der Blutſtrom ſeiner Schuld
Seit den Decembertagen!
Ihm keine Stätte, die ihn duld',
Nun ihn die Furien jagen!
Und wenn er mit des Windes Flug
Auch um die Erde ränne,
Ihm nach mit ſeinem Leichentuch
Die Todten von Cajenne!

Hurrah! was er vernichten wollt'
In ſeinem Größenwahne,
Er hat's errichtet: Schwarz-Roth-Gold,
Die deutſche Einheitsfahne!
Kein Nord, kein Süd mehr und kein Main!
Kein Reich, das das könnt' zwingen!
Weit übern Rhein, weit übern Rhein
Auch Elſaß und Lothringen!

Iſt denn der Alte aufgewacht,
Der Rothbart im Kyffhäuſer?
Er iſt's zu Deutſchlands Ehr und Macht,
Der alte deutſche Kaiſer!
Und weithin über Land und Meer,
Aus allen Herzen ſchall es:
Hoch König Wilhelm! Hoch ſein Heer!
Hoch Deutſchland über alles!

Digitized by Google

So kommt's!

So kommt's! nun ſchlagen ſie nicht faul
Den Parlezvous-Franzoſen
Schon luſtig auf das große Maul
Und auf die rothen Hoſen!
Trotz Turcos, Zuaven und Spahis
Und allerlei Banditen
Geh'n ſchon im Sturmmarſch auf Paris
Die preußiſchen Eliten.

Bei Weißenburg der Geisberg liegt,
Da ging's auf allen Vieren,
Da wurden ſie zuerſt beſiegt
Und mußten retiriren.
Bei Spicheren ging's ebenſo,
Und weiter ging's und weiter,
Und hinterher in jubilo
Das Heer der deutſchen Streiter.

Und als der Herr Mac Mahon ſich
Bei Wörth nicht wollte drücken,
Da bläute Kronprinz Friederich
Ihm jämmerlich den Rücken.
Da büßten ſie den Adler ein,
Die afrikan'ſchen Böſen,
Und ließen gar noch obendrein
Im Stich die Mitrailleuſen.

Bei Metz, da hat es 'was geſetzt,
Drei heiße, blut'ge Tage,
Da kriegte auch Bazain' zuletzt
Die allerdickſte Lage.
In Metz, da ſitzt der Herr Bazain'
Nun in der Mauſefalle;
Wenn das die Mexikaner ſäh'n,
Wie jubelten wohl alle!

Wo iſt denn Er? und wo Lulu?
Wo ſind ſie? — allewetter!
Was ſagt denn ſeine Frau dazu?
Und was Plon Plon, der Vetter?
Sie ſagen nichts, — ſie packen all',
Daß keine Zeit verloren,
Denn draußen ſteht ſchon Hannibal,
Der Zweite, vor den Thoren.

Digitized by Google

Nun, hat es denn so große Eil',
So laßt sie flöten gehen,
Die Deutschen werden sich derweil
Paris einmal besehen.
Und während sie bei Wein und Bier
Französisch einmal parliren,
Wird König Wilhelm zu Papier
Den Frieden hübsch dictiren.

So kommt's! — und wenn Herr Benedett'
Dann just zu Hause wäre,
So nähm' der König ihn, ich wett',
Dabei zum Sekretaire;
Denn keiner kann es so wie der, —
Er würd' es leicht vollbringen,
Und wenn es auch nichts and're wär',
Als — Elsaß und Lothringen!

So macht's der Ulan!

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und giebt dem Roß die Sporen,
Daß ihm nicht auf blutiger Siegesbahn
Der wälsche Feind geh' verloren.

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und läßt die Lanze sausen,
Wo immer die Feinde sich wieder nah'n,
Darein mit Wetterbrausen.

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und jagt mit verhängtem Zügel,
Bis daß er hält den gallischen Hahn,
Napoleon, beim Flügel.

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und läßt die Trompeten erschallen.
Und dem kühnen Reiter, der das gethan,
Ein donnernd Hoch von allen!

Dies kleine Kriegslied ist von Claudius Serpenthein für eine Singstimme mit Pianobegleitung sehr hübsch componirt und das Titelblatt mit einem prächtigen Ulanenbilde geschmückt worden.

Digitized by Google

Victoria!

Als der Kaiser Napoleon gefangen wurde.
(1870. September 2.)

Victoria! laßt die Flaggen weh'n
Und laßt die Häuser prangen!
Unglaubliches, es ist geschehen,
Der Kaiser ist gefangen!
Ist's Wahrheit? — ist es denn kein Traum?
So geht's von Mund zu Munde;
Man hört sie wohl, doch glaubt man kaum
Die wunderbare Kunde.

Ja, was ist heut' noch wunderbar,
Und könnte nicht geschehen?
Wir alle haben's sonnenklar
So Tag für Tag gesehen.
Sechs Wochen, — und sie machten's gut!
Nun sei der Herr gepriesen!
So hat den Wälschen deutscher Muth,
Was er vermag, bewiesen.

Vernichtet ist die stolze Macht,
Die uns vernichten sollte!
Und der ist in den Staub gebracht,
Der uns zertreten wollte!
Nun ist es aus, — Ihr habt ihn schon!
Hurrah! Ihr deutschen Krieger,
Zu Füßen liegt Napoleon
Dem Königlichen Sieger!

Den Gefallenen.

Schlaft sanft in stillem Frieden,
In kühler Erde Schoß!
Was euch der Herr beschieden,
War doch ein herrlich Los!
Ihr seid des Ruhmes Erben,
Dem kein Erlöschen droht,
Und für den Bruder sterben,
Das ist der schönste Tod.

Ihr habt so treu gehalten,
So treu die Wacht am Rhein!
Nie soll die Lieb' erkalten,
Die wir euch dankend weih'n.
Ob euch auch fern erkoren
Der Tod im blut'gen Streit,
Ihr bleibt uns unverloren
Im Herzen allezeit.

Digitized by Google

O, wären nichts als Kränze
Auf Gottes weiter Welt
Die Rosen all' im Lenze,
Die Blumen all' im Feld',
Wir wollten sie euch reichen,
Euch, aller Kränze werth,
Ihr Braven sonder Gleichen,
Die nun der Tod verklärt.

Ihr habt mit eurem Blute
Zu Ehren uns gebracht.
Euch kommt es nicht zu Gute,
Ihr schlaft in Grabesnacht.
Nun wird sie wahr die Sage
Von Deutschlands Herrlichkeit,
O, daß am Ehrentage
Ihr auch so ferne seid!

Doch ziemt es nicht, zu fragen,
Warum es mußt' geschehn.
So wollen wir nicht klagen,
Daß wir euch nicht mehr sehn.
Der Ruhm, den ihr erworben,
Macht alle Leiden klein;
Für's Vaterland gestorben,
Das heißt: unsterblich sein! — —

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 war man in der Stadt Kiel eifrigst mit den letzten Vorbereitungen für das nah bevorstehende vierte niedersächsische Sängerbundesfest, das hier gefeiert werden sollte, beschäftigt. Schon hatte man an verschiedenen Stellen mit dem Aufrichten von Ehrenpforten und dem Ausschmücken der Häuser begonnen, als plötzlich die Kunde kam, der Kaiser von Frankreich habe an den König von Preußen den Krieg erklärt. Da nahmen nun alle Vorbereitungen ein jähes Ende, und das Sängerfest mußte auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Als es aber nach Beendigung des Krieges im Juli 1872 zur Verwirklichung kam, stiftete unser Dichter zur Begrüßung der Sänger ein längeres plattdeutsches Gedicht, das in einem der Kieler Blätter veröffentlicht wurde. Der Verfasser ließ darin dem Humor, der ihm ja so reichlich zur Verfügung steht, freien Lauf, und er hatte die Freude, daß sein Poem viele Anerkennung fand und nicht wenigen Theilnehmern die Feststimmung beträchtlich er-

Digitized by Google

höhte. Es wurde später in den plattdeutschen Band seiner Gedichte mit aufgenommen und findet sich hier Seite 658 unter den Gelegenheitsgedichten.

Ebendaselbst, Seite 542, steht auch jene plattdeutsche Dichtung, welche Johann Meyer im Jahre 1874 zur Feier der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes zu Kiel verfaßte und gleichfalls in einer Kieler Zeitung abdrucken ließ. Auch diese Verse sind meist humoristisch gehalten und verfehlen ihre Wirkung nicht, so daß der Verfasser schon während der Feier, an der er als früherer Studiosus der Christiana Albertina von Anfang bis zu Ende betheiligt war, von vielen Seiten, namentlich aus den Kreisen der Studentenschaft erfuhr, wie gern man es gelesen und wie sehr man sich darüber gefreut habe. Das war ein Fest für die Stadt und für ganz Schleswig-Holstein! — Kein Wunder! War doch der geliebte Kronprinz, „unser Fritz", der in dem schweren Ringen bei Königgrätz durch rechtzeitiges Eintreffen mit seiner Armee den Sieg herbeigeführt und später im blutigen Kriege mit Frankreich die Armee Mac Mahon's bei Weißenburg und Wörth so siegreich überwunden und dadurch die drohende Gefahr eines Einmarsches der Feinde in das deutsche Grenzgebiet so heldenmüthig abgewendet hatte, auch dabei! Er legte und weihte ja eigenhändig den Grundstein und war später im Verlaufe der weiteren Feier und des ganzen Tages bis 12 Uhr nachts in der Mitte der Festtheilnehmer ein Gegenstand der höchsten Freude und Verehrung! Damals noch in der vollen Schöne seiner persönlichen Erscheinung und in der bestrickenden Liebenswürdigkeit des Verkehrs mit seinem Volke — wie schlugen ihm da die Herzen aller entgegen und wie jubelten die Scharen, wenn er sich in ihrer Mitte befand! Und wie fühlte sich ein jeder mit gerechtem Stolze ob des Besitzes eines solchen Fürsten erfüllt, wenn er sah, wie „unser Fritz" mit einer fast beispiellosen geistigen und körperlichen Kraft alle Anstrengungen, wie sie ein solcher Festtag mit sich brachte, fast spielend überwand. Von der Insel Föhr, wo die Gemahlin zur Erholung weilte, war er frühmorgens abgereist und hatte dann in Husum eine feierliche Begrüßung seitens der obersten Behörden der Stadt entgegengenommen, in Schleswig eine zweite, in Rendsburg eine dritte und in Neumünster und Kiel eine vierte und fünfte; es folgte die feierliche Grundsteinlegung im Schloßgarten und im Anschlusse hieran das

Digitized by Google

Festmahl auf Bellevue; von hier ging es nach dem Wriedt'schen Etablissement, wo der letzte Theil der Feier in einem solennen Commerse bestand. Und überall mußte eine Ansprache gehalten werden, und bei „Wriedt" wurde die Ansprache sogar zu einer langen und prächtigen Rede, die alle bezauberte und entzückte, sowohl durch den Inhalt wie durch die Form des Vortrags. Aus seiner kurzen Pfeife rauchend und aus einem kostbaren Seidel trinkend, den ihm die Universität zu dieser Feier verehren durfte, verweilte in bester Stimmung der Kronprinz inmitten der Schar der fröhlichen studentischen Jugend, der alten Herren und Professoren bis 12 Uhr Nachts. Dann erst brach er auf, bestieg die bereitstehende Equipage und fuhr nach dem Hafen hinunter, wo der Dampfer seiner wartete, um ihn nach Schweden zum Besuch des dortigen Königs zu bringen. Nur eine so kraftvolle Natur wie die des deutschen Kronprinzen war im Stande, eine solche Fülle von Anstrengungen und Mühen in so kurzer Zeit ohne nachtheilige, Folgen zu ertragen. Wer hätte es damals ahnen können, daß dieser Fürst, an dem das Volk mit allen Fasern des Herzens hing, so bald von einer heimtückischen Krankheit, die ihm am innersten Lebensmarke zehrte, hinweggerafft werde! Eine glänzende Zukunft schien nach der langen und glorreichen Regierung des Vaters dem ebenbürtigen Sohne zu lächeln. Aber:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf betrüglichem Grunde? — —

Das werthvolle Glas, aus dem Seine Königliche Hoheit getrunken, übergab er, bevor er vom Commerse aufbrach, dem Rector magnificus mit der Bitte, es aufzubewahren bis zu dem Tage der Einweihung der neuen Universität; dann wolle er wieder kommen und noch einmal daraus trinken. — Er hat nicht wieder daraus getrunken. Alldeutschlands Siegfried, welch eine Nacht des Schicksals war Dir vorbehalten und welch ein Schmerz dem alten Kaiser und seinem Volke! —

Es möge nun hier noch jenes Gedicht folgen, das Johann Meyer zu jener Feier in Kiel gesungen und in dem er den Kronprinzen von Preußen und des deutschen Reiches gepriesen hat.

Digitized by Google

An unſen Kronprinz.

Zur Grundſteinlegung des neuen Univerſitäts-Gebäudes in Kiel.

(1873, Auguſt 3.)

Ei, ſüh mal an! gudn Dag, potz Blitz!
Dat is en Ehr för uns, Herr Fritz!
För Di is't Beſte nich to gut!
De Handſchen an! den Steertrock 'rut!
Un op'n Kopp dat lange Spint!
Willkam'n! Wilkam'n! unſ' Kaiſers Kind!

Wa is't mit Di? waſücken geiht't?
Doch gut mit de Geſundheit ſteiht?
Will't höpen! — weer dar wat in'n Wegn,
Harrn wi Di wul ſo gau nich kregn,
Harrſt ock wul nich ſo'n Reiſ' in'n Sinn,
In'n Rupps vun Föhr na Sweden hin.

Vun Föhr na Sweden, wat en Tour!
Na, mak Di't man nich allto ſur!
Wat hett't denn ock för grote Jl?
Wi lat ſo gau Di nich ut Kiel;
De ſchönſte Stadt in't Holſtenland
Js't ſchöne Kiel an'n Oſtſeeſtrand!

Willkam'n! willkam'n! — nu drück ick Di
De Hand un ſegg Di frank un frie,
Wenn't ock man ſo op Plattdütſch is,
Wat Du mi'n leewen Kronprinz biſt,
Un weer't ock man vunwegn de Freud',
Dat Du den Franzmann ſo verneiht!

Den Franzmann mit ſin Parlewu,
„De Trepp hindal, Kantüffelnſlu" —
As hier to Landn dat Wort ſo geiht,
Un unſ' Slag Lüd de Sprak verſteiht, —
Den Franzmann mit ſin grot Ambraſch',
Mit ſin Gloar un ſin Curaſch'.

Juchhei! bi Wörth! wa Du ſe kneepſt,
As Du de ſmucken Adlers greepſt!
As Du de Mitralljöſen halſt
Un ehr de Bodder utbetalſt!
Wa leegn ſe dar un kreih'n nich mehr!
Juchhei! bi Wörth! wa kregn ſe Smeer!

Digitized by Google

Gott Lof un Dank! dat hebbt wi hat
Un hebbt Di nu in unſe Stadt,
Un hebbt Di to de grote Fier,
Uns intowiehn den Grundſteen hier.
Dree Släg, — ja, Du verſteihſt dat Sla'n! —
Nu ſchall de Bu wul vörwarts gahn.

Un heſt tonöſt en beten Tid,
Denn kiek man noch mal in bi Wriedt,
In Wriedt ſin Gard'n un groten Saal,
Dar kneipt wi nöſten alltomal,
Un wullſt en beten bi uns blibn,
Wi wulln Di wul de Tid verdribn!

Dar ſünd de Oln un ſünd de Jungn,
Ward Panken holn un luſtig ſungn,
Un is unſ' Kronprinz mit darbi,
So ward't eerſt recht en Kneiperie,
Denn Old un Jung un Jedermann,
Un tut' ſick een ut Freuden an.

Du weerſt ja malinſt ock Student, —
Ach ja, wenn ſo de Piepen brennt, —
So op'n Diſch dat grote Fatt, —
Un hier en Kater, — dar en Katt, —
Wat kunn't denn ock wul Schönres gebn,
As ſo'n vergnögt Studentenleben!

Geſundheit, Fritz! — denn drinkſt Du ut, —
En Kronprinz makt dat jümmers gut!
Geſundheit, Fritz! — Dat hett keen Enn,
Se holt Di All den Seidel hen,
Se wünſcht Di't All vun Mund to Mund:
Geſundheit, Fritz! ut Hartensgrund.

Un mennig ol' Perückenſtock,
De ſüppt vunabend, as en Lock,
Un rifft en Salamander mit,
Dat he dat Hörn un Sehn vergitt, —
Un röppt in dulci jubilo
Sin Kronprinz gar en Smollis to.

Na, nehm't nich krumm, wenn he dat deiht,
He deiht't ja doch ut luter Freud!
Un geihſt ja ock tonöſt an Bord
Un mußt vunabnd all wedder fort
Un ſittſt dar op de hoge See,
Wenn wi hier kneipt, wul gar bi'n Thee.

Digitized by Google

Dat weer en Spaß, leeg denn för Di
Dat „Kieler Wochenblatt“ darbi,
Dat Du dar sülbn mal 'rinner seegst
Un dit Gedicht to lesen kreegst!
Dat weer en Spaß! — un schullst Du't mögn,
So schull mi't ganz unbannig högn!

Un frögst Du gar, wakeen dat dicht,
Un frögst umsünst, — he seggt Di't nich!
Mit witte Handschen an de Handn
Un mit den spitzen Steertrock an,
So leep he mit in'n groten Trupp
Un harr den hogen Spintshot op. — —

Das Jahr 1873 ist insofern noch ein wichtiger Abschnitt aus dem Leben unseres in so hohem Grade productiven Dichters, als in ihm seine episch-lyrische Dichtung „Gröndunnersdag bi Eckernför'“ erschien, ein Werk, ganz einzig in seiner Art und von hohem poetischem Werthe. Wir werden es in der Abtheilung unseres Buches, der Johann Meyer's epischen Dichtungen gewidmet ist, einer besonderen Besprechung und Würdigung unterziehen.

Eine recht hübsche Episode, in der unser Freund den Mittelpunkt bildet, gehört dem Jahre 1874 an. In Kiel war wieder einmal alles Jubel und Freude, gleichwie damals bei der Feier der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes, als der Kronprinz durch seine Gegenwart dem Feste eine besondere Weihe gab. Aber diesmal war der erlauchte Gast der Kaiser selbst, der in die alte Holstenstadt am blauen Ostseebusen gekommen war, um ein neuerbautes großes Panzerschiff der jungen deutschen Flotte zu taufen und dem Stapellaufe beizuwohnen. Und es war dies zum ersten Male, wo er als Kaiser des kaum geeinigten mächtigen deutschen Reiches, das in dem ruhmreichsten aller Kriege unseres Vaterlandes geschmiedet worden war, dorthin gekommen! Das war ein Ereigniß, das seine Kreise weit über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus zog; in Kiel wimmelte es von Fremden und Gästen, nicht allein aus den Herzogthümern, sondern auch von weither aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes. Und die Stadt selbst prangte in ihrem schönsten Schmucke. Ehrenpforten waren errichtet und Läden und Häuser festlich geschmückt; von allen Dächern und über allen Straßen hingen und flatterten bunte Flaggen, und alle Vorbereitungen waren getroffen, um mit Dunkelwerden die ganze Stadt im Glanze einer großartigen

Digitized by Google

Illumination erstrahlen zu lassen. Dann ankerten im Hafen die besten Schiffe der deutschen Flotte, um ihren Kriegsherrn mit donnernden Saluts zu begrüßen; und unter ihnen befand sich auch das neue prächtige Schwesterschiff.

Und wie jeder Patriot sein Möglichstes that, an der Verherrlichung des für ganz Schleswig-Holstein und besonders für Kiel so wichtigen Ereignisses mitzuwirken, so auch Johann Meyer; er griff in die Saiten seiner Laute und bekundete seine Freude im Gesange. Und er sang sogar zwei Lieder, beide in plattdeutscher Sprache; das eine, „An unsen Kaiser", stand am Tage der Ankunft Sr. Majestät in der Abendausgabe der „Kieler Zeitung" und das andere, „An dat lüttje Pöppen", am Tage darauf im „Kieler Wochenblatt." Pöppen heißt Püppchen und bedeutete hier das neue Schiff, das durch den Kaiser auf den Namen Friedrich des Großen getauft werden sollte.

Beide Gedichte mögen zur Ergänzung der vorstehenden Mittheilungen über das Kieler Kaiserfest und zur Erläuterung der noch zu erzählenden Episode zunächst hier folgen.

An unsen Kaiser.

Zur Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers in Kiel.
(1874, September 20.)

Hurrah! Kanon' un Klocken gaht!
Vull Ehrenporten steiht de Strat!
Ut alle Hüser flagg an flagg!
Dat's wedder mal en Freudendag!
Willkamn, willkamn! na'n lange Wiel,
Vel dusend mal willkamn in Kiel!

Vun Sleswig-Holsteen stammverwandt
Hört Di doch lang all Hart un Hand.
Dat wi't man seggt: Du lövst dat ni,
Wa wi uns högt un freut op Di!
Wi hebbt Di ock so lang ni sehn!
Un wat is ni bideß geschehn!

Ja, wat is ni bideß geschehn!
So Een, als Du, gifft doch keeneen!
Du hest den Franzmann Moritz lehrt,
Dat sick de ganze Welt verfehrt,
Un 'rünnersprung sogar de Ol'
In'n Barg dar vun sin Kaiserstohl!

Digitized by Google

Un wenn de ole Fritz dat wüſs,
Dat Du vunwegen em hier büſt,
He keem gewiſs vun'n Himmel dal
Un fat Di um, un küß Di mal,
Un ſä: Parblö! — alle Honnör!
Ick wull, dat 'ck Kaiſer Wilhelm weer!

De ole Fritz, — wat he in'n Sinn,
Du bröchſt dat noch vel höger hin!
Du halſt för veerdig Million'
Ut Frankrik Di de Kaiſerkron,
Un wahr is, wat unſ' Schiller dicht:
De Weltgeſchicht is't Weltgericht!

Dat weeſt Du wul un heſt dat markt,
Süh', darum geihſt ock eerſt to Kark
Un giffſt den leewen Gott de Ehr;
Dat weer ni gut, wenn't anners weer. –
Un mit Di gaht wi alltomal
Un bed op Di den Segen dal.

Hurrah! un nöſt is't hoge Tid,
Heröwer na de anner Sit. —
Du ſchaſt di wunnern, wat en Jung,
Hett lang all in de Wickeln hungn
Un kann op eegen Föten ſtahn,
Denn lat em man to Water gahn!

Ja, lat em man! — ſin Nam is Fritz,
De kummt, wenn't knippt, als weer't en Blitz,
Un wo he op de Waggen reiſt,
Swevt öwer em ol' Fritz ſin Geiſt
Un röpt em to: geiht mal verdweer,
Mak mi un mak Din Kaiſer Ehr!

Un is de Jung to Water, ſüh,
Denn geiht't wull all na Bellevü,
Un de ni mit to Tafel lad'n.
De itt denn wul för ſick ſin Brad'n.
Min Fru un ick hört mit darto
Un makt to Hus dat ebenſo.

Doch weern wi noch ſo wit vun Di,
Wi do't, als weern wi mit darbi,
Un nehmt de Gläſ' mal in de Hann
Un ſtöt op Din Geſundheit an
Un ropt Hurrah! un lat Di lebn
Un allns, wat to Di hört, danebn.

Digitized by Google

Ja, allns, wat to Di hört! — ick meen,
Da denk wi Kieler gliks an Een,
De prächtig, als jung Siegfried, weer, —
He seet all mal bi uns to Beer,
Un mak in'n Ogenblick min Olsch,
Un heel veel Frunslüd rein katholsch. —

Op den stöt wi apart mal an, —
Un wenn Du wullst, denn gröt em man
Un segg: denk an Din Seidel, Fritz, —
Dat Du de Kieler ni vergittst,
Se freut sick op de Kneiperie,
Un holt en Barg vun Di un mi!

En ganzen Barg! — wenn't anners weer,
Denn gung't hier ni so fröhlich her; —
Süh, wat en Menschen op de Been,
Ut Leevd' to Di keem Jedereen!
Un nümmermehr vergitt de Stadt,
Dat se den dütschen Kaiser hatt!

An dat lüttje Pöppen.

Zum Stapellauf des Panzerschiffes „Friedrich der Große."
(1874 September 20).

Du büst en Jung, dat's eenmal wiß,
De nich vun slechte Öllern is!
Herr Gottes ne, wa stramm un stiev!
Un wat för Quoddeln op'n Liev!
Un wat en Steert un wat en Snut!
Wanem fisch di de Adbar 'rut?

Ick weet ock all, wo he di sung,
Du büst en echten Kieler Jung!
Dat högt un freut de ganze Stadt,
So'n Bengel hett se noch nich hatt,
En Kerl, as wenn't „de Kronprinz" weer;
Un morgen is all de Kinnerbeer.

O, Junge, Junge, wat en Fest!
Vun Nord un Süd un Ost un West,
To Schipp, to Wagn, to Fot, to Peer,
Vun alle Kanten kamt se her!
De ganze Stadt in Sünndagsstaat,
Un wat en Leben op de Strat!

Digitized by Google

Un Een kummt mit de Isenbahn,
De will bi di to Vadder stahn;
Du schast di wunnern, wat för Een!
Dar möt se all den Hot för tehn!
En olen Mann mit graue Haar,
Doch ewig jung un wunnerbar.

Ja, ewig jung un wunnerbar
De ole Mann in graue Haar!
As Keen, so rik an Ruhm un Glanz!
As Keen, so smuck in'n Siegeskranz!
As Keen, so hoch, as Keen, so hehr!
Din Kaiser sülbn! — wat wullt Du mehr?

Un döfft warst mit Schampanjewien,
So'n Kinddöpswater magst wul lid'n,
Dat hett en ganz apparten Sinn,
Sitt nix as Für un Leben in, —
Lettst du man erst de Flaggen weih'n,
Hörst ock mit to de Wacht an'n Rhein.

Wa schast denn heeten? — süh, ick meen,
Di mutt man't an de Näs' ansehn,
Wakeen du büst un wat du kannst,
Wenn du dat Mul mal apenspannst; —
Denn kunn't all ganz nich beter kamn,
As mit den o l e n Fritz sin Namn.

De o l e Fritz, — Schock Schwerenoth!
Wa weer de lüttje König grot!
Em kunn de halwe Welt nix lehrn,
He reckt tohöchd bit an de Steern. —
Den hebbt se di as Muster sett,
Dar denk man an un hol di nett.

Un wies' di man as K i e l e r J u n g,
Gesund vun Kopp un Hart un Lung,
Krieg H a n n i s, wenn he kummt, bi'n Pull,
Un wackel em den Puckel vull,
Verneih em, dat dat hult un brummt
Un he sin Dag ni wedder kummt.

Denn segelst du mit guden Wind
Un büst de Stadt ehr leevstes Kind,
Denn heest all na en korte Wiel
Gewiß d e g r o t e Fritz v u n Kiel,
Un makst, a s d ü t s c h e W a f f u n W e h r,
D i n N a m u n o c k d i n K a i s e r E h r!

Digitized by Google

Der alte Kaiser übernachtete im Schlosse der einstmaligen Residenz der Herzöge von Holstein-Gottorp; er wird sich wohl, ermüdet von den Anstrengungen der Reise und der Stunden unmittelbar nach seiner Ankunft in Kiel, nach dem üblichen großen Zapfenstreiche rechtzeitig zur Ruhe begeben haben. Die Beleuchtung der Stadt gewährte im Verein mit der prachtvollen Ausschmückung der Häuser und Straßen einen überwältigend schönen Anblick, und eine Fluth von Menschen wogte in den Hauptstraßen. Auch die Gattin des Dichters war mit zwei Schwestern, die zum Besuch von Itzehoe herübergekommen waren, in die Stadt gegangen, während er selbst zunächst daheim blieb, um in der Anstalt nach dem Rechten zu sehen und die Fenster im Glanz der Kerzen erstrahlen zu lassen. Als aber die Frauen zwischen 9 und 10 Uhr zurückkehrten, redeten sie ihm zu, sich die Illumination, die noch voll im Gange war, auch einmal anzusehen. Da hiergegen unser Freund nichts Stichhaltiges einzuwenden hatte, versah er sich vorsichtshalber mit dem Hausthürschlüssel und pilgerte das Sophienblatt hinunter nach der Stadt.

Hier gab es nun vieles für ihn zu schauen, und namentlich interessirten ihn die zahlreichen Transparente mit den mehr oder weniger geistreichen, aber immer loyal und gut gemeinten Inschriften. So stand er denn auch vor einem großen Schlachterladen, dessen Schaufenster voll von Würsten hing; unter ihnen befand sich auch eine wahre Riesenwurst und darüber ein Transparent mit den klassischen Worten:

Was diese Wurst ist unter den Würsten,
Das ist der Kaiser unter den Fürsten.

Herzlich mußte er lachen, unser Dichter, als er sah, wie der biedere Wurstfabrikant aus der Sphäre seiner geräucherten und ungeräucherten Erzeugnisse die Gedanken und Worte zur Bekundung seiner tiefinnerlichen patriotischen Gesinnung geholt hatte. Und als er noch darüber nachdachte, wie verschieden die Metaphern sein können, deren sich die Herren Poeten je nach ihrer Individualität bedienen, klopfte ihm ein befreundeter Zeitungsmensch auf die Schulter, indem er die Worte sprach: „Nu kumm man Johann! Wi beiden hebbt dat jur hatt, Du als Dichter, un ick als Berichter. — Nu wüllt wi uns ock mal en beten amiseren!“ Und damit schob er

Digitized by Google

den Arm in den des unseres Freundes, und dann ging es selbander hinunter in den nächsten großen Bierkeller, wo frisch aus dem Fasse gezapft wurde und Hunderte die schäumenden Seidel leerten. Gleich kamen noch einige, zufällig anwesende gute Bekannte hinzu, und es bildete sich, was man so im Kneipjargon eine fidele Runde nennt. Und da Scherz und Humor nicht ausgingen, befand sich unser Dichter äußerst wohl dort, ob zuletzt auch etwas angeheitert, das wage ich nicht zu behaupten, aber auch nicht in Abrede zu stellen, da er mir davon nichts erzählt hat. Und wenn auch, wer wollte ihn deshalb tadeln? Ist es doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, zwei solche Gedichte, wie er sie geschaffen, zur Verherrlichung eines so ungewöhnlichen Festes aus sich herauszupressen! Und wenn er nun in berechtigter Freude darüber, daß sie ihm so schön gelungen waren, einmal ein wenig über das Maß, für das er geeicht ist, hinaus getrunken haben sollte — wer wird es ihm verargen wollen? Meine Leser und ich gewiß nicht. Erst in später Nacht kam er heim und erlebte hier in Morpheus Armen die kaum verlebten heiteren Stunden noch einmal.

Am anderen Morgen, kurz nach sieben, pochte die eine der Schwägerinnen recht unsanft an die Schlafstubenthür und rief dem jäh aus seinen Träumen aufgeschreckten müden Poeten hastig zu, er möge schnell aufstehen, an der Pforte halte eine elegante Equipage, und darin seien zwei sehr vornehme Herren angekommen, und der eine von ihnen, in Uniform und mit vielen Orden geschmückt, säße noch im Wagen, und der andere, ein Mann in Civil, sei schon ausgestiegen und komme die Verandatreppe hinauf — und weg war sie wieder!

Nun aber trotz der Müdigkeit schnell aus den Federn heraus und ebenso schnell in die Kleidung! Und dann einen Blick in den Spiegel, der dem armen Poeten die Worte zuzurufen schien: Noch recht verschwiert und noch lange nicht ausgeschlafen! Aber was half's? Es klopfte schon wieder an die Thür, und man rief hinein, daß zum Waschen keine Zeit mehr sei, er solle nur schnell hinunter kommen. Und so mußte er denn nolens volens, nachdem er noch eben mit dem Kamm durch die Haare gefahren war, in Morgenschuhen die Treppe hinab auf die große Vordiele, wo sich schon für die Morgentoilette der Wohnung, Handeule, Wischtücher und Waschheimer eingestellt hatten und wo sich auch die

Digitized by Google

liebe Schwägerin, die sich eben zum Reinigen der Diele hatte anschicken wollen, im lebhaften Gespräche mit dem so frühen Besucher befand.

Es mußte ein sehr vornehmer Herr sein, das sah man auf den ersten Blick: Lackstiefel, weiße Handschuhe, schwarzes Beinkleid und schwarzer Frack, weiße Cravatte, ein glänzendschwarzer Cylinderhut und verschiedene Orden auf der Brust! — „Na nu! un wat denn? wat is dar los!?" dachte unser Freund, da trat ihm auch schon in der jovialsten Weise der Fremde entgegen, drückte ihm warm die Hand und entschuldigte sich wegen der ungewohnten Zeit, in der er ihn schon so früh morgens habe stören müssen. Und dann erzählte er fast in einem Athem und in größter Eile, so daß der andere mit seinem schweren Kopfe kaum folgen konnte, daß er der Geheime Hofrath Schneider sei und sich im Gefolge Sr. Majestät des Kaisers befinde und daß da draußen im Wagen noch Sr. Majestät Correspondenz-Sekretair, der Geheime Hofrath Bork sitze. Und dann weiter: daß er in der Nähe des Schlosses bei einem Schneidermeister Manshardt wohne, und daß dieser ihm, als er vom Schlosse nach Hause gekommen, die Abendnummer der „Kieler Zeitung" gebracht habe mit dem Gedicht „An unsen Kaiser." Dieses nun habe er gelesen und so schön befunden, daß er sofort entschlossen gewesen sei, es am anderen Morgen Sr. Majestät beim Kaffee vorzutragen. Und Majestät seien sehr darüber erfreut gewesen und hätten ihn wiederholt unterbrochen und geäußert: „Nein, ein solches Lob verdiene ich doch nicht." Dann hätten Allerhöchst dieselben ihn und Bork beauftragt, sofort zur Redaction der „Kieler Zeitung" zu fahren und sich nach dem Namen und der Wohnung des Verfassers zu erkundigen und dann diesem Sr. Majestät Dank für das hübsche Gedicht zu überbringen. — Und dann erging sich der Herr Geheime Hofrath in Lobeserhebungen über die Dichtung und entschuldigte sich wieder wegen der unpassenden Zeit des Besuches; aber es habe sich nicht anders machen lassen: denn um 8 Uhr wollten Se. Majestät den Gottesdienst in der Nicolaikirche besuchen und vorher müßten Geheimrath Bork und er wieder im Schlosse sein. Und bevor ihm noch der so jäh überraschte und erstaunte Poet ein paar Worte zu seiner eigenen Entschuldigung erwiedern konnte, drückte ihm der gewandte Schauspieler — denn das war des Königs Vorleser ja

Digitized by Google

früher gewesen — schon wieder die Hand, um sich schleunigst zu empfehlen. Der Dichter, der noch immer recht verstört und übernächtet dreinschaute, begleitete ihn die Gartenpforte hinaus und wurde hier noch dem in der Equipage sitzenden Herrn von York vorgestellt. Dann schnellte der Herr Geheimrath in den Wagen und richtete, ehe dieser abfuhr, an Johann Meyer die Frage, ob er noch mehr für die Feier in Kiel gedichtet habe. Der Dichter bejahte, wenn auch etwas zögernd; denn in dem Gedichte „An dat lüttje Pöppen" befand sich bei der ersten Veröffentlichung ein etwas drastischer Vers, der später durch einen anderen ersetzt wurde. Herr Schneider wünschte auch dieses Gedicht zu besitzen; es wurde schnell herbeigeholt und mit der Äußerung: „Das werde ich Sr. Majestät in Berlin vorlesen" dankend entgegen genommen. Dann jagte die Kutsche mit den beiden vornehmen Insassen eiligst davon.

Der an der Pforte stehende Dichter schaute schwerwiegenden Kopfes dem Gefährt nach und rieb sich verwundert die Augen; es war ihm fast so, als wäre alles nur ein Traumbild gewesen, hervorgezaubert durch die Geister, die in der verwichenen Nacht von seinem Innern Besitz genommen hatten.

Ob dem Kaiser von dem gewandten Hofmann auch jenes Gedicht „An dat lüttje Pöppen" vorgelesen worden ist, darüber hat Johann Meyer nichts erfahren. Vielleicht ist es wegen der einen Stelle, die im Ausdrucke etwas weniger derb hätte sein können, nicht geschehen. Übrigens war es eben so gut gemeint wie das andere; ja es wurde ihm sogar von vielen der Preis vor diesem zuerkannt.

An dieser Stelle möge noch bemerkt werden, daß die Zahl der Gedichte, die Johann Meyer zu Ehren des Kaisers und der kaiserlichen Familie, namentlich auch des Prinzen Heinrich, seiner Gemahlin und Kinder, geschaffen hat, erheblich groß ist, so daß aus ihnen allein schon ein ansehnlicher Band, den man als „Hohenzollerngedichte" bezeichnen könnte, gebildet würde. Aber auch die „Gelegenheitsgedichte" anderen Inhalts sind fast ebenso zahlreich. Einige der besten davon sollen in unserem Buche noch abgedruckt werden.

Die nächste große Festlichkeit für die Stadt Kiel und die ganze Provinz war die am 24. October 1876 erfolgte Einweihung

Digitized by Google

des neuen Universitätsgebäudes. Man lebte anfänglich der Hoffnung, daß auch der Kronprinz zu dieser Feier nach Kiel kommen werde; und er würde dies wohl auch — im Einklang mit dem von ihm bei der Grundsteinlegung geäußerten Wunsche — gethan haben, wenn ihn nicht andere wichtige Verhältnisse um diese Zeit in Anspruch genommen hätten. Statt seiner und ihn vertretend kam der Cultusminister Dr. Falck. Wohl alle Festtheilnehmer mögen es tief bedauert haben, daß Se. Königliche Hoheit der Kronprinz nicht diesmal auch durch sein Erscheinen dem Feste eine besondere Weihe geben konnte; es würde einen noch schöneren Verlauf genommen haben, als es an und für sich schon geschehen ist. Auch der Verfasser dieser Festschrift wohnte der Feier bei, und mit ihm werden wohl alle Festtheilnehmer jene Tage und Stunden zu den schönsten ihres Lebens zählen. Wer von den früheren cives academici der Christian-Albrecht-Universität nur irgendwie kommen konnte, der kam; und so strömten sie von allen Himmelsgegenden herbei, die einstigen Söhne der alma mater. War das ein Wiedersehen und Begrüßen, Umarmen und Küssen! Und auch viele andere Bürger der alten Kilia nahmen, soweit der Vorrath der Einlaßkarten reichte, und die vorhandenen Räumlichkeiten es gestatteten, Theil an der Feier. Selbstverständlich that dies auch die Presse in ihrer Weise; alle Kieler Zeitungen brachten diesbezügliche Aufsätze und Gedichte, sogar ein lateinisches in der alcäischen Strophe von dem Conrector des Kieler Gymnasiums, Professor Carl Jansen, dem ehemaligen Lehrer Johann Meyer's aus der Meldorfer Zeit. Daß sich auch der Schüler vor seinem früheren Lehrer in der Kunst, lateinische Verse zu schreiben, nicht zu schämen brauchte, werden wir gleich sehen. Waren Sprache und Rhythmus auch nicht grade so klassisch wie beim alten Lehrer, so waren die Worte doch leicht verständlich, selbst für denjenigen, der ciceronianisches Latein von Chinesisch nicht unterscheiden konnte.

Unser Dichter verfaßte für diese Universitätsfeier nicht weniger als fünf Gedichte, theils in hochdeutscher, theils in plattdeutscher Sprache und eines sogar — wie schon angedeutet — in der des alten Latiums. Es mögen die Lieder, die nicht wenig zur Hebung der Feststimmung beigetragen haben, hier zum Abdruck kommen.

Digitized by Google

Alma mater.

(Zur Einweihung des neuen Univerſitätsgebäudes).

Du Olſch' mit Din latinſchen Nam,
Wenn ick ock man op Plattdüſch kam
Un in unſ' ole Moderſprak
Vundag min lütten Glückwunſch mak,
Nehm mi't nich krumm, — Din Hart verſteiht't,
Süh, Landeskinner ſünd wi beid'.

Ne, wat en Pracht un'n Staat mit Di!
Un wat för'n bunte Püttjerie!
Un wat för'n Sprüch för't Publikum
Dar baben um de Halskrüſ' rum!
Un wat för'n Architektenſtöhl!
Du keemſt wul ut de Jungfernmöhl?!

Wa ſteihſt Du nu ſo leevlich dar!
Nargus ſtundſt Du beter, dat is wahr!
To beide Sidn de hogen Böm, —
Un vör de Döhr en Hoff mit Blöm, —
Un dat nix feilt, — to linker Hand
De Utſicht na de Waterkant. —

Un dochen weern dar Welk', de wulln,
Dat wi mit Di na achtern ſchulln
Na'n hortus stinkmorasticus
Bi'n groten slickadorius, — —
Dat Letzte ſä ick op Latin,
Op Plattdütſch kann ick't nich ſo fien.

Weer dat en Platz för ſo en Dam? —
Gott Loff un Dank, dat't anners kam!
Un dat vundag vun alle Sidn
De Lüd all kemn, Di intowiehn!
Vun Nord un Süd, vun Oſt un Weſt,
Hurah! hurah! wa ward't en Feſt!

Ja, wat en Feſt! — doch feilt dar Een,
Wa geern harrn wi em hier mit ſehn!
Ick meen unſ' leev Herr Kronprinz Fritz!
Wi harrn unſ' dar ſo lang op ſpitzt
Un hebbt ja ut ſin egen Hand
Den ſmucken Seidel noch as Pand. — —

Na, wur ock ditmal nix darut,
He makt dat wul mal wedder gut.
En Kronprinz hett nich jümmers Tid,
Wenn wi mal kneipt bi Kriſchan Wriedt; —
Nu ſnitt Di Docter Falk de Cour, —
Un Excellenz is ock keen Bur!

Digitized by Google

Du warrſt Din Dank nich ſchuldig blibn
Un em en Salamander ribn!
Süh, wat en Salamander is,
Dat weet Herr Excellenz gewiß, —
Den Ehr gebührt, — de Ehrngebühr! —
He ſteiht ja all ſo lang in't Für! —

Wenn't hier ock brennt un dar ock brennt, —
Dat Für dat is ſin Element! —
Un ſchreegn ſe Holland gar in Noth,
Wat gelt? — ſe ſmort em doch nich dot!
Un wenn ſe Höll un Dennwel harrn,
Erlenz de ward ſe doch wat narrn!

Un Du? — — Du brukſt Di nich to ſchamn, —
Weerſt du't nich werth, — he weer nich kamn!
So hochverehrt un allbekannt
In Sleswig-Holſteen ſtammverwandt!
Is Keen as Du, — dat's eenmal wiß,
Wa jung Du wurſt, — wa old Du büſt!

Du tüggſt uns unſe Beſten grot,
Du nährſt de Kraft un hegſt den Moth!
Du ſtrevſt na Allns, wat hehr un echt,
Na Wahrheit, Frieheit Licht un Recht!
Wakeen kunn mehr un Bet'res dohn
För Vaderland un Kaiſerthron?!

Wo harr en Junfer, wo en Fru
Ock ſo vel Herrn an'n Band, as Du?
Süh, Di umſwarmt un na Di rennt
De Herr Profeſſer un Student, —
Un Preeſter, Docter un Affat
Du heſt ſe ja noch all an'n Draht!

Segg ſülbn, weer't ſunſt ſo vull in Kiel? —
Nu wull ick man, ol' Vadder Biel
De harr den Dag noch mit belevt,
Wo wi dat nie Kleed Di gevt! —
Ol Vadder Biel liegt in de Ehr, — —
Wa Vel' drapt wul ehr Fründn nich mehr!

De Stundn de lopt, — de Klock de ſleiht, —
Dar geiht Een rum un meiht un meiht, —
Un wat dar riep, — dat ſnitt he af, —
Un hier en Graff un dar en Graff, —
Ja, wat dar riep, — wakeen kann't ſeggn? —
Wat ſlapen ſchall, dat mutt ſick leggn.

Digitized by Google

Na, mak man nich ſon ſur Geſich,
Di trurig maken wull ick nich, —
Dar keem ick halvwegs meiſt in't Tweern,
Un will Di doch man gratuleern,
Vel Glück un Heil! — her mit de Hand!
To'n Segen för unſ' Vaderland!

Alma mater.

(Zur Einweihung des neuen Univerſitätsgebäudes).

O, daß die Blumen ſchon vergangen,
Nun Du erblühſt in neuem Glanz!
Dir ſollten heut' zu Füßen prangen
Ringsum gebettet Kranz an Kranz!
Wie ſchön Du biſt! — und dieſer Hülle
Kommt Unermeſſ'nes noch hinzu! —
Verklärt Dich erſt des Geiſtes Fülle,
Des herrlichen, — wie ſchön biſt Du!

Sieh', was dem Auge giebt das Leben,
Iſt doch allein des Geiſtes Kraft!
Und was die Menſchheit mag erſtreben,
Verdankt ſie nur der Wiſſenſchaft!
Uns leuchtet zu dem Stein der Weiſen
Hier keiner andern Sonne Strahl!
Sie müſſen auch die Künſtler preiſen
Im Ringen nach dem Ideal!

Hienieden Kampf! — Du, ſtark zum Streiten,
Hoch halt' den Schild und hoch das Schwert!
O, zeige Dich zu allen Zeiten
Der Macht, die Dir verliehen, werth!
Hinaus, hinaus aus Finſterniſſen
Und in den Staub mit allem Gleis!
Kein wirklich Leben ohne Wiſſen
Und ohne Kampf kein Siegespreis!

Und denkſt Du heut' der ernſten Jahre,
Der vielen, die Du mit erlebt,
Dem Volk voran! — Das iſt das Wahre,
Wonach Du immerdar geſtrebt!
Als edles Zweiglein einſt geprieſen,
Da Du für uns erſtanden biſt,
Längſt haſt Du Dich als das erwieſen,
Was doch am Baum das Schönſte iſt!

Digitized by Google

Und heute zu der neuen Weihe,
Wer hätte nicht ein Segenswort?!
O, grüne, blühe und gedeihe
Zum Heil des Landes fort und fort!
Dem Kaiser und dem deutschen Reiche
Sei Du mit stolzer Freudigkeit
Von Schleswig-Holsteins Doppeleiche
Die Krone! sei es allezeit!

An dat ole Hus.

(Zum Abschied von dem alten Universitätsgebäude).

So lev denn wohl, Du ole Kath!
Mit Di makt nu keen Mensch mehr Staat!
Wat schüllt wi mit den olen Krempel?
Wie hebbt ja nu den nien Tempel.

Dat is ja eenmal so in'n Lebn:
De Oln ward von de Jungn verdrebn,
Un vun de nie'n de olen Saken,
Dar lett sick nix bi dohn un maken.

Se jung un schön, — Du old und stief, —
Se 'n lütte Deern, — Du 'n oles Wiev, —
Se drall, — un Du mit slappe Titten, —
Wi gaht mit ehr — un lat Di sitten.

Un dochen, meen ick, weer dat schad,
Kreegst Du nich ock so'n lütt' Kantat',
So ähnlich, as Din smucke Süster,
Du arme, ole Aschenpüster!

Se kiekt doch man eerst in de Welt, —
Du büst all een, de Hunnert tellt,
Un wenn ock sunst keen Gründn nich weeren,
Di mutt man all wegn 't Öller ehren.

Süh, wat hest Du nich Allns belevt,
Wenn Din Gedanken rüggwarts swevt,
In so en Tid vun hunnert Jahren
Wat muß sik dar nich Allens klaren!

Sunst gung dat man in'n Schritt un Drav,
Nu geih't per Damp un Telegraph, —
Sunst harrn dat Regiment de Papen, —
Un nu regeert de Wetenschapen! —

Digitized by Google

Ja, nix as Wunner ſünd paſſeert,
De Tid, de hett de Welt umkehrt,
Un dat wi mit to Dütſchland kamen,
Du heſt dar redlich Deel an nahmen!

En wahren Segen för dat Land
Keem alltid ut Din Moderhand,
Man markt un ſpört em allerwegen,
Dat is de alma mater-Segen!

Wa Vel' heſt Du nich nährt un tagn,
Uns bitoſtahn in alle Lagn,
An Preeſters, Dokters un Affkaten
Un hochgelehrte Magiſtraten!?

Full Een un anner ock mal dör',
Du harrſt keen Schuld, — kunnſt Du daför? —
Ick ſchull doch meen: en ſlecht Examen
Dat kann ja man vun 't Bummeln kamen!

Wa Vel' heſt Du nich mores lehrt,
Dat ſe de leges ſtill ſtudeert
Dar baben achter 't ſchwedſche Iſen!? — — —
So'n Moderleevd, de mutt man prieſen!

Du dehſt din Plicht, — as Een, ſo tru!
Sülbn affett, günnſt Di noch keen Ruh
Un lettſt Di ton Muſeum maken
För ole Pütt un Iſenſaken. —

Förwahr! verdeent dar Een en Leed,
Du büſt't — un koſt dat ock min Sweet,
Ick kunn Di dat nich ſchuldig blieben
Un muß Di een to'n Affſcheed ſchrieben!

Un wur dat ock en beten lank,
Un leep ock Allerlei darmank,
Nehm't fründlich an, ſo as ick't ſnatert
Un di dat to de Fier kantatert!

Ad hospitem.

(Ein Katerlied nach der Feier).

(1876, Oktober 24 u. 25).

Nun, wie geht's Dir? — gleich nach verrauſchtem Feſte,
Sei's erlaubt mir, theuerſter aller Gäſte,
Eh' des Abſchied's ſchmerzliche Stund' geſchlagen,
So Dich zu fragen.

Digitized by Google

Wie mir ſcheint nicht optime, — grauer Aſche
Gleicht Dein Antlitz, — nahe der Waſſerflaſche
Hockſt Du wortkarg, — Liebſter, um Gottes willen
Meide die Grillen!

Quält Dich Heimweh? — weilſt Du bei Muttern ferne
In Gedanken? — ihr, die nicht allzu gerne
Ließ nach Kiel Dich zieh'n, einſt den flotten, Loſen
Und Burſchikoſen? —

Iſt's die Sehnſucht nach den geliebten Kleinen,
Welche drückt Dich? — Keiner verläßt die Seinen
Ohne Furcht, ſie könnt', bis er kehrt, derweilen
Schlimmes ereilen.

Oder ſinnſt Du, welcherlei Angedenken
Du Jedwedem möchteſt von ihnen ſchenken,
Wenn Du heimkehrſt und den Papa mit Küſſen
Alle begrüßen?

Schwerlich! ſchwerlich! — wäreſt nicht ſo verdroſſen
Und griesgrämlich, freundlichem Wort verſchloſſen!
Ha, ich hab's! o, trotz ihm und halt Dich ſtrammer!
Das iſt der Jammer!

Er, der Menſchheit ſchrecklichſter Attentater!
Nach der Kneipnacht leiſe beſchleicht der Kater
Die gerieben klappernden Salamander
All miteinander.

O, des Jammers! — aber Du ſei gerüſtet
Zu bekämpfen, welchen nach Dir gelüſtet,
Rücke muthig nun mit probatem Mittel
Ihm auf den Kittel!

Iſt Dir übel, ſchlürfe, Gambrin zum Hohne,
Doppelt ſtark das ſchwärzliche Naß der Bohne,
Oder ſpürſt Du fröſtelndes Gliederzittern,
Thee trink', den bittern!

Grimmt's im Bauch Dir, und, mit Reſpekt zu ſagen,
Knurrt und murrt es, — Etliches biet' dem Magen,
Frommt ihm nicht mehr ſaftigen Beefſteak's Nahrung,
Frommt noch der Harung!

Thut's auch der nicht, ſei des Verſuch's befliſſen,
Ihm zum Trotz, eh' ganz er Dich hingeriſſen,
Nimm' 'was andres, — ſpieß' auf die blanke Furke
Salzige Gurke!

Digitized by Google

Hilft auch die nicht, — fort mit dem grünen Knollen!
Mehr der Mittel giebt es, — dem Jammervollen
Gar nicht selten halfen mit einem Male
Saure Aale.

Auf die Aale, daß sie das Schwänzchen rühren,
Etwas Feuchtes! — Laß Dich zum Schnaps verführen!
Und so nahen endlich die drei famosen
Spiritnosen:

Hilft kein Lütjenburger Dir mehr, Duckmäuser;
Thut's vielleicht rechtzeitig noch ein Nordhäuser,
Macht vielleicht ein doppelter Bommerlunder
Wieder Dich munter.

Prosit, Bruder! — Was Du um ihretwillen
Nun erleidest, sollt' sie es Dir nicht stillen?
O, Du, hilf ihm! — hilf ihm, o, alma mater,
Sanft durch den Kater!

Diese Gedichte fanden vielen Beifall, namentlich das letztere, das ja auch ein wahres Cabinetstück von köstlichem, übersprudelndem Humor und feinsinniger Naivetät ist. Ein jeder wollte es besitzen und mit nach Hause bringen, und die Nachfrage darnach bei der Expedition der Zeitung, die es gebracht hatte, war so groß, daß kurz nach der Veröffentlichung alle Nummern vergriffen waren. „Ad hospitem" ging in andere Blätter über, und später erhielten es alle Festtheilnehmer in der von Dr. Friedr. Volbehr geschriebenen Broschüre: „Die Einweihungsfeier des neuen Universitätsgebäudes in Kiel." Auch in Bezug auf die Form dürfte das Poem ein Unicum sein. Bietet die Sapphische Strophe an sich schon dem Dichter viele Schwierigkeiten: mit Reim wie hier, ist ihre Handhabung noch einmal so schwer; unser Dichter scheint sich aus purem Uebermuth daran gewagt zu haben, und die Ueberwindung aller Schwierigkeiten dabei muß ihm eine Spielerei gewesen sein: so leicht und flott fließen die Verse dahin. Für andere seiner Gelegenheitsgedichte, die wir auch in unserem Buche in einigen Proben wiedersehen werden, wählte er die alcäische Strophe, und auch dieser gab er den Reim. Es mag das ein poetisch-technisches Experiment der schwierigsten Art sein; aber auch hiermit wurde unser Verskünstler — dies Wort im besten Sinne des Wortes gebraucht — leicht fertig.

Digitized by Google

In der erwähnten Schrift des Dr. Volbehr finden wir auch Johann Meyer's lateinisches Gedicht. Der Name des Verfassers steht nicht darunter, wie unter keinem der anderen seiner Lieder zur Verherrlichung dieser Universitätsfeier; es ist vielmehr von dem bekannten Besitzer einer von Studenten und auch von unserem Dichter oft besuchten Wirthschaft in der Schumacherstraße unterzeichnet. Dr. Volbehr sagt bei der Wiedergabe, daß es ihm nicht gelungen sei, den Verfasser zu ermitteln; lebte der alte Freund noch, er würde sich nicht wenig wundern, wenn ich ihm hier erzählte, daß das Gedicht von seinem amicissimus Johann Meyer herrührt. Dessen neulateinische Muse sang also:

Ad capita muscosa et omnes festi socios.

Salvete, viri omnis facultatis,
Qui huc venistis ad jubilaeum,
Et a mea domo notiam sumatis,
Ubi gastronomicae artis museum
Est vinum in optimis sortibus
Pro doctae reipublicae cohortibus,
Cerevisia Kiliensis
Et, si mavultis, Erlangensis,
Utraque in copiis immensis!
Hummeros offero et caviaria,
Austros, pulcherrima exemplaria,
Beefstickii copiam excellentis
Cum et sine impedimentis
Et anseres bene paratas
Et anates delicatas,
Sprottos optimos subter solem,
Caseorum totam molem,
Wurstulas quoque Viennenses
Leberas etiam Strassburgienses
Cetera denique, quae delectant
Eos, qui quid boni amant
Audite, favete, docti, sodales,
Edite, bibite, collegiales!

Fr. Heuer jun., Gastronomicus,
edendi et bibendi artis utriusque Doctor,
via sutorum No. III.

Digitized by Google

Bei Gelegenheit dieser Einweihungsfeierlichkeit wurden auch einige Ehrendoktoren creirt, aber merkwürdigerweise kein schleswig-holsteinischer Dichter, und doch gab es darunter einen Theodor Storm, einen Wilhelm Jensen, einen Heinrich Zeise, einen Klaus Groth und einen Johann Meyer. Die Herren Gelehrten der Kieler alma mater schienen die Söhne Apolls nicht „auf Rechnung" zu haben. Ob ihr poetisches Empfinden durch die bittere Pille, die ihnen Wilhelm Jensen in der „Gegenwart" zu schlucken gab, eine kräftigere Belebung erfahren hat? — Unser Dichter ließ sich seinen Humor nicht schmälern und seine gute Laune nicht verkümmern; im Gegentheil von Jahr zu Jahr wuchs seine Freude am Schaffen und Gestalten.

Von der großen Menge plattdeutscher und hochdeutscher Gedichte, die um jene Zeit oder etwas später entstanden sind, erwähne ich nur: „Unsen olen Herrn to sin' Geburtsdag", „An dat hoge Paar", „Dem Könige und der Königin von Schweden bei ihrer Durchreise durch Kiel", „Hans Christian Andersen", ein Gedicht auf dessen Tod, „An unsen Werthschapsfreund", ein Gedicht zur silbernen Hochzeit Dr. Ludwig Meyn's, „Einer fern Entschlafenen", auf den Tod der Baronin von Scheel-Plessen, „Als Herwegh gestorben war", „An Mirza Schaffy", zur Anwesenheit Friedrich Bodenstedt's in Kiel, „An Heinrich Zeise", zu dessen silbernen Hochzeit, „An Ann-Marik Schulten", die Dichterin Alwine Wuthenow in Greifswald, „Ton Willkam", zur Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin in Kiel, „To'n Geburtsdag", dem Fürsten Bismarck gewidmet, „An de Herrn Persepters", zur 12. allgemeinen schleswig-holsteinischen Lehrerversammlung in Kiel, „To't Musikfest", zum Provinzialmusikfest in Kiel, „Unserm theuren Todten", Professor Bartels an seinem Beerdigungstage, „Dr. „Ludwig Meyn", am Tage seiner Beerdigung, und „Anna Schröder". Von all diesen Dichtungen möge diejenige eine Stelle hier finden, die Johann Meyer auf den Tod des beliebten Wirthschaftsfreundes in den „Itzehoer Nachrichten" veröffentlichte.

Dr. Ludwig Meyn.

(Am Tage seiner Beerdigung).

Heut' soll ich singen, wo ich möchte klagen
Mit finst'rem Groll, warum uns das bescheert?!
Wie der, den heut' wir still von dannen tragen,
Ward kaum ein andrer je geschätzt, verehrt!

Digitized by Google

In diesem Manne hat ein Herz geschlagen,
Das eines ganzen Landes Liebe werth!
So Theuren mehr hat Schleswig-Holstein keinen!
Der Zweite fehlt, — wir hatten nur den Einen!

Den Einen! – Oder wäre das vermessen
Zu sagen? — doch! ich sag' es ungescheut!
Wer hätte nicht von seinem Brot gegessen
Der Wissenschaft und sich daran gefreut?!
Wer hätte nicht zu Füßen ihm gesessen,
Wenn er der Weisheit Samenkorn gestreut?!
Wir können's nicht, — Gott wird es ihm vergelten!
So liebe, treue Lehrer giebt es selten!

Und selten einen Mann wohl, der den Schaaren
Der Wahrheitskämpfer bot so treue Hand!
Wie mancher Gleißner mußte das erfahren,
Wenn er im Strauß ihm kühn das Schwert entwand!
Das haben wir gesehn in all den Jahren,
Wo für die Wahrheit er auf Posten stand'
Ein Ritter war er ohne Furcht und Tadel!
Und ganz ein Mann vom höchsten Seelenadel!

Und ganz ein Kind vor Gott in allen Stücken!
Wo immer er durchforschte die Natur,
Es zeigten ihre Räthsel seinen Blicken
In jedem Halme des Allmächt'gen Spur!
Und Seinen Namen hat er mit Entzücken
Gepriesen, wo er's konnte, immer nur,
Und hat, wie seine Liebe das bezeuget,
In Demuth stets die Knie vor ihm gebeuget.

Und sei auch das gepriesen hier, er konnte
Nicht mehr sich freuen als am Ideal!
Wenn sich sein Herz im Glanz der Schönheit sonnte,
Wie flammte seines treuen Auges Strahl!
Sie war der Blumengarten ihm, der bunte,
In welchem sich verlor unzähl'ge Mal
Sein edles Herz, wenn von der Arbeit müde
Die Kunst es labte und ihr süßer Friede!

Und nun dahin?! — Ich kann es noch nicht fassen,
Was Tausende so schwer das Herz bedrückt!
Und doch, — was lieb man hat, man muß es lassen,
Wie hoch uns sein Besitzthum auch entzückt!
Den schönsten Kranz nun Deinem Haupt, dem blassen,
Der je für einen Todten ward gepflückt! —
Dein Staub mag ruh'n im Schatten der Cypressen,
Was Du uns warst, das bleibt uns unvergessen! -- —

Digitized by Google

Eine hübsche Episode in dem Leben unseres Dichters fällt in das Jahr 1877. Sie betrifft in der Hauptsache den sehr productiven und in den beiden Idiomen des Hoch- und Plattdeutschen gleich schaffensfrohen schleswig-holsteinischen Volksdichter Franz Bockel. Damals, wo das in Frage stehende Ereigniß spielte, war er schon ein alter Mann, da er 1798 geboren wurde. Lange vor Sophie Detlef's Zeiten erfreute sich Bockel, besonders wegen seiner durchgehends sehr humoristischen Gelegenheitsgedichte, einer nicht geringen Werthschätzung im großen Publicum. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, war aber stets ein braver und rechtschaffener Mann geblieben. Der Vater war Schiffsschmied in Klostersande bei Elmshorn, und diesen Beruf hatte sich auch der Sohn gewählt. Als wandernder Handwerksbursche war er weit umhergekommen und einmal sogar von Berlin bis nach St. Petersburg gewandert; von dort wurde er in seinem Wanderbuche als „Vagabund," wie die lex dura besagt, nach der Heimath zurückvisirt. Dann arbeitete er zwölf Jahre als Schmiedemeister und war dann in fröhlichem Wechsel bald Tabackfabricant, bald Seifensieder, bald Gastwirth, bald Buchhändler, bald Schriftsteller. Als solcher hatte er auch schon einmal ein Unterhaltungsblatt herausgegeben. Im Laufe seiner publicistischen Thätigkeit wurde er fleißiger Mitarbeiter des „Itzehoer Wochenblattes" sowie anderer Tagesblätter. Auch selbstständige Werke gab er heraus, so „das Lied vom Schiffe," eine nicht üble Nachahmung des Schiller'schen Liedes von der Glocke, „Der Mensch," ein philosophisch-didaktisches Gedicht, „Der Schornsteinfeger", ein Charakterbild aus dem Leben, „Das Mißverständniß," eine historisch-romantische Novelle, „Instippen," eine plattdeutsche Erzählung, und verschiedene Sammlungen von Gedichten, darunter auch eine, die für die Schule bestimmt war. Durch Verwendung des Grafen Conrad zu Rantzau-Breitenburg verlieh ihm der König Christian VIII. für das Lied vom Schiffe die Krönungsmedaille. Es hatte aber dem Poeten trotz allen Fleißes und aller Mühe — war er doch ausschließlich Autodidakt — nicht glücken wollen, auf einen grünen Zweig zu kommen, und so mußte er sich zuletzt, von der bittersten Noth dazu gedrängt, in den Schutz und die Obhut einer Armenverwaltung begeben; als 80jähriger Greis fand er Obhut in dem Armenhause zu Nortorf.

Als die Kunde hiervon durch die Blätter ging und so auch

Digitized by Google

Johann Meyer zu Ohren kam, faßte er den Entschluß, alles Mögliche zu versuchen, damit dem armen alten Dichter Hülfe werde. Und wie er dies zu Stande brachte und was dann weiter geschah, das hat uns sein Freund, der Dichter Wilhelm Röseler, der damals in Neumünster wohnte und das alles mit erlebte, in fesselnder Weise im „Holsteinischen Courier" und im „Berliner Fremdenblatt" erzählt. Es sei ihm dies im Nachfolgenden auszugsweise und fast überall mit seinen eigenen Worten nacherzählt.

Bockel aus dem Armenhause zu entfernen, war menschlich, war selbstverständlich. Der Dichter Johann Meyer unterzog sich dieser Aufgabe mit dem besten Erfolge. Ohne Vorwissen Bockel's und seiner Angehörigen und Verwandten setzte er ein Gesuch für ihn auf, das nur von einflußreichen Persönlichkeiten in Schleswig-Holstein unterzeichnet wurde. Dieses Gesuch gelangte an die Schillerstiftung in Dresden, und die beigelegten Dichtungen des greisen Mannes fanden Gnade vor den Augen des Vorstandes dieser segenspendenden Stiftung. Bockel wurde die erbetene Unterstützung bewilligt. Voll aufrichtiger Freude über diese frohe Botschaft eilte nun Johann Meyer mit dem nächsten Bahnzuge zu Röseler; und in Begleitung zweier Bekannten, begaben sich die beiden Herren an einem Juli-Vormittage des Jahres 1877 nach Nortorf.

Hier verlebten sie einen Tag, der ihnen unvergeßlich geblieben ist.

Nachdem sie sich bei einem Verwandten des Dichters, dem Bahnhofsvorsteher Bockel, und dem Kirchspielvorsteher Bielenberg gemeldet und beide in ihr Vertrauen gezogen hatten, gingen sie nach dem Armenhause. Dieses, eines der stattlichsten Gebäude Nortorfs, lag für sich am nördlichen Ende des Ortes an der Eisenbahn. Es gewährte einen günstigen, äußerlich und innerlich durchaus nicht demüthigenden Eindruck und erinnerte in seiner ganzen Einrichtung an die frommen Stiftungen der größeren Städte. Die Zimmer waren luftig und sauber, die Behandlung der Insassen war mild und die Hausordnung angemessen. Und dennoch, dennoch! — —

Herr Bockel stände gleich zu Diensten, wurde dem Besuch gesagt. — Dieser durchwanderte noch die oberen Räume des Hauses, besichtigte das Zimmer der Druckerei, in dem die orthodoxe „Neue Zeitung" herauskam, und ging dann wieder nach unten. Bald

Digitized by Google

öffnete sich eine Thür — und Bockel trat ein, eine lange, schmächtige, ausgedörrte Gestalt, gebückt und belastet von der Fülle der Jahre, das Haar lang und linnenweiß und idealistisch über die durchfurchte hohe Stirn zurückgestrichen. Seine Züge waren scharf und eckig. Das große, blaue, nun triefende Auge mag einst scharf auf die Welt und ihr Treiben geblickt haben; etwas Außergewöhnliches sprach aus ihm, und der Psychologe von Fach würde sich in ihm nicht getäuscht haben. Trotzdem war die unscheinbare, niedergebeugte Gestalt noch in voller Rüstigkeit und der nun einmal selbst bei hohem Alter nicht umzubringende Geist noch frisch und lebendig; auch der Humor, den Bockel so oft, namentlich in seinen plattdeutschen Versen documentirte, war noch nicht verschwunden — volles, rasch pulsirendes Leben in einer Ruine! —

Bockel freute sich sichtlich über den Besuch, der ihn vollkommen überraschte. Die Herren luden ihn ein, mit ihnen zu Mittag zu speisen; und obgleich er nicht gern von seinen Gewohnheiten abging und ihm die Eigenarten des Greisenalters nicht erspart geblieben waren, sagte er doch zu. Man begab sich langsamen Schrittes in das Hotel.

Bockel war natürlich der Mittelpunkt der Unterhaltung; er gedachte früherer Tage, der Jugendzeit, seines Ringens und Kämpfens ums Dasein, trüber Stunden und heiterer Episoden, die er mit vieler Resignation zum Besten gab, mit der Ruhe eines Mannes, der nicht viel mehr erleben kann als den Abschied von dieser Welt. Diese Rückerinnerungen setzten sich auch über Tisch fort; hier erzählte er von seiner Fußreise nach St. Petersburg, daß er ein ganzes Jahr über die Formvollendung der Verse nachgegrübelt und durch eifriges Studium von Klopstock's Messias seine Kenntnisse in der deutschen Sprache bereichert habe. Andrerseits wurden die Lücken seines Gedächtnisses nach Tisch durch Wiederauffrischung seiner humoristischen Zeitungspolemik mit der nun vergessenen Dichterin Henriette Freese ausgefüllt. Die Schilderung dieses Kampfes des Realisten Bockel mit dem hyperidealistischen Blaustrumpf ließ der Heiterkeit die Zügel schießen, und der alte Dichter und die jungen Genossen lachten aus vollem Halse.

Auf einem Gang durch den Hotelgarten wurde Bockel noch redseliger, da berichtete er von seinen naturwissenschaftlichen Studien, die er mit Vorliebe getrieben hatte; eine jede Pflanze seiner Heimath

Digitized by Google

kannte er und ihre Stellung im Linné'schen System. „Da traf ich einst", so erzählte er, „auf einem Feldwege einen bebrillten Herrn, einen mir unbekannten homo doctus; der schloß sich mir an, und wir plauderten über dies und das. Er wäre ein Pharmaceut, sagte er; ich freute mich darüber und schlug bald darauf, um ihn auf die Probe zu stellen, mit meinem Spazierstock eine Pflanze ab. Was ist das für eine Pflanze? — Die kannte er nicht. Nun, dann sind Sie auch kein Apotheker; das ist ja das „Tausendgüldenkraut".

Unter freiem Himmel wurde der Kaffee eingenommen; die Unterhaltung aber wurde nun einsilbiger. Jeder der besuchenden Herren hatte das Gefühl, den Schleier von dem Geheimniß, das bleischwer auf ihnen lastete, zurückzuheben. Wiederholte Anfragen, ob denn der Greis nicht einmal diesen Ort zu verlassen gedenke, wurde mit Kopfschütteln abgelehnt. Inzwischen trat Regen ein, und man war genöthigt, in den anliegenden Pavillon zu flüchten. Hier Fortsetzung der langsam fortschreitenden Einleitung und Wiederholung der Anfragen. Es müsse doch für ihn ein niederdrückendes Gefühl sein, täglich in den Räumen dieses Hauses zu leben; ob er sich denn nicht hinaussehne in die Freiheit?

„Nein!" —

Das klang scharf, fast schneidend.

Man drang fester in ihn; er dürfe hier nicht länger bleiben; der Aufenthalt in diesem Asyl sei für ihn entwürdigend; es würden sich vielleicht noch Freunde finden, heute oder morgen oder später, die ihm dringend eine Veränderung zu seinen Gunsten wünschten und sich für ihn verwendeten.

Bockel erwiederte: „Lassen Sie mich hier bleiben, hier will ich sterben". —

Es entstand eine Pause. Dann bewies er uns, er genieße daselbst eine zuvorkommende Behandlung und habe so viel freie Zeit, Kindern Unterricht in der deutschen Sprache geben und dichten zu können, mehr verlange er nicht.

Aber wenn nun auswärtige Freunde seiner Muse, in Dresden und Berlin, ihn aus seiner eingekerkerten, trübseligen Freiheit fortwünschten, ihn daraus erlösen wollten, für ihn schon eine bestimmte Unterstützungssumme in petto hätten, — ob er dann bei seinem Eigensinn beharren und eben diese guten und wahren Freunde durch schroffes Abweisen kränken wolle, wurde weiter gefragt.

Digitized by Google

„Freunde!“ sagte er mit ungläubigem Lächeln. Vielleicht wollte er hinzufügen: es giebt keine; aber ahnungsvoll schien etwas in ihm aufzudämmern, über seine bleichen, abgehärmten Züge flog ein Lächeln, er blickte wie verklärt. —

Der Augenblick war gekommen.

Johann Meyer entfaltete das Schreiben aus Dresden und bat den Dichter, genau zuzuhören, er würde es ihm vorlesen. Die Blicke der anderen waren auf Bockel gerichtet. Wind und Regen legten sich, die Vögel hörten auf zu singen, die ganze Welt hielt den Odem an und schien den Worten zu lauschen:

Dresden, den 8. Juli 1877.

Ihrem Wunsche gemäß haben wir Ihr Gesuch für den Dichter Franz Bockel vom 7. Mai zur Kenntniß und Prüfung des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung gebracht und sind heute in der Lage, Ihnen Folgendes zu eröffnen. Mit Rücksicht auf das hohe Alter und die drückende Armuth des Empfohlenen ist der Verwaltungsrath nicht abgeneigt, auch diesem Unglücklichen die Segnungen der Stiftung angedeihen zu lassen. Leider erlaubt es die finanzielle Lage der letzteren nicht, Ihren Wünschen in vollem Umfange zu entsprechen. Die Verwilligung des Verwaltungsrathes erstreckt sich nur auf die Gewährung von 300 Mark jährlich für die Zeitdauer von 3 Jahren (1. Juli 1877 bis 30 Juni 1880).

Indem wir es nun zu unserm Leidwesen den Freunden und Landsleuten Franz Bockel's überlassen müssen, das Fehlende der gewünschten Summe für ihren Dichter selbst aufzubringen, möchten wir bei dieser Gelegenheit zugleich der Erwägung der Herren, welche jenes Gesuch unterzeichnet haben, anheim geben, ob sich nicht die Begründung einer Zweigschillerstiftung in Kiel ins Werk setzen ließe. Ist doch die Zeit noch in frischem Andenken, wo Ihr schönes Land so manchem Dichter ein gastliches Daheim bot, und fehlt in Schleswig-Holstein doch auch gewiß noch immer nicht ein lebendiges Interesse für die Segnungen der Poesie. Sollte diese unsere Anregung nicht auf einen unfruchtbaren Boden fallen, so sind wir gerne bereit, in weitere Correspondenz mit Ihnen zu treten.

Beiliegende Quittung, welche von Herrn Franz Bockel selbst

Digitized by Google

zu vollziehen ist, ermächtigt ihn, die erste halbjährige Rate der bewilligten Jahrespension sofort zu erheben.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichnet
Der Vorort der deutschen Schillerstiftung.
Ober-Appellationsgerichtsrath Klemm.
Zugleich im Auftrage des Vorsitzenden
Duboc. — —

Es war heraus, es war gelesen, das Geheimniß offenbart. Da sank der Dichter leicht zurück und war wie sprachlos. Niemand vermochte ein Wort zu sagen; und nun weinte der alte, ruhigheitere Mann, weinte heiße Thränen, die ihr Rinnsal fanden in den Furchen des alten guten Gesichtes. Er hörte nicht auf zu schluchzen, alle waren erschüttert.

Dann standen sie auf, entblößten das Haupt und wünschten ihm Glück.

Und er war so selig.

Es hätte sich kein Kind mehr freuen können über seine Weihnachtspuppe und keine junge Dame mehr über ein neues Kleid.

„Auf meine alten Tage, auf meine alten Tage noch eine solche schöne Stunde! Wer hätte das gedacht! O, nun kann ich ruhig sterben!" So flüsterte er leise vor sich hin. Die frohe Kunde war wie ein milder, erwärmender Frühlingssonnenstrahl in sein einsames, kummervolles Leben hineingefallen, Dank jener segensreichen Stiftung, die den Namen von Bockel's Lieblingsdichter führt. Gerade die ihm zugewiesene Summe hatte er sich oft gewünscht, seit langer Zeit; nun war dieser Wunsch in Erfüllung gegangen und sein Herz hatte einen Feiertag. Mit bebender Hand und in freudiger Erregung unterschrieb Franz Bockel die Quittung.

Das Bewußtsein, nicht mehr gethan zu haben, als einfache Menschenpflicht gebieterisch gefordert, hielt Johann Meyer, Röseler und die anderen Herren beim Abschied von dem alten Manne, der nun einer besseren Zeit, wenn auch recht spät, entgegensah, rege. So schieden sie von einem, der von der Welt verlassen und in den Winkel gestoßen war und den sie selbst für seinen Lebensabend wieder emporgehoben hatten, als die Noth am größten war — —

Soweit die Mittheilungen Röseler's.

Digitized by Google

Aus dem Armenhause zu Nortorf ist aber der greise Dichter trotzdem nicht gekommen; es war sein Wunsch und Wille, auch ferner dort zu verbleiben: nunmehr könne er ja auch hier für Bezahlung ein kleines trautes Stübchen bekommen und gegen entsprechendes Kostgeld eine bessere Beköstigung erhalten; dann seien der Ökonom und dessen Familie stets sehr freundlich und wohlwollend gegen ihn gewesen, so daß er die Ueberzeugung gewonnen habe, nirgendwo in der Welt werde er so gute Behandlung und Pflege finden wie gerade hier, und das gewähre ihm eine große Beruhigung, denn wie leicht könne einem so alten Manne etwas zustoßen. Mitbestimmend für diesen Entschluß wird wohl auch noch die Thatsache gewesen sein, daß er schwerlich anderswo in Nortorf eine Wohnung gefunden hätte, so frei und schön belegen wie gerade im Armenhause. Aus seiner kleinen Stube im ersten Stock mit schneeweißer Bretterdiele und schneeweiß getünchten Wänden übersah er weithin die üppigen Wiesen und Kornfelder; und ein grüner Wald mit sich daran lehnendem großem Dorfe waren seine gern gesehenen Nachbarn.

So verblieb also Franz Bockel im Armenhause; er aß mit dem Oekonomen und dessen Familie an demselben Tisch, hatte seine volle Freiheit, seine liebe kleine Stube, eine aufmerksame Aufwartung und sein bestimmtes Taschengeld, so daß er nun so recht nach seinem Geschmack und seinem Wohlgefallen leben und arbeiten konnte und sich außerordentlich glücklich und zufrieden fühlte.

Aber dieses Glück sollte nur von kurzem Bestande sein. Noch ehe es nöthig wurde, bei der Schillerstiftung um eine Verlängerung der Pension anzuhalten, zeigten sich bei Franz Bockel Spuren von Geistesstörung. Sie nahm rasch zu und artete bald in Wahnsinn aus. Er glaubte, daß man ihn verfolge und die Absicht habe ihn zu vergiften. Einer derartigen geistigen Erschütterung war sein altersschwacher Körper nicht mehr gewachsen; und so ging es denn rasch mit dem Armen zu Ende, Bockel starb im Mai 1879 in einem Alter von 81 Jahren.

Ein anderes Ereigniß, wozu auch ein Dichter die Veranlassung war, bereitete Johann Meyer in dem darauf folgenden Jahre eine große Freude. Diesmal war es — Emanuel Geibel, der weitaus bedeutendste seiner zeitgenössischen Brüder in Apoll. Er hatte sich schon damals — 65 Jahre alt — in der

Digitized by Google

von ihm so sehr geliebten Vaterstadt Lübeck dauernd niedergelassen und war nach Kiel gekommen, um hier gegen ein schweres Leiden, das ihn schon Jahre lang quälte, Hülfe zu suchen. Geibel wohnte in Kiel bei seinem Freunde und ehemaligen Schulgenossen aus der Lübecker Gymnasialzeit, Professor Litzmann, und machte von hieraus seine Spaziergänge in die Stadt und deren Umgebung.

Johann Meyer hat stets eine große Schwärmerei für den berühmten Dichter aus der alten Hansastadt gehabt und mir noch vor kurzem gestanden, daß er ihn für den größten aller deutschen Lyriker — Goethe nicht ausgenommen — halte. Schon seit vielen Jahren gehören zu der Lieblingslectüre unseres Freundes die Werke Geibels; immer wieder nimmt er sie zur Hand, um sich ihrer Schönheiten zu erfreuen. Auch ein Einfluß von dieser Seite auf seine eigenen dichterischen Schöpfungen ist nicht zu verkennen.

Kaum hatte nun Johann Meyer aus den Zeitungen erfahren, daß sein Lieblingsdichter nach Kiel gekommen sei, als auch schon das nachfolgende Gedicht entstand und im „Kieler Tageblatt" zur Veröffentlichung gelangte:

An Emanuel Geibel.
Bei seiner Anwesenheit in Kiel.
(Im März 1880).

Du hier? — doch müde, krank und matt,
Wen sollte das nicht herzlich dauern?!
Wie gern säh' uns're Musenstadt
Genesen Dich in ihren Mauern!

Der Sänger viel' im deutschen Reich
Erfreuen uns mit ihren Weisen,
Doch wer von allen wär' Dir gleich
Als Liederdichter wohl zu preisen?!

Zwar nennet Dich, wir wissen's lang,
Ein pöbelhaftes Neidgelichter
Ob Deiner Harfe süßem Klang
Mit frechem Spott den Backfischdichter. —

Beneidenswerth um diesen Fisch,
Womit Dich Mißgunst möchte kränken!
Denn wie die Jugend, ewig frisch,
Bleibt ihres Lieblings Angedenken!

Digitized by Google

Wie groß, wie edel und wie rein,
Wie schön und wahr und fromm und bieder
Muß eine Dichterseele sein,
Die spenden konnte solche Lieder!

Ich hab' gefragt mich manch einmal,
Wenn ich gefreut mich Deiner eben:
Weil seine Welt das Ideal,
Was kann ihm unsre Welt noch geben?

Muß einer Zeit, wo alles jagt
Dem Ird'schen nach, sein Herz nicht grollen?
Und stets hab' ich mir dann gesagt:
Er hätte früher leben sollen.

Ich mein', zu Weimars schönster Zeit
Hätt' wohl gepaßt der Stern im Norden, —
Und welch' ein Freund in Lust und Leid
Wärst unser'm Schiller Du geworden!

Sieh, so entzückt bin ich von Dir
Und freu' mich, Dir es kund zu geben,
Weil Du von allen Dichtern mir
Der liebste bist, die jetzt noch leben!

Ein paar Tage waren vergangen, und es kam ein Sonntag. Und am Nachmittage, wie es Sonntags oft geschah, wollten Johann Meyer und Frau und Kinder einen kleinen Spaziergang machen. Gattin und Töchter waren schon „fertig"; sie standen auf dem Hausflur und warteten auf den Gatten und Vater, der noch oben in seinem Zimmer beschäftigt war. Da kam ein ältlicher, etwas corpulenter Herr von mittlerer Größe, mit ziemlich stark ergrautem, langsträhnigem, etwas gelocktem Haar und einem starken Bart à la Henri quatre durch die Pforte. „Das ist Geibel!" riefen Mutter und Kinder, die ihn zufällig gewahrten, wie aus einem Munde; und „Geibel kommt!" ging der Ruf nach oben, nach dem Zimmer unseres Dichters hin.

Dann war Geibel auch schon bei ihnen, stellte sich vor und reichte den vor freudigem Erstaunen noch ganz Verdutzten freundlich die Hand. Nun kam auch Johann Meyer die Treppe herunter und begrüßte hocherfreut den so ganz unerwarteten und berühmten Gast. Und alsbald saßen sie beide in dem großen und schönen Arbeitszimmer vor einer Flasche Chateau de la rose und zwei

Digitized by Google

gefüllten Gläsern, Geibel in dem großen Lehnstuhl und unser Dichter ihm gegenüber, dem gefeierten Manne noch einmal und mit vollem Glase das herzlichste Willkommen bietend. Und dann wurde angestoßen und getrunken und dazwischen geplaudert, und Johann Meyer konnte sich nicht satt sehen an dem schönen, durchgeistigten Antlitze des trefflichen Mannes, und dieser zeigte sich so beredt, so liebenswürdig und bestrickend, daß der andere wie bezaubert von ihm wurde. Geibel, behaglich das Glas leerend, sagte, daß es ihm eigentlich streng verboten sei, Wein zu trinken, aber diesmal müsse er wieder einmal eine Ausnahme machen, und dann erzählte er, — ja, was erzählte er nicht alles! Unter anderem sprach er von seinem Aufenthalte in Paris, und wie die Franzosen es bei den Proben zu einer Première machten, wie der Director, der Dichter, alle Mitwirkenden und auch die Eingeladenen während der Zwischenacte und Pausen gegenseitig ihre Ansichten über das Stück austauschten, wie der eine dies und der andere jenes daran ändern und bessern wolle und wie bei solcher Berathung zuletzt der Wortlaut der Novität zu deren großem Vortheile für die erste Aufführung endgültig festgestellt werde.

Während so die Unterhaltung keinen Augenblick stockte, flohen die Minuten gar schnell dahin. Eine Stunde war bereits verstrichen — und die Flasche leer. Mit vielem Bedauern verabschiedete sich Geibel, weil man daheim beim Freunde seiner warte, und er bat den Kieler Dichter, ihn doch auch einmal in Lübeck zu besuchen. Dann drückte er ihm mit einem Gruß an Frau und Kinder warm die Hand und ging raschen Schrittes wieder von dannen.

Wenn nun Johann Meyer auch nach dieser Zeit des öfteren nach Lübeck kam, so wagte er es doch nicht, der freundlichen Einladung des großen Dichters Folge zu leisten, da er ja wußte, daß sich dessen Befinden immer mehr verschlechtert hatte, und somit zu befürchten war, es könnte dem kranken Dichter ein Besuch nur lästig fallen, wenn nicht gar schaden.

Vier Jahre nach dem Zusammentreffen der beiden Poeten schied Geibel aus dem Leben; am 6. April 1884 that er den letzten Athemzug. Der Tod kam ihm — wie sein Biograph Karl Theodor Gaedertz schrieb — als erlösender Freund, sanft und schmerzlos; und wer die sterbliche Hülle, umstrahlt von himmlischer Verklärung,

Digitized by Google

scheinbar verjüngt, in Hoheit und Frieden ruhen sah, konnte nicht klagen.

Johann Meyer verehrte dem Lübecker Collegen seine sämmtlichen Gedichte — die hochdeutschen und plattdeutschen, den plattdeutschen Hebel und die Sinnsprüche — mit einer Widmung, in der er seiner hohen Verehrung des Geibel'schen Genius beredten Ausdruck gab, und Geibel wiederum sandte ihm nacheinander seine „Gedichte, dritte Periode", die „Gedichte und Gedenkblätter" und die „Spätherbstblätter", nachdem er ein jedes dieser Bändchen mit einer eigenhändig geschriebenen, herzlichen Widmung versehen hatte. Auch einen lieben Brief voll ehrender Anerkennung schickte er unserem Dichter, der diese Berührung mit dem so reich begabten, gottbegnadeten hanseatischen Sänger zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens zählt.

Das sind Erinnerungen, die ewig jung bleiben, mag auch der Jüngling zum Manne und der Mann zum Greise geworden sein; aber es giebt auch Erinnerungen an Erlebnisse, die, wenn sie auch schon längst gewesen sind, doch niemals gänzlich dem Gedächtnisse entschwinden, weil sie der Bitterkeit gar zu viel enthielten. Und wechselvoll ist nun einmal das Menschenleben; Freud' und Leid, Angenehmes und Unangenehmes reichen sich die Hand, als gehörten sie als Sprößlinge desselben Menschengeschickes ständig zusammen. Sagt doch auch das „lütt Waisenkind" in Meyer's lieblichem Volksstück:

Nicht immer schient de Sunn un blaut de Heben, —
Un vun Bestand is nix op düsse Eer;
Allns wesselt af un ännert sick in'n Leben; —
Dat weer ock nümmer gut, wenn't anners weer.
Ahn' Unglück giff't keen Glück, — dartwischen steiht
Dat Schicksal, dat för beides sorgen deit.

Das sollte nun auch unser Freund im nächsten Jahre — 1881 — einmal wieder zur Genüge erfahren. Und wenn ich von diesem seinem Mißgeschick hier erzähle, dann darf ich wohl hoffen, daß er es mir als seinem gewissenhaften Biographen, der eben alles aufzeichnen muß, was das Leben seines Helden an wichtigen Ereignissen mit sich gebracht hat, nicht übel vermerken wird. Und es war nicht einmal ein gewöhnliches kleines Malheur, sondern mit das Unangenehmste, was einem Jünger Apolls passiren

Digitized by Google

kann, — — ein veritabler Durchfall eines Stückes oder, richtiger gesagt, ein glänzender Reinfall. Das kam so: Johann Meyer hatte ein neues Stück verfaßt und ihm den vielversprechenden Titel „Sangesbrüder" gegeben. Es war eine Posse in fünf Acten mit Musik und Tanz; die Musik rührte von Claudius Serpenthien her. Vortreffliche Dilettanten eines Kieler Vereins hatten das Stück nach sorgfältiger Einstudirung und Inscenirung unter Mithülfe des Verfassers erst unlängst aufgeführt und damit einen durchschlagenden Erfolg errungen. So übergab denn Johann Meyer ohne jegliches Bedenken auch dem Director des Kieler Stadttheaters seine neue Posse zur Aufführung und war seiner Sache und eines guten Erfolges so sicher, daß er sich um alles Weitere, was noch mit einer solchen öffentlichen ersten Aufführung verbunden sein könnte, nicht im geringsten bekümmerte.

Also: Sonntag den 25. September 1881 zum ersten Male: Sangesbrüder, Schwank mit Gesang in 5 Acten von Johann Meyer, Musik von Claudius Serpenthien.

Der Componist, der ja durch seine -- nebenbei gesagt — reizende Musik — einen beträchtlichen Antheil an dem Stücke hatte, war natürlich vom Verfasser eingeladen worden und auch erschienen, ebenso zwei Schwestern der Frau des Dichters und der Schwager Dr. Claußen aus Schleswig. Dieser, dem Johann Meyer später seinen lustigen plattdeutschen Schwank „Rinaldo Rinaldini" gewidmet hat, war umso lieber gekommen, als er die poetischen Schöpfungen seines Verwandten sehr hoch schätzte.

Der Abend kam und mit ihm der Beginn von drei grausigen Stunden. Das Theater war überfüllt, und alles harrte erwartungsvoll des Anfangs. Da erklang die Glocke; die Ouverture begann, und die reizende Composition verfehlte auch ihre Wirkung nicht: alles klatschte Beifall. Aber dann, als der Vorhang in die Höhe gegangen war, welch eine Misère schon gleich zu Anfang. Es war auch garnichts zur Genüge vorbereitet und einstudirt worden. Die Soubrette warf das hübsche Antrittslied vollständig um; mit genauer Noth brachte sie es zu zwei Strophen; — dann kam sie aus dem Rhythmus des Textes und der Musik und sprang, sich eiligst aus dem Staube machend, hinter die nächste Coulisse. Und dann kam der Nächste, und — der wußte auch nichts; und der ihm folgte, war ebenso schlecht beschlagen, und so ging es weiter: sie waren

Digitized by Google

sich alle gleich, die leichtsinnigen Mimen, sie wußten alle nichts. Und sie umstanden den Souffleurkasten wie ausgehungertes Federvieh den Futternapf und holten alles, was sie zu sagen hatten, mühsam und stotternd aus der Muschel heraus. In dieser Weise schleppte sich das Stück alle fünf Acte hindurch, im höchsten Grade peinlich für das zahlreich anwesende Publicum und zum Tollwerden für den in einem dunklen Winkel hockenden, verzweiflungsvollen Poeten. Und doch wie zartfühlend benahm man sich ihm gegenüber! Keine einzige laute Kundgebung irgend eines Mißfallens gegen ihn und das Stück, ja sogar noch dann und wann Zeichen des Beifalls!

Aber ein Durchfall war und blieb es. Und als nach dem letzten Acte der Vorhang gefallen war, verließ die Menge stillschweigend das Theater, ohne sich im geringsten über die Posse und die Art, wie sie aufgeführt worden war, zu äußern. Aber draußen erging sie sich vielfach in lauten Vorwürfen gegen den pflichtvergessenen Director und seinen Oberregisseur, und man fragte sich mit Recht: wie konnte man das einem hochgeachteten Dichter und dazu noch an dem Orte seines langjährigen Domicils bieten? Warum hat man ihn nicht zu den Proben herangezogen, oder ihn wenigstens rechtzeitig vor dem Tage der Aufführung davon in Kenntniß gesetzt, wie es mit der Einstudirung seines Stückes stand?

Aber es war nun einmal geschehen, und in Angstschweiß gebadet kehrte unser Dichter mit dem Componisten und seinen verwandtschaftlichen Gästen, alle wortkarg und niedergeschlagen, zu den heimischen Laren zurück. Das mittlerweile hier bereitete warme Abendessen, das den langen Tisch so verführerisch schmückte, fand keinen Zuspruch; niemand hatte noch Appetit, und der prächtige Braten nebst allem Zubehör wurde fast so wieder abgetragen, wie er aufgetragen worden war.

Nur gut, daß die Nacht kam, und die Mohnblumen der Vergessenheit streute. Am andern Morgen hatte sich die Stimmung schon merklich aufgeheitert, und man ließ sich den zum Frühstücke wieder aufgetischten Braten ganz gut schmecken. Jene Übelthäter aber, welche die Stätte der Musen so ruchlos geschändet hatten, empfingen von sämmtlichen Kieler Blättern die wohlverdiente Strafe, dem Dichter zur Genugthuung und für sie selbst zum warnenden Exempel. Und eins wurde aus dieser ganzen Affaire auch unserem Freunde zu einer beachtungswerthen Lehre; er behielt künftig bei

Digitized by Google

den Aufführungen seiner zahlreichen Theaterstücke auch auf der Kieler Bühne — trotz Director und Regisseur — die eigene Hand energisch mit dazwischen, und so konnte nicht zum zweiten Male an ihm ein solcher Frevel wie damals begangen werden.

Für seine Schaffensfreude war jenes unangenehme Intermezzo von keinen nachtheiligen Folgen; denn Johann Meyer ist kein Pessimist: er dichtete fröhlich weiter, weil er eben nicht anders konnte, gedrängt und getrieben von Apoll und den Musen. Seine dichterische Productivität war auch für die nächsten Jahre geradezu erstaunlich; durch Angabe der Titel und Überschriften einiger der besten seiner vielen Dichtungen läßt sich das leicht darthun. So verfaßte er — ganz abgesehen von dramatischen und anderen größeren poetischen Arbeiten — während der Zeit vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1887 allein für besondere Gelegenheiten die nachfolgenden Gedichte:

1880: „Heute", zur Ankunft seiner königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen von der ersten großen Seereise in Kiel; „Vundag", plattdeutsches Gedicht zur Sedanfeier; „L. Friedrich Witt," zu dessen 50jährigem Kapellmeisterjubiläum; — 1881: „Dem Kaiser!", zur Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers und Ihrer K. K. Hoheiten des Kronprinzen, der Frau Kronprinzessin und des Prinzen Wilhelm in Kiel; „Zum 27. Februar 1881", dem Vermählungstage Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen und Ihrer Hoheit der Prinzessin Augusta Viktoria von Schleswig-Holstein, und in derselben Veranlassung „An de lüttje Brut;" — 1882: „Prolog und Begleitworte zu lebenden Bildern", gesprochen bei der 41. Stiftungsfeier der Kieler Liedertafel. Es ist dies ein kleines Werk für sich, das auch separat gedruckt wurde und in Buchform erschien. Die Bilder, nur Opern entnommen, wurden von dem früheren Director des Kieler Stadttheaters, L. Friedr. Witt, gestellt und die Worte dazu sowie der Prolog und der Epilog von Fräulein Altmann gesprochen, der damaligen vorzüglichen naiven Liebhaberin der Kieler Bühne. Es möge hier der Inhalt der Dichtung folgen: 1. der Prolog; 2. ein Gedicht, Lortzing feiernd, und ein Bild dazu aus dem dritten Acte von „Czar und Zimmermann" mit den Personen: der Bürgermeister, der Rathsdiener, Frau Brown, Bürger und Bürger-

Digitized by Google

innen von Saardam; 3. ein Gedicht, Flotow feiernd, und das dazu gehörige Bild aus dem zweiten Acte der „Martha“ mit den Personen: Martha, Nancy, Lyonel, Plumkett; 4. ein Gedicht, Mozart feiernd, und ein Bild dazu aus dem 2. Acte des „Don Juan“ mit den Personen: der Komthur, Don Juan, Leporello; 5. ein Gedicht, Weber feiernd, mit einem Bilde aus dem ersten Acte des „Freischütz“ und den Personen: Kilian, Max, Samiel, Bauern, Bäuerinnen; 6. ein Gedicht, Gounod feiernd, und ein Bild dazu aus dem zweiten Acte von „Faust und Margarethe“ mit den Personen: Margarethe, Faust, Martha, Mephistopheles; 7. ein Gedicht, Wagner feiernd, dazu ein Bild aus dem dritten Acte des „Lohengrin“ und den Personen Lohengrin, Elsa, der König, Herzog Gottfried, Hofdamen und Hofherren; 8. ein Gedicht, wieder Mozart feiernd, mit einem Bilde aus dem ersten Act der „Hochzeit des Figaro“ und den Personen: der Graf, Susanne, der Page, Basilio; 9. ein Gedicht, Meyerbeer feiernd, und hierzu ein Bild aus dem fünften Acte der „Hugenotten“ mit den Personen: Priester, Soldaten, Bürgerinnen; 10. der Epilog und ein Schlußtableau mit allen Personen, welche in den vorhergehenden Bildern mitgewirkt hatten. — Wenn die Bilder standen, wurde vom Orchester die betreffende Musik dazu gespielt. Die Aufführung des kleinen Werkes macht sich vortrefflich; die Dichtung ist voller Leben, farbenreich und wechselvoll und darf darum allen Gesangvereinen und Liedertafeln, denen es nicht an den nöthigen Erfordernissen dazu fehlt, für eine ähnliche Veranlassung, wie es die der Kieler Liedertafel war, zur Benutzung warm empfohlen werden. Als Probe daraus führe ich meinen Lesern die Dichtung vor, welche Gounod feiert:

Auf gallischem Boden ist deutsch eine Rose,
O liebliches Wunder, so hold uns erblüht! — —
Dem Werk nach Germane — und doch ein Franzose,
Französisch der Meister und deutsch das Gemüth!
Ihr wißt, wen ich meine und werdet ihn kennen,
Wie fern auch die Stätte, wo schaffend er haust, —
Es drängt mich von Herzen, ihn preisend zu nennen,
Sein Name ist Gounod, sein Meisterwerk Faust!
Faust! Lösung des Räthsels, — hier ist sie gefunden,
Daß deutsche Musik ein Franzose uns beut;
Es hat sich der Wälsche in wonnigen Stunden
An Goethes bezaubernder Dichtung gefreut!

Digitized by Google

Und so wie es kommt, daß vom ewig Schönen
So ganz wird gebildet der Mensch und gebannt, —
So kommt's, daß in Gounod's ergreifenden Tönen
Ein zweiter bewunderter Faust uns erstand!

Längst schlummert der eine in seligem Frieden,
Es strahlet sein Name mit ewigem Glanz!
O, wandle der andre noch lange hienieden,
Um silberne Locken den leuchtenden Kranz!

Bald habe die Muse, die himmlische, milde,
Auf's neu' ihn zu fröhlichem Schaffen geküßt!
Und eh' wir ihn lassen, er sei uns im Bilde
Aus seinem unsterblichem Werke gegrüßt!

Das erste Gedicht Johann Meyer's aus dem Jahre 1883 war ein Gelegenheitsgedicht für ein künstlerisch sehr schön ausgestattetes Blatt zu einem Feste, das der Kieler Gesangverein am 24. Februar zum Besten der Rheinüberschwemmten in dem großen Saale des Wriedt'schen Etablissements veranstaltete und das — Dank der überaus regen Betheiligung der Kieler Einwohnerschaft — einen beträchtlichen Ueberschuß ergab. Den Mittelpunkt dieser Wohlthätigkeitsveranstaltung bildete ein Festspiel, das den damals in Kiel wohnhaften Königl. Regierungsbaumeister Krafft zum Verfasser hatte; es beanspruchte, zumal sich auch Chorgesänge darin befanden, ein zahlreiches Spielpersonal, das meist aus Mitgliedern des Vereins bestand. Die Dichter des Festblattes waren ausschließlich Schleswig-Holsteiner, und zwar Eduard Alberti, Klaus Groth, Wilhelm Jensen, Johann Meyer und Heinrich Zeise. Auch Theodor Storm, den man nur ungern in dieser Schar vermissen wollte, war um einen Beitrag gebeten worden; er mußte aber, weil es ihm an Zeit gebrach, ablehnen. Johann Meyer's Gabe mit der Ueberschrift „Beati donantes!", in Inhalt und Form gleich trefflich, findet sich in der Ausgabe der hochdeutschen Gedichte Seite 493.

Eine andere Dichtung aus demselben Jahre — „An de Plattdütschen un ehr Frünn" (unter den plattdeutschen Gedichten Seite 652) — war dem „Verein für niederdeutsche Sprachforschung" zu seiner 9. Jahresversammlung, die in Kiel tagte, gewidmet. Johann Meyer ist schon seit vielen Jahren Mitglied dieser durch ihre stetigen Arbeiten im Gebiete der plattdeutschen Sprachforschung so hoch verdienten wissenschaftlichen Gesellschaft, und er würde auch

Digitized by Google

damals ihre festlichen Tage mitgefeiert haben, wenn er nicht an einem heftigen Gelenkrheumatismus erkrankt gewesen wäre. Aber das hinderte ihn nicht, wenn auch unter vielen Schmerzen, jenes Gedicht zu verfassen; und alle Pein vermochte nicht, den unserem Freunde eigenen urwüchsigen Humor zu ersticken: denn auch in diesen Versen kommt er aufs köstlichste zur Entfaltung.

Un de dat Leed Ju dicht un sungn,
De hett sick'n Rheumatismus fungn,
He wull dor fir mit Ju hindör
Un ock mit hin na Eckernför,
Nu mutt he smuck bi Muddern blibn
Un sick mit Opodeldoc ribn! —

Das war hart; aber eine große Freude sollte ihn doch auf eine Stunde all seine Schmerzen vergessen lassen. In seinem Krankenzimmer erschienen zwei Herren, Vater und Sohn, Angehörige einer Lübecker Patrizierfamilie und Verwandte Geibel's. Der Vater war der geschätzte Kunsthistoriker Dr. jur. Theodor Gaedertz, damals erster Oberbeamter des Stadt- und Landamtes in Lübeck, und der Sohn der bekannte Dichter, Literarhistoriker und Reuterbiograph Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlicher Bibliothekar in Berlin, dem erst kürzlich der Titel Professor verliehen wurde. Mit Gaedertz junior stand Johann Meyer schon vordem in schriftlichem Verkehr. Beide waren gekommen, um Johann Meyer persönlich kennen zu lernen und ihn zum Festessen des niederdeutschen Sprachvereins abzuholen. Hieran konnte natürlich nicht gedacht werden, und so fand denn im Krankenzimmer ein lebhafter Austausch der Meinungen über gar mancherlei, was die Herren von der Feier interessiren konnte, statt; gar zu schnell eilten die Minuten dahin, und als eine kurze schöne Stunde abgelaufen war, nahm man wieder Abschied von einander.

Herr Dr. Theodor Gaedertz — der Ältere — lebt noch in Lübeck und feiert, so Gott will, demnächst seinen 83. Geburtstag; mögen dem unermüdlichen Forscher, der trotz des hohen Alters noch ergiebige „Streifzüge" auf dem Gebiete der hehren Kunst unternimmt, zu dem reichen Maße der Jahre, das ihm ein gutes Geschick schon beschieden hat, noch viel frohe Jahre hinzugefügt werden! Der Sohn, der damals, als er unseren Freund besuchte, im Beginn seiner litterarischen Thätigkeit stand, gehört jetzt zu den geachtetsten der deutschen Schriftsteller. Aber trotz aller Ehrungen, die ihm in

Digitized by Google

der Gestalt von Titel und Orden zu Theil wurden, ist er doch ganz und gar derselbe joviale Mensch geblieben, der er damals war, als er mit seinem Vater unsern Dichter besuchte. Und daß beide — Karl Theodor Gaedertz und Johann Meyer — auch heute noch die besten Freunde sind, das haben sie mir gegenüber wiederholt geäußert und das kann ein jeder in ihren Schriften, bei dem einen in den Reuterstudien und bei dem anderen in dem Theaterstücke „In Fritz Reuter sinen Gaard'n", sehen und lesen.

Noch vier andere Gedichte gehören dem Jahre 1883 an; es sind sämmtlich Prologe, der eine für das Sommerfest der deutschen Reichsfechtschule, Verband Kiel, der zweite zur Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin, der dritte zum Feste für die Wittwen- und Waisenstiftung verstorbener Kampfgenossen von 1870 und 71 und der vierte zur Lutherfeier am 10. November, dem 400. Geburtstage des Reformators. Der zweite und vierte wurden im Kieler Stadttheater gesprochen. Namentlich der letzte darf als ein kleines Meisterwerk bezeichnet werden und ist unseres Erachtens einer der schönsten und besten der zahlreichen Prologe Johann Meyer's. Er wurde von dem Schauspieler Helmuth Brähm in vorzüglichster Weise vorgetragen und von dem vollbesetzten Hause mit stürmischem Beifall belohnt.

Es findet sich diese Dichtung, von der hier nur eine Probe, und zwar der Anfang, gegeben werden soll, in der Sammlung der hochdeutschen Gedichte Seite 545.

Prolog zur Lutherfeier.

Du, sei gesegnet, schöner Jubeltag!
Zwei Sterne gingen heute leuchtend auf
Am Himmel unsrer Erde, als in Nacht
Das Abendroth erlosch, — zwei Wandelsterne,
Die, ob sie längst vollendet ihre Bahn
Und nimmer wiederkehren, doch die Welt
Mit ihrem Glanz erfüllt für alle Zeiten!

Ein weißer Schwan durchmaß die Flut der Zeit,
Die Leben heißt, der König des Gesangs,
Ein Friedrich war's, friedreich wie eine Taube,
Die Welt entzückend, Friedrich von Schiller!

Und ein Titane, jenem weit voran,
Auf rauhem Pfad, mit seines Glaubens Kraft
Fast eine Welt aus ihren Angeln hebend,
Der Kirche großer Reformator Luther!

Digitized by Google

Der Kirche — aber fragt Ihr nicht erstaunt:
Was hat die Muse dieses Hauses denn
Mit der zu thun, die jener doch so oft
Im bittren Groll viel Böses nachgesagt? —
Nicht sie, nur ihre Diener thaten das.
Und auch nicht alle! — — Zeigt uns doch die Bühne
Den Spiegel unsers Lebens, — sagt sie nicht
Uns, was wir sein und nicht sein sollen? — Hier,
Auf diesem Kampfplatz unsers Menschenlebens
Im schönen künstlerischen Spiel, uns Muth
Und Kraft und freud'ge Zuversicht gewährend,
Reicht sie der Kirche schwesterlich die Hand! —
Und freudig feiert sie mit ihr den Mann,
Der doch im Grunde auch nur das gewollt,
Was heute noch die Bühne will, uns bessern,
Um würdig einer schönern Welt zu sein!

O, das ist doch ein herrlich Zeichen auch
Der Zeit, in der wir leben, daß die Kunst,
Die hier gebietet, ringsum froh und gern
Mit einstimmt in den lauten Jubelruf
Der Lutherfeier! — — — Aber freundlich Du
Den Musen stets, nimm das auch freundlich hin,
Was sie Dir heute bieten, und zumal
Ein schwaches Wort, vorausgesprochen, wie
Es Brauch und Sitte heischen; — wer bezwänge
Auch solchen Stoffes riesenhaftes Fluthen
Im schnellen Fluge weniger Minuten,
Hinübereilend aus des Jammers Nacht
In unsers Sternes wunderbare Pracht?! — — u. s. w.

Inhaltschwer ward für den Dichter und seine kleine Familie, die Gattin und die beiden Kinder, das Jahr 1884; denn es starb ihm die Mutter, deren Liebe mit tausend Fäden sein ganzes Herz durchgriff. Sie war schon hochbetagt, in einem Alter von 83 Jahren. Eine starke Erkältung, die sie sich an einem kalten Wintertage bei einem Besuche des Kirchhofes, wo ihr Gatte seit 20 Jahren begraben lag, zugezogen hatte, warf die noch rüstige alte Frau plötzlich aufs Krankenlager. Ärztliche Hülfe war sofort zur Stelle; denn der sie behandelnde Arzt, ihr Schwiegersohn, wohnte in demselben Hause. Aber schon nach wenigen Tagen stellte sich ein mit einem heftigen Fieber verbundener Bronchialkatarrh ein, der das schlimmste befürchten ließ. Da wurde nun eines Abends der Sohn in Kiel durch ein Telegramm benachrichtigt, daß die Mutter schwer erkrankt

Digitized by Google

sei; früh morgens mit dem ersten Zuge reiste er nach Schleswig ab und hatte noch die Freude, die schwererkrankte Mutter bei Besinnung anzutreffen; aber der Schwager konnte ihm fast keine Hoffnung mehr auf Erhaltung des theuren Lebens machen. Im Laufe des Tages verschlimmerte sich auch das Leiden so sehr, daß die Kranke das Bewußtsein verlor und in einen lethargischen Schlaf verfiel, aus dem sie nicht wieder erwachte. Denn so lag sie noch bis zur frühen Morgenstunde des anderen Tages, bis ihr ein sanfter Tod Erlösung brachte und sie hinüberführte in die Gefilde des Friedens.

Auch ihr Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, und sie blieb nicht verschont von schweren Prüfungen und Schicksalsschlägen; aber sie hatte alles, als von Gott geschickt, demüthig entgegengenommen und standhaft und gläubig ertragen. Andererseits erfreute sie sich auch des Guten und Schönen, das ihr verliehen war, und genoß es dankbaren Herzens. Sie verlor eine Tochter, wie wir bereits erzählten, im blühenden Alter von 22 Jahren und noch einen Sohn, an dem sie gleichfalls mit großer Liebe hing. Dieser wanderte in jungen Jahren nach Amerika aus und machte dort auf Seiten der Nordstaaten den Secessionskrieg (1861 bis 65) mit. Aber infolge der erlittenen Strapazen ist er brustkrank geworden und gestorben. Wie weh that dies ihrem Mutterherzen! Und dann hatte sie vielen Kummer gehabt und viele Sorge getragen um ein entartetes Enkelkind in ihrer Nähe. Wie sie für die Ihrigen viele Jahre lang gestrebt und gesorgt und was alles sie für den ältesten ihrer Söhne, unsern Dichter, gethan hat, das haben wir erfahren. So umstanden auch alle Kinder, aufgelöst in Schmerz, ihr Todtenbett, und so begab sich auch unser Freund tieftraurig am Abend auf die Heimreise nach Kiel. Aber noch einmal mußte er zurück zu jener schweren, thränenreichen Stunde, wo der Dahingegangenen der letzte Liebesdienst erwiesen werden sollte.

Auf dem Grabstein stehen die Worte, welche den Inhalt der Grabrede bildeten:

„Die Liebe höret nimmer auf!"

Es wurde ihnen noch hinzugefügt:

„Dein treues Mutterherz sorgte um uns, bis der Tod Dir die Augen brach. Wir gedenken Dein in Dankbarkeit und Liebe, bis er uns sie bricht!"

Digitized by Google

Was die Mutter unserem Dichter war und wie viel er mit ihr verloren, das sagt er uns selbst in jenem tief empfundenen Gedichte, mit dem er ihr zwei Jahre nach ihrem Tode den Band seiner neu erschienenen hochdeutschen Gedichte gewidmet hat. Es lautet:

Meiner Mutter.

Dir, der ich alles, alles danke,
Was ich im Leben mir errang,
Dir bringt mein Herz, das müde, kranke,
Der Lieder beste, die ich sang!
O, nimm sie hin, Du Theure, Gute,
Und ist es schon zu spät, — vergieb!
Ich schrieb sie ja mit meinem Blute
Und weih' sie Deiner Mutterlieb'!

Du hast dem kindlichen Gemüthe,
Was groß und schön, zuerst gezeigt!
Der Poesie vielsüße Blüthe
Ward mir aus Deiner Hand gereicht!
Es liegt die Heimath meiner Lieder
In jener Zeiten gold'nem Traum!
So geb' ich denn von Herzen wieder
Dir heut', was mir gehörte kaum!

O, daß ich nicht an jenem Morgen
Es bringen konnte, wo beglückt
Wir Kinder, Deinem Aug' verborgen,
Dir noch den kleinen Tisch geschmückt!
Fast ist ein Jahr dahingeschwunden,
Bald naht des Tages Wiederkehr, —
Doch Du bist fern, — und diese Stunden
Sie kommen nimmer, nimmermehr!

Wo längst des theuren Vaters Hülle
Zur ew'gen Ruhe hingebracht,
Da liegst auch Du und schlummerst stille
In kühler Erde dunkler Nacht!
Schlaf' süß! — bis dahin dringt kein Kummer,
Denn alle Schmerzen bannt der Tod!
Wer gönnte Dir nicht süßen Schlummer
Nach solchen Lebens Müh'n und Noth?!

Zehn Kinder! — Tag und Nacht ohn' Ende,
Was hast Du nicht für sie gethan?!
Wie haben Deine harten Hände
Geebnet uns're Lebensbahn!

Digitized by Google

Wie haſt Du bis zur letzten Stunde
Und noch im Sterben immerzu
Geliebt ſie all' aus Herzensgrunde,
Du liebe, theure Mutter, Du!

Und kam der Kummer unverſchuldet,
Wie ſtandhaft haſt Du allezeit,
Wie fromm und glaubensfroh erduldet,
Was Gott beſchert an Weh und Leid!
Nicht wiſſend, wie wir's tragen ſollten,
Uns zeigte das Dein frommer Sinn!
Und wenn wir ſchier verzagen wollten,
Dein Muth half uns darüber hin!

Dir war die reine Menſchenliebe
Des Lebens heiligſtes Gebot!
Der ſchönſte aller Herzenstriebe,
Zu lindern armer Menſchen Noth!
Wer ſo geſtillt Bedrängter Schmerzen,
Der hat genügt der höchſten Pflicht,
Und blühen wird's auf ſeinem Herzen
Von Roſen und Vergißmeinnicht!

Daß wir Dich ſchon gelegt darnieder,
Von wannen keine Wiederkehr!
O, kämeſt Du noch einmal wieder,
Wie kurz auch Dein Verweilen wär'!
Ich wollt' Dich um Vergebung bitten,
Dir küſſend Dein lieb' Angeſicht,
Für das, was Du um mich gelitten,
Und Du biſt todt! — ich kann es nicht!

O, Mutter, Mutter, meine Arme
Leg' ich um den verlaſſ'nen Stein
Und bitte, daß ſich Gott erbarme
Um Deiner Liebe willen, mein!
Nun Dich die and're Welt empfangen,
Verzeihe meinem Lebenswahn!
Du weißt es, wo ich fehl gegangen
Und nicht der Lieb' genug gethan!

Dir, der ich alles, alles danke,
Was ich im Leben mir errang,
Dir bringt mein Herz, das müde, kranke,
Der Lieder beſte, die ich ſang!
Wer weiß, wie bald auch ich ſchon wand're, —
Nimm hin ſie, eh' mir kommt die Nacht!
In meinem Herzen keine and're,
Der ich ſie lieber hätt gebracht!

Digitized by Google

In jener Zeit, und zwar noch vor dem Tode der Mutter, entstanden auch die beiden Gedichte „Prinz Heinrich", zu seiner Ankunft von der zweiten großen Seereise in Kiel und Prolog zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters am 28. September 1884.

Von den Poesien des folgenden Jahres nenne ich nur die beiden plattdeutschen Gedichte „Herr Kaiser", zum Geburtstage Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I., und „Herr Fürst", zum Geburtstage des Fürsten Bismarck, jenes ernst, dieses humoristisch gehalten, sowie einen Prolog zu demselben Zwecke wie der des Jahres 1884.

Auch das Jahr 1886 brachte drei Gedichte, die hier besonders erwähnt werden mögen: „Frau Josephine Schütz-Witt", am Tage ihrer Beerdigung, und zwei Prologe, den einen zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und den andern zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta; beide wurden im Kieler Stadttheater am 21. März bezw. am 30. September gesprochen.

Frau Josephine Schütz-Witt, deren wir schon bei einer anderen Gelegenheit Erwähnung gethan haben, war einst eine gefeierte Primadonna am Hamburger Stadttheater, wo ihr Gatte, L. Friedr. Witt, als Capellmeister wirkte. Später übersiedelte das Ehepaar nach Kiel, wo der Mann die Direction des Stadttheaters übernahm und die Frau dieselbe Stellung innehatte und sich desselben hohen Ansehens erfreute wie vordem in Hamburg. Als später der Gatte von der Theaterleitung zurücktrat, um in Kiel als Musiklehrer thätig zu sein, nahm auch sie Abschied von der Bühne und war dann viele Jahre lang eine sehr begehrte und hochgeschätzte Gesanglehrerin. Beide Ehegatten wurden in der Folge liebe Bekannte unseres Dichters und seiner Familie; die Töchter genossen bei Frau Witt auch Gesangunterricht, der aber durch den unerwarteten Tod der geliebten Lehrerin eine jähe Unterbrechung erlitt. Später wurde er durch ihren Gatten wieder aufgenommen und noch längere Zeit bis zu dessen Tode fortgesetzt.

Director L. Friedr. Witt war ein ausgezeichneter Orchesterdirigent und ein vortrefflicher Componist. Auch verschiedene Lieder unseres Dichters sind von ihm in Musik gesetzt worden; sie werden gern und oft gesungen, so namentlich das hoch- und plattdeutsche Lied „Du", das auch in Johann Meyer's Volksstück „En lütt Waisenkind" enthalten ist, das hochdeutsche „Nicht länger laß mich wähnen"

Digitized by Google

und „Schlaf ein mein Lieb in Frieden;“ auch ein paar hochdeutsche Gedichte als Duette und ein Lied aus Johann Meyer's Festspiel „Laetitia“ zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers verdienen als Compositionen Witt's hier erwähnt zu werden.

Aus dem Jahre 1886 ist auch die schöne Feier des hundertjährigen Geburtstages Karl Maria von Weber's zu erwähnen, welche der damals in seiner schönsten Blüthe stehende Dilettantenorchesterverein in Kiel veranstaltet hatte und an der unser Dichter, sowie seine Tochter Bertha stark betheiligt waren. Johann Meyer lieferte zu der mit der Feier verbundenen Ausgabe einer prächtig ausgestatteten Festzeitung das schwungvolle Gedicht: „Huldigung“, das später bei einer Weberfeier im Kieler Stadttheater von Frl. Scherbarth als Prolog gesprochen wurde. Frl. Bertha Meyer trug bei jener Feier im Dilettantenorchesterverein eine reizende, feinsinnige Dichtung Ferdinand Jansen's als Prolog vor:

In Waldesdämmern ist ein See ergossen,
Von dunkler Sage märchenhaft umwoben:
Der Uklei-See! — — —

und spielte darauf in der nachfolgenden Aufführung von „Preciosa“ die alte Ziegeunermutter „Viarda“ in vorzüglicher Weise und unter großem Beifall. —

Im Jahre darauf wurde in Kiel der siebenzigste Geburtstag Theodor Storm's gefeiert. Die bei dieser Gelegenheit herausgegebene Festzeitung brachte unter anderem ein plattdeutsches Gedicht Johann Meyer's: „An Theodor Storm“. Unser Freund ist ein großer Verehrer des Husumer Poeten, den er rückhaltslos für den weitaus größten deutschen Novellendichter hält.

In seinem Gedichte zu dieser Feier, in dem er auch wieder dem Humor die Zügel schießen läßt, findet er es — und gewiß mit Recht — auffällig, daß Theodor Storm so gut wie keine plattdeutschen Lieder gedichtet hat, obgleich er der plattdeutschen Sprache ebenso mächtig wie der hochdeutschen war.

„Doch Een, dat dünk mi, is ni recht,
Vergev mi, wenn ick Di dat segg:
In unsʼ ol leewe Moderspraak

Digitized by Google

Heft Du so gut as garnix makt.
Wa harr dat wul so leevlich klung'n,
Harst Du bischuerns mal plattdütsch sung'n!"

Ja, gewiß! — denn das ersehen wir aus dem einzigen kleinen plattdeutschen Liede, nur aus vierzehn Zeilen bestehend, das Theodor Storm einmal gesungen und das so prächtig geklungen hat.

An einer anderen Stelle dieses Gedichtes spöttelt unser Dichter über die schon erwähnte Engherzigkeit der betreffenden Professoren bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes:

Und wenn ock mal, als all Lüd weet,
Din Alma mater Di vergeet,
Din dütsches Volk, so riesengroot,
Dat geev Di längst den Dokterhoot.

Keen Wunner! In sin grotes Riek
Levt nu keen Dichter mehr Di glik!
Sit Geibel sick hett slapen leggt,
Heft Du op Nummer Een dat Recht,
Wa wit in't Nord'n ock geiht Din Strat,
Du Musensöhn vun Gottes Gnad'!

Dröm fort den schönsten Dichterdroom,
Plöck jümmers mehr vun'n Lorbeerboom!
Und feilt dar jichens noch wat an,
Wat noch Din Frend vergrötern kann,
So war Di dat vun ann're Sit,
Hier heft Du min „Pour le merit'"!

Im Jahre 1886 erschienen auch die aufs neue gesammelten hochdeutschen Gedichte unseres Freundes, bei Lipsius & Tischer in Kiel, nachdem eine erneute Ausgabe seiner plattdeutschen Gedichte in demselben Verlage kurz vorhergegangen war. Die beiden äußerst elegant ausgestatteten Bände sind sehr stark; sie zählen 47 bezw. 48 Druckbogen und enthalten, wie man bei ihrer Dicke schon erwartet, Gedichte mancherlei Gattungen. Etwa die Hälfte derer, die in unserer Festschrift stehen, sind ihnen entnommen und also schon vor 1886 entstanden, während die übrigen einer späteren Zeit und einer Manuskriptenmappe angehören, in die mir der Autor einen Einblick verstattete. Sie harren noch der zusammenfassenden Veröffentlichung und werden hoffentlich recht

Digitized by Google

bald einen dritten Band bilden. Dieser, der dann sowohl hochdeutsche wie plattdeutsche Gedichte bringen würde, dürfte nach meiner Schätzung von demselben Umfange sein wie einer der beiden anderen Bände. —

Lange haben wir nichts mehr von der Anstalt unseres Poeten gesagt. Das könnte bei unsern Lesern den Verdacht erwecken, als wäre sie für den Dichter und darum auch für seinen Biographen zur Nebensache herabgesunken und Johann Meyer's Wirken in ihr und für sie gegenüber seinem poetischen Schaffen von nur geringer Bedeutung. Das würde nun eine vollständig irrige Annahme sein; und schon darum, aber ganz besonders wegen eines bedeutsamen, die Anstalt und ihren Besitzer betreffenden Ereignisses wollen wir uns der Geschichte der Kieler Idiotenanstalt wieder einmal zuwenden.

Sie wurde im Jahre 1862 gegründet und am 1. Juli eröffnet; sie konnte also am 1. Juli 1887 auf einen Zeitraum von 25 Jahren zurücksehen. Unter der ununterbrochenen Leitung des Dichters und unter der steten Mithülfe seiner Gattin und später der beiden Töchter hatte sie fortgesetzt geblüht, von Jahr zu Jahr sich vergrößert und nunmehr einen Bestand von 31 männlichen und 25 weiblichen Pfleglingen. Rechnete man die Familie des Vorstehers sowie das sämmtliche Lehr-, Dienst- und Warteperſonal hinzu, so ergab das eine Anzahl von 66 Personen. Das war nun wohl keine kleine Sorge für die Frau Director, wenn morgens das Essen zu Feuer und mittags in Riesenschüsseln auf den Tisch gebracht und ausgetheilt werden sollte. Dann genügte auch schon lange der ursprünglich vorhandene Raum nicht mehr; bauliche Veränderungen wurden vorgenommen, und zwei Neubauten kamen hinzu. Aus der anfänglich gemischten Schule waren längst zwei getrennte Unterrichtsanstalten geworden, eine mit einem Lehrer für die Knaben und eine andere mit einer Lehrerin für die Mädchen. Auch für die Unterweisung im Singen, Turnen und in praktischen Arbeiten waren geeignete Kräfte hinzugezogen worden. Und was schließlich in Bezug auf die finanzielle Lage der Anstalt von großer Wichtigkeit war: ihre Unterstützung hatte eine feste und sichere Gestaltung gewonnen, seitdem die Provinzialverwaltung die Provinzialfonds zugewiesen erhalten hatte, zugleich mit der Verpflichtung, hieraus nicht allein die Irren-, Taubstummen- und Blindenanstalt,

Digitized by Google

sondern auch die beiden Idiotenanstalten der Provinz zu unterstützen. Dank der Freigebigkeit und Mithülfe verschiedener Spar- und Leihkassen, namentlich der in Kiel und in zweiter Linie auch der in Rendsburg, betrug die Gesammtunterstützung — eingeschlossen die Subvention aus Staatsmitteln — bis zum Jahre 1876 gegen 6000 Mark. Als aber jetzt aus dem angegebenen Grunde die regierungsseitig verliehene Unterstützung auf die Provinz überging, fielen die Zuwendungen der Spar- und Leihkassen aus, was zur Folge hatte, daß nunmehr die jährliche Gesammtsubvention um 1000 Mark geringer wurde, trotzdem die jährliche Provinzialunterstützung — 5000 Mark — größer war als jede frühere Beihülfe aus Staatsmitteln. Dieselben Summen flossen auch der im Jahre 1870 wiederum von der Insel Alsen nach der Stadt Schleswig verlegten Anstalt des Herrn Stender zu, und damit hatten sich beide Institute zu begnügen. Als sich aber diese Unterstützung immer mehr als unzureichend erwies, wandte sich Johann Meyer zugleich mit dem Vorsteher der schleswigschen Anstalt mittelst einer Eingabe an den im Februar des Jahres 1884 versammelten schlewig-holsteinischen Landtag mit der Bitte, die bisherige Subvention von 5000 Mark auf 8000 zu erhöhen. Wenn nun auch diesem Wunsche in seinem vollen Umfange nicht entsprochen wurde, so erhielten doch die Bittsteller eine Zulage in der Höhe von je 2000 Mark für ihre Anstalten zugesichert, und sie hatten sich somit in der Fortführung ihres doch so schweren und verantwortungsvollen Berufes einer wesentlichen Erleichterung zu erfreuen.

Als Arzt der Kieler Anstalt fungirte seit ihrer Gründung der jedesmalige in Kiel wohnhafte Physikus, während der ersten Zeit ihres Bestehens der bereits oben erwähnte Dr. med. Francke, nach dessen Ableben eine lange Reihe von Jahren hindurch der Sanitätsrath, jetziger Geheime Sanitätsrath Dr. med. Joens und, nachdem dieser aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amte und seiner Praxis zurückgetreten war, sein Nachfolger, der jetzige Kreisphysikus Dr. med. Bockendahl. Durch diese Wahl des Anstaltsarztes war zugleich eine etwa erforderliche Aufsicht in hygienischer Beziehung hinreichend vorgesehen.

Herr Geheimer Sanitätsrath Dr. Joens ist nicht weniger als 25 Jahre Arzt der Kieler Idiotenanstalt gewesen, und Johann Meyer, der mir freundlichst gestattete, die obigen Mittheilungen

Digitized by Google

einem seiner Berichte zu entnehmen, deren er seit dem Bestehen seines Institutes 25 geschrieben hat, rühmte mir gegenüber, wie Herr Geheimrath Joens alle jene Jahre hindurch ein unermüdlicher Förderer der Kieler Idiotenanstalt gewesen sei und sich um ihr Blühen und Gedeihen in nicht geringem Grade verdient gemacht habe; noch vor kurzem bei Gelegenheit der Feier der goldenen Hochzeit, haben er und seine Gattin das warme Interesse für die Anstalt durch ein ansehnliches Geldgeschenk für die Pfleglinge, das begleitet war von einem freundlichen Schreiben an den Vorsteher, in liebenswürdigster Weise bekundet.

Im Juni desselben Jahres, in dem die Anstalt Johann Meyer's das Fest ihres 25jährigen Bestehens feiern durfte, fand in Kiel und seiner nächsten, nördlichen Umgebung ein Ereigniß statt, das zunächst für das ganze deutsche Reich, seine Marine und Handelsschiffahrt, dann aber auch für alle übrigen Culturländer von großer Bedeutung war und für alle Zeiten bleiben wird. Es war die Feier der Grundsteinlegung zu dem Nord-Ostsee-Kanal. Kaiser Wilhelm der Siegreiche, wie man ihn damals so gern nannte, war nach Kiel gekommen, um diesen feierlichen Act mit eigner Hand zu vollziehen. In seiner Begleitung befanden sich seine Enkelkinder, Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, und Prinz Heinrich nebst dessen Braut, der Prinzessin Irene von Hessen und bei Rhein, sowie Prinz Friedrich Leopold zu Preußen. Wie es anfänglich hieß, wollte sich auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen an der Feier betheiligen, und man sah seinem Kommen fast mit derselben Freude entgegen, mit der man des alten Kaisers harrte. Aber dann sprach man wieder davon, er werde nicht kommen, und so schwebten die Herzen eine Zeit lang zwischen Furcht und Hoffnung. Als dann aber die Stunde der Entscheidung kam, mußte sich der Kronprinz auf Anrathen der Ärzte zur Linderung des Halsleidens, woran er damals schon litt, an einen Ort mit milderem Klima begeben. Das warf einen Schatten auf die schöne Feier; aber sie war gleichwohl auch so noch überwältigend großartig.

In der Stadt, die im vollen Flaggenschmucke prangte, wimmelte es wieder einmal von Menschen, gleichwie damals, als der Kaiser gekommen war, um das Schiff zu taufen. Es war ein herrlicher Junitag, ein wahres „Kaiserwetter". Früh am Vormittage sollte die Grundsteinlegung schon stattfinden, und der greise

Digitized by Google

Kaiser, so hieß es, werde sich vom Schloß zu Wagen durch Düsternbrook und die Wik nach der Kanalmündung zu Holtenau begeben. So war denn den vielen Menschen hinreichend Gelegenheit geboten, ihn vorbeifahren zu sehen. Und wie jeder andere, so ersah sich auch unser Dichter für sich und die Seinigen ein günstiges Plätzchen hierzu aus; sie standen im Düsternbrooker Gehölz, hart am Fahrwege, auf einer etwas erhöhten Stelle. In den grünen Buchenkronen spielte und flimmerte das goldene Sonnenlicht, und ein wunderbares Rauschen ging durch den schattigen Wald.

Alles horchte, Augen und Ohren dahin gerichtet, von wo der Kaiser kommen mußte.

Da, ein brausendes Hurrahrufen fern von der Stadt; — die Abfahrt hatte begonnen. Und immer näher erschollen die Rufe, und immer gewaltiger schwollen sie an, nun schon im Walde; und dann kamen berittene Gensdarmen im raschen Trabe vorüber, dann auch schon einige offene Kutschen mit vornehmen Insassen in glänzenden Uniformen und nun die Vorreiter, und gleich hinterher erschien der Wagen des Kaisers.

Und als man des alten Herrn, der sich in einen Militärmantel gehüllt hatte und auf dem schneeweißen Haupte eine kleine Pickelhaube trug, ansichtig wurde, da wollte das Schwenken mit den Hüten und Tüchern kein Ende nehmen und da gab es ein Hurrahrufen, daß weithin der Wald davon wiederhallte. Und wie freundlich und leutselig grüßte der Kaiser nach allen Seiten hin! Das war ein Anblick unauslöschlich und unvergeßlich! Und bald donnerten auch schon die Kanonen von der Festung Friedrichsort herüber. Der Kaiser war zur Stelle. Dann wurde es für einige Zeit still. — Aber bald vernahm man die Musik der Kapellen und den Gesang des gemischten Chors. — Nach einer kleinen Weile: und es donnerte schon wieder das Geschütz der Festung; die Grundsteinlegung war geschehen. — —

Nun eilte alles aus dem Walde, dem nahen Strande zu; denn zu Wasser sollte der Kaiser die Fahrt nach Kiel wieder zurücklegen. Glücklich, wer auch hier einen günstigen Stand bekam, von wo aus er auch dieses erhebende Schauspiel betrachten konnte. Johann Meyer stand mit seiner kleinen Familie im Garten eines Restaurants, hart am Strande. Da lagen die großen Schiffe der deutschen Flotte vertheilt im Hafen, alle im bunten Flaggen-

Digitized by Google

schmuck, die Mannschaften in Gala auf Deck, und alle des Augenblickes der Vorbeifahrt des Kaisers harrend.

Und da kam er auf einem kleinen Dampfer von Holtenau her, und noch bevor er dem ersten Schiffe gegenüber war, fielen auch schon die Salutschüsse; und im Nu standen auf allen Raaen der Masten die Matrosen in Parade, und ein brausendes Hurrah tönte dem kleinen Dampfer entgegen. Alles wiederholte sich bei dem zweiten Schiff, bei dem dritten und den übrigen. Se. Majestät stand auf Deck und erwiderte freudig und mit freundlichen Grüßen die donnernden und brausenden Ehrenbezeugungen.

Doch, was ist das? — Eine Menge Torpedoboote — hin und her! Wie im Fluge schießen sie dahin, daß sich hoch auf die schäumenden Wogen bäumen und daß sie hinwegstürzen über das Vorderdeck. Was für ein Anblick! — zu viel fast auf einmal, um alles zugleich zu übersehen. Man wollte dem deutschen Kriegsherrn ein umfassendes Bild seiner jungen Marine zeigen, und das hatte man vollständig erreicht. Es war ein entzückendes Schauspiel, wohl noch schöner als das vordem im Walde.

Eine große, herzerquickende Überraschung wurde dem alten Kaiser zu Theil, als er eben in Holtenau angekommen war. Plötzlich eilte auf ihn zu und umarmte ihn seine einzige Tochter, die Großherzogin von Baden. Sie wußte ja, wie sehr er sie liebte und wie schmerzlich es für ihn sein mußte, gerade heute, an einem so denkwürdigen Tage, seinen „Fritz" nicht um sich haben zu können. Nun war sie heimlich gekommen, um ihm so eine große Freude zu bereiten und Ersatz zu bieten für den so schmerzlich Vermißten.

Ein nationales Fest wie dieses, so bedeutsam wie wenige andere, mußte natürlich auch von Johann Meyer poetisch verherrlicht werden; und um so lieber that er dies, als es ihn zugleich gewaltig drängte, der großen Freude über das wichtige Ereigniß, das sich unter seinen Augen vollzog, einen würdigen Ausdruck zu geben. Es geschah in zwei schwungvollen Gedichten, einem plattdeutschen — „Jubelleed, to unſ' Kaiserfest un de Kanalfier an'n 3. Juni 1887" —, das als Festgedicht an der Spitze des „Kieler Tageblattes" stand, und einem hochdeutschen, das als Prolog eine Festvorstellung, die im Wriedt'schen Saale, von Mitgliedern des Hamburger Stadttheaters veranstaltet war, einleitete und durch

Digitized by Google

Frau Beier-Braun, die Heroine der genannten Bühne, trefflich zum Vortrage kam. Beide Gedichte mögen in unserer Festschrift einen Platz finden.

Jubelleed.

(To unſ' Kaiſerfeſt un de Kanalfier an'n 3. Juni 1887.)

Unſ' Kaiſer kummt! — Hurrah! Hurrah!
Nu lat de Schep man krachen!
Nu wieſ' di man, Fru Kilia,
Behangn mit Grön un Flaggen!
Un du, an'n Oſt- un Weſtſeeſtrand,
De blaue See to Föten, —
Min Sleswig-Holſteen ſtammverwandt,
Kumm mit, em to begröten!

Un ſühſt an'n Weg en Kornblom ſtahn,
Wo bruſt din Ahrenſegen,
So nimm ſe mit in't Widergahn,
Se em to Ehrn to dregen!
Un an ſin Blom erinner di,
Wat mal de Leevd' muß liden, —
Gott Lof, de Tid iſt lang verbi,
Un wat för annre Tiden!

Den Franzmann hett he utbetalt
Dreedoppelt! — un darneben
De Kaiſerkron ut Frankrik halt
Un uns den Kaiſer geben!
Noch geev't keen Feldherrn ſo in't Feld
In alle Königriken!
Un noch keen Kaiſer up de Welt,
De em weer to vergliken!

Un noch keen Fürſt op düſſe Eer
So leev un gut ni minder,
Un de dar 'n betern Vader weer,
Als he, för all ſin Kinner!
In all de Jahrn, wa ſwar ſin Stand,
Keen Wiken un keen Wanken!
Un wat för'n Segen ut ſin Hand!
Neegſt Gott, doch em to danken!

Un wat em nu von Harten drifft,
So rik uns to beſchenken,
All wedder 'n Wark, dat alltid blifft,
Sin Ruhm to 'n Angedenken!

Digitized by Google

Förwahr, dat is en Grundſteen noch,
De lett uns wat beleben!
Nu ward de Oſt- un Weſtſee doch
Eerſt recht tohopen geben!

Ja, wat en Wark! — Wo hin un her
Noch Koppeln grönt un Wiſchen,
Dar wogt tonöſt en Weltverkehr
Op grote Schep dartwiſchen!
Dar floth un ebbt dat op un dal,
Dar ſüht vellicht alleben
Vun 'n Appelbom Fru Nachdigal
Verbi en Kriegſchipp ſweben!

Un wenn dat Wark eerſt farrig ſteiht,
Vun alle Welt befahren,
Wa mennig ſmucke Dreemaſt geiht
In 'n Sturm ni mehr verlaren!
Hier liggt keen Riff und lurt keen Sand,
Hier geiht keen Leben ünner,
So ſchirmt dit Wark noch ut ſin Hand,
Wa vel ni vun ſin Kinner!

Un wat för'n Hölp mal för unſ' Wehr,
Mutt gau de Flott tohopen!
Ehr groten Panzers brukt ni mehr
Um Skagen rumtolopen!
In'n Handumdreihn ſo ſünd ſe dar, —
Dat mag den Fiend wul wunnern!
Un een, twee, dree, — ſo ſünd ſe klar,
Mit op em lostodonnern!

Unſ' leev Herr Kaiſer an de Spitz,
Sin Rik to Ruhm un Freiden!
Un em to Sid unſ' Kronprinz Fritz!
Un denn de annern Beiden!
Prinz Wilhelm bi de Landarmee,
De längſt bedeckt mit Ehren!
Prinz Heinrich bi de Macht to See, —
Wakeen wul uns wat lehren?!

Un Een, de Leevſt' uns vun de Veer,
Den ſchall, em to beglücken,
Allus, wat an Leevd' man hett de Eer,
Sin Lebensabend ſmücken!
Gottsſegen op ſin ſneewitt Haar
Un alles Glück vun'n Heben!
Hurrah! — Noch öwer hunnert Jahr!
Unſ Kaiſer de ſchall leben!

Digitized by Google

Prolog.

Im Grün des Frühlings leuchten Flur und Hain,
Es duften schon die Lilien und Syringen,
Die Falter wiegen sich im Sonnenschein,
Und all' die lieben kleinen Vöglein singen!
Ist's nicht, als wär' dein Menschenherz zu klein
Für all' die Wonnen, welche es durchdringen?!
Und doch noch mehr der Lust hat es empfunden
Durch dieses einen Tages schöne Stunden!

Was du zu hoffen kaum gewagt, geschah
Und ließ die Freud' dir aus den Augen thauen!
Wen barg dein Schloß? — und heut', wen sahst du da,
Wo deutscher Fleiß das Riesenwerk will bauen?!
Dein Kaiser war's! — und dir so nah, so nah,
Daß in sein liebes Aug' du konntest schauen!
Er ist so groß, — so viel durch ihn geschehen,
Daß schon zu preisen, wer ihn nur gesehen!

Heut' war er dein, du meerumschlungnes Land
Der Doppeleiche, das er einst befreite!
Und dein, du schöne Stadt am Holstenstrand!
Und euer war sein königlich Geleite!
Und war, der mit ihm Frankreich überwand,
Auch leider heute nicht an seiner Seite,
So blieb uns doch die Freud' an dessen Sohne,
Dem auch einmal bestimmt die Kaiserkrone!

Und Dein nicht minder, unser Prinz am Bord,
O, welche theure Gäste Dein für heute!
Wie haben ihnen das Willkommenswort
Der Flotte zugedonnert Deine Leute!
Hoch in den Raa'n, wie jubelten sie dort,
Als ihres Kaisers Nähe sie erfreute!
Aus seiner Hand erwuchs Alldeutschlands Stärke:
Die Landmacht und die Seemacht — seine Werke!

Und welch' ein Werk wird hier zu un'srer Wehr
Und unsers Kaisers Ruhm alsbald erstehen!
Wie manch ein junges Leben bald nicht mehr
In wilder Sturmnacht ringend untergehen!
Hier werden wir vorüber hin und her
Der Flotte stolze Panzer schweben sehen,
Und flattern sehn im farbigen Gepränge
Der fremden Schiffe bunte Flaggenmenge!

Digitized by Google

Ja, welch' ein Werk! — und der es uns beschert,
Ist's nicht derselbe, der nach Gottes Walten
Dem deutschen Volk, ihm über alles werth,
Von seinem Heim das Unglück ferngehalten?!
Ist's nicht derselbe, der mit blankem Schwert
In tiefer Bergesnacht geweckt den Alten,
Nach dessen langem Schlaf aus seinen Banden
Das Deutsche Reich so wundervoll erstanden?!

Was er dem deutschen Volke hat verlieh'n,
Das ward verlieh'n bisher ihm noch durch keinen.
O, Gottes reichster Segen über ihn,
Und Gottes reichster Segen all den Seinen!
Die Jahre kommen, und die Jahre flieh'n,
Und jedem hört die Sonne auf zu scheinen:
Gott lasse ihn noch lange, lange wandern
Durch Freuden hin von einem Jahr zum andern!

Und nun die Kunst, hier schaffend ihr Gebild,
Von uns verlangt, die Stunde ihr zu schenken,
Und das, was unser Herz noch ganz erfüllt,
In ihre süßen Zauber will versenken:
Auf's neue laßt uns, eh sie es umhüllt
Mit zartem Schleier, — dieses Tags gedenken
Und un'srer Freude jubelnd Ausdruck geben!
Hoch Kaiser Wilhelm! Er soll leben! leben! — —

Und nun nur noch einen Monat weiter, und wir stehen vor einer anderen Feier, deren Mittelpunkt der Dichter selbst mit seiner Familie und seiner Anstalt bildete. Wir meinen die Feier des 25jährigen Bestehens der Kieler Idiotenanstalt. Es war vorauszusehen, daß man diese Gelegenheit ausgiebig benutzen würde, um in Johann Meyer neben dem Vorsteher ganz besonders den Dichter, der ja sonst allen Ovationen gern aus dem Wege ging, zu feiern. So hatte sich schon lange vorher und ganz im Stillen ein Comité zur Vorbereitung einer würdigen Feier gebildet. Die erste Anregung dazu ging von dem nunmehr schon lange verstorbenen Hauptlehrer Nancke aus, einem der vielen Freunde und Verehrer Johann Meyer's; er führte auch den Vorsitz in dem Festcomité.

Als zuletzt der Dichter davon Kunde erhielt, welche Feier man ihm zu Ehren veranstalten wolle, mußte ihn alles dies nur mit Genugthuung und gerechter Freude erfüllen. Denn der große Umfang, den das Jubiläumsfest annehmen sollte, gab ihm ja den

Digitized by Google

klarsten Beweis dafür, wie sehr es ihm geglückt und vergönnt gewesen war, sich mit seinen Dichtungen die Herzen anderer zu gewinnen. Und das konnte nur dadurch möglich werden, daß in seinen Liedern und Gesängen der Geist der wahren Poesie waltet. — Diese Erkenntniß mußte ihm Freude machen; denn wer der Kunst dient, bedarf zu seinem Schaffen der Anerkennung, wie die Rose des Lichtes, wenn sie Duft und Farbe hervorbringen soll.

Für unsern Freund gestaltete sich die Feier zu einem wahren Ehrentage. Alle Blätter der alten Musenstadt und viele der Heimathprovinz — darunter vor allem die „Itzehoer Nachrichten" — brachten am Morgen des 1. Juli einen Johann Meyer feiernden Artikel, andere auf die Feier bezügliche Gedichte.

Schon früh am Morgen erschienen nacheinander im Garten der Idiotenanstalt verschiedene Gesangvereine der Stadt Kiel, um den Gefeierten durch Vorträge von Liedern, hauptsächlich von solchen, deren Verfasser er war, zu ehren. Dann brachten ihm im Laufe des Vormittags Deputationen von Vereinen ihre Glückwünsche dar unter Überreichung von Diplomen, durch welche er zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Am Abend sollte der zweite Theil der Feier in dem reich geschmückten Saale des Wriedt'schen Etablissements stattfinden. Schon lange vor Beginn derselben war der weite Raum bis auf den letzten Platz gefüllt, und auf der Gallerie hatte sich ein reicher Damenflor eingefunden. Nun betrat auch der Jubilar mit seinen Töchtern den Saal, und ein Orchestertusch und brausende, jubelnde Zurufe empfingen sie.

Dann begann die Feier mit einer passenden Ouvertüre. Als sie verklungen war, betrat der Vorsitzende des Hauptcomités, Herr Hauptlehrer Nancke, das mit Blumen und Guirlanden geschmückte Rednerpult, um mit kurzen einleitenden Worten auf die Bedeutung der Feier hinzuweisen und dem Festredner, Herrn Hauptlehrer Enking das Wort zu ertheilen. Die Worte, womit dieser den Jubilar feierte, sowie diejenigen, welche der Gefeierte erwiderte, machten selbstverständlich einen wesentlichen Theil der ganzen Festlichkeit aus und verdienen schon deshalb hier wiedergegeben zu werden; aber eine noch größere Berechtigung hierzu erhalten sie dadurch, daß man aus ihnen ebensowohl ein Bild

Digitized by Google

von den hohen Verdiensten unseres Freundes wie von seiner außerordentlichen Bescheidenheit erhält. Wie sagt doch Rückert in seiner Weisheit des Brahmanen?

Bescheidenheit, ein Schmuck des Mannes, steht jedem fein,
Doch doppelt jenem, der Grund hätte, stolz zu sein.

Herr Enking sprach etwa Folgendes:

Verehrte Festgenossen! Es ist allezeit ein Segen von oben, wenn es einem Manne vergönnt ist, sei es in welchem Lebensberufe, mit Erfolg ein Vierteljahrhundert in ungeschwächter Kraft zu wirken, — und wie es natürlich ist, wenn das Herz desjenigen, dem ein solcher Segen zu Theil geworden, an der Schwelle eines neuen Vierteljahrhunderts von Dank erfüllt ist gegen den, der bisher geholfen, so ist es eine natürliche und feine Sitte, daß diejenigen, die einem also Gesegneten am nächsten und nahe stehen, ihm ihre Mitfreude und ihre Glückwünsche zum Ausdrucke bringen.

Am heutigen Tage blickt unser Mitbürger Herr Johann Meyer auf einen solchen Zeitabschnitt zurück; 25 Jahre sind verflossen, seitdem er hierorts eine Idiotenanstalt, d. h. eine Anstalt zur Pflege und Erziehung solcher unglücklichen Kinder eröffnete, die von der Natur mit ungewöhnlich geringen Geistesgaben ausgerüstet sind und daneben meistens noch an unheilbaren körperlichen Gebrechen verschiedener Art leiden. Wahrlich, ein schwerer Beruf, Lehrer und Erzieher dieser Kinder zu sein; denn er bringt Mühe von früh bis spät und Sorgen jeder Art, er erfordert eine nie erschöpfende Geduld und die größte Selbstverleugnung! Nur, so wiederhole ich mit den Worten eines andern, nur wer von warmer Liebe zur Jugend und von inniger Theilnahme für solche unglückliche Kinder, wie von dem edlen Verlangen erfüllt ist, ein Wohlthäter seiner leidenden Mitmenschen zu werden: nur der konnte sich aus freien Stücken einen Beruf wählen, der ihm bei aller Arbeit keine Aussicht auf glänzende materielle Erfolge verhieß.

Ein Unternehmen, das mit solchen Gesinnungen begonnen wurde, konnte nicht ungesegnet bleiben, und so hat sich unter Herrn Meyer's Leitung die Anstalt aus sehr kleinen und beschränkten Anfängen zu einem großen Umfange entwickelt. Die liebevolle Behandlung und die sorgsame Erziehung, welche den

Digitized by Google

Zöglingen der Anstalt zu Theil wurde, erwarben dem Vorsteher das Vertrauen weiter Kreise, und er darf mit Genugthuung und Dank auf seine 25jährige Thätigkeit und die ihm gewordene Anerkennung zurückblicken.

Von fern und nah sind ihm denn heute Glückwünsche zu seinem 25jährigen Jubiläum dargebracht, — in einem weit größeren Umfange, als sie die stille Liebesthätigkeit in der Anstalt allein würde veranlaßt haben Wenn die Kampfgenossen von 1848, wenn die Gesangvereine unsrer Stadt, wenn ein die Kunst Thaliens pflegender Verein durch Deputationen am heutigen Tage dem Jubilare Glückwünsche und Beweise der Anerkennung dargebracht haben, wenn sich heute Abend die durch jene Deputationen vertretenen Kreise mit zahlreichen Freunden des Jubilars hier vereinigt haben, um, den geschätzten Jubilar in ihrer Mitte, eine eigenartige, seltene Feier zu begehen: so ist das ein Beweis dafür, daß sich der Gefeierte noch auf einem andern Gebiete als dem der Amtsverwaltung ausgezeichnet hat, — wir wissen, es ist das der Kunst — und daß das Amtsjubiläum den genannten Kreisen zu einem von ihnen fröhlich ergriffenen Anlaß geworden ist, um — unserm vaterländischen Dichter Johann Meyer eine Huldigung darzubringen.

Wenn nun seitens des geehrten Festcomités, mir als dem langjährigen Freunde unsers Dichters, der ehrenvolle Auftrag geworden ist, die Festrede zu halten, so habe ich geglaubt, im Sinne des Comités zu handeln, wenn ich, dem Geiste des Programms entsprechend, in den Kranz, der dem Jubilar aus seinen eigenen dichterischen Erzeugnissen, umwoben von sympathischen Harmonien, hier heute Abend gewunden wird, ein Lebensbild des Dichters flechte. Es mag zwar selten sein, daß man in Gegenwart des Gefeierten selbst dessen Lebenslauf entrollt; ich denke aber, mein Freund, der bislang so viel Übung in der Geduld gehabt, wird auch eine kurze Weile geduldig anhören, und hoffe, daß der eigentliche Lebensgang des Dichters das Interesse der Hörer gewinnen wird, sowie daß Sie, verehrte Festgenossen, aus demselben vor allem das erkennen, daß die Volksthümlichkeit der Meyer'schen Muse eine echte Wurzel hat.

Im Jahre 1829 am 5. Januar in Wilster geboren, kam unser Dichter bald nach seiner Geburt mit den Eltern nach dem Geest-

Digitized by Google

dorfe Schafstedt in Süderdithmarschen. Hier wuchs er heran, hier genoß er den Unterricht, wie ihn eine einfache Dorfschule bieten kann, hier lebte er bei, mit und unter den Bauern; so wurde Dithmarschen seine eigentliche Heimath, und Dithmarschens plattdeutsche Mundart wurde seine Muttersprache. Schon früh zeigte sich die poetische Anlage des Knaben. Einige Bändchen einer Groschenbibliothek deutscher Klassiker, die ihm in die Hände fielen, darunter besonders Bürger's Gedichte, weckten in ihm den schlummernden Keim und regten ihn zu den ersten dichterischen Versuchen an, deren erster ein „Erntelied" war.

Kurz vor seiner Konfirmation zogen seine Eltern nach Sollerup an der Treene, woselbst sein Vater eine Mühle gekauft hatte, und nach der Konfirmation wurde der Sohn Müllerlehrling, freilich ohne Neigung für diesen Beruf zu haben; denn er sehnte sich darnach, einmal eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Soweit es die ihm sparsam zugemessene Freiheit erlaubte, studirte er mit Eifer die deutsche Grammatik, auch nahm er zweimal wöchentlich Privatstunden bei einem benachbarten Prediger. Als die Lehrzeit in der Mühle beendet war, erlernte er während der nächsten 4 Jahre das Zimmerhandwerk, damit er als künftiger Müller seine Mühle selbst in Ordnung erhalten könne. Darnach kehrte er ins Elternhaus zurück und begann, als Geselle, dem väterlichen Betriebe vorzustehen. In dieser Stellung setzte er seine dichterischen Versuche fort, und das „Itzehoer Wochenblatt" (die jetzigen „Itzeh. Nachr.") brachte schon damals hin und wieder eines seiner Gedichte zum Abdruck. Aufs neue erhielt er Unterricht bei dem Prediger, um Latein und Griechisch zu lernen, und „zwischen den Mehlsäcken saß der Müllergeselle, den Cäsar, Virgil und Homer studirend."

Als er 22 Jahre alt war, ging sein heißester Wunsch in Erfüllung: er durfte ein Gymnasium beziehen, und zwar die Gelehrtenschule zu Meldorf, wo schon einmal ein Müllergeselle als 18jähriger Jüngling seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatte, — der nachmalige Konsistorialrath Dr. Klaus Harms in Kiel. Seinen Platz erhielt Johann Meyer unter — den Tertianern, aber bei seiner Begabung und seinem eisernen Fleiße gelang es ihm, ohne daß er der Mühe und sie ihm untreu wurde, in 3½ Jahren das Gymnasium zu absolvieren. Während dieser Zeit wurde Dithmarschen zum zweiten Mal seine Heimath und er ein

Digitized by Google

echter Dithmarscher. In seinen freien Stunden durchstreifte er Feld und Flur, trat in freundlichsten Verkehr mit den Landbewohnern, belauschte die Natur und beobachtete mit den offensten Augen das Volksleben. Von diesen fröhlichen Streifereien brachte er am Abend oft Blumen und — Gedichte in sein kleines Stübchen zurück, von welch letzteren dann wohl wieder das eine und das andere in das „Itzehoer Wochenblatt" wanderte.

Im Jahre 1854, also in einem Alter von 25 Jahren, bezog Meyer die Universität Kiel, um Theologie zu studiren. Doch befriedigte ihn dieses Studium nicht ganz, indem nur der historische und der ethische Theil desselben ihn anzogen. Die sonstigen Bildungsmittel, welche ihm die Universität darbot, benutzte er mit großem Eifer, und die Muse verließ ihn nie. Nach $3^1/_2$ jährigem Aufenthalte verließ er die Universität und kehrte zu seinen Eltern zurück, die nunmehr ihren Wohnsitz in der Stadt Schleswig genommen hatten. 1858 trat er an der Andresen'schen Erziehungsanstalt in Altona als Lehrer ein, und in diesem Jahre erschien der erste, im folgenden Jahre der zweite Band seiner Plattdeutschen Gedichte. Im Sommer 1859 folgte er einem Rufe als Redakteur der weit verbreiteten „Itzehoer Nachr." Doch auch hier hatte er noch nicht das Feld der Thätigkeit gefunden, die seiner gemüthstiefen Anlage entsprach. Neujahr 1860 kehrte er nach Schleswig zurück. Hier bestand seit einiger Zeit eine Idiotenanstalt, damals die einzige in den Herzogthümern. Meyer besuchte sie und machte sich mit ihren Einrichtungen bekannt. Der Anblick der unglücklichen schwachsinnigen Kinder schreckte ihn nicht ab, wie es sonst bei so vielen Besuchern der Fall ist; vielmehr faßte er den Entschluß, in Holstein eine gleiche Anstalt zu gründen. Diesen Plan brachte er im Jahre 1862 zur Ausführung, und wie er ihn mit Muth ergriffen, so hat er ihn mit Ausdauer bis auf den heutigen Tag weiter geführt.

Kaum sollte man glauben können, daß die schwierigen Verhältnisse, welche die Leitung einer solchen Anstalt mit sich bringt, eine Fortsetzung dichterischer Produktionen, geschweige denn erhöhte Leistungen auf diesem Gebiete zulasse, und dennoch hat die Meyer'sche Muse alle Hemmnisse, die sich ihr entgegenstellten, glänzend überwunden. Schien es anfangs, als ob dieselbe stille geworden, so zeigte sich doch bald, daß dies nicht der Fall sei. Davon zeugte Meyer's Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitschriften, — ich

Digitized by Google

nenne den „Jugendboten", „Die deutsche Jugend", den „Plattdütschen Husfründ", davon zeugten die verschiedenartigsten Gelegenheitsgedichte, davon zeugte besonders sein episch-lyrisches Gedicht „Gröndonnersdag bi Eckernför", das er den Kampfgenossen von 1848 zur 25. Jubelfeier des Sieges bei Eckernförde widmete, ein Gedicht, dem in der ganzen Plattdeutschen Literatur kein gleichartiges an die Seite zu stellen ist und das allein schon ihm schriftstellerischen Ruhm sichert. Ein Beweis für die Weiterentwicklung des Dichters ist ferner, daß er sich in den letzten Jahren auch dem Drama mit Geschick und Erfolg zugewendet hat.

Ziehen wir denn nun das Resultat des kurzgefaßten Lebenslaufes, so ist es dieses, daß unser Jubilar während seiner Jugend in einfachen, aber gesunden ländlichen Verhältnissen das Natur- und Volksleben seiner Heimath kennen gelernt, daß er die Last und den Segen harter körperlicher Arbeit erfahren, daß er seinem Wissensdrang durch eine wissenschaftliche Ausbildung genug gethan, daß sein von Liebe zu seinen Mitmenschen erfülltes Herz in dem von ihm gewählten schweren Berufe ein höchst edles Ziel gefunden und daß unter allen Verhältnissen die Poesie die treue Begleiterin seines Lebens geblieben ist.

Nun lebt er seit 25 Jahren in seiner stillen, anspruchslosen und liebenswürdigen Weise hier am Orte. Wem das Glück zu theil wurde, ihm persönlich näher zu treten und den Menschen in ihm kennen zu lernen, der weiß, daß er einen Schatz in ihm gefunden hat, wie er sich selten findet. Doch stille, — die Anwesenheit des Freundes erlegt an dieser Stelle mir Schweigen auf. Ich sage nur: das Wort unseres Dichters „O, wo Du kannst, dar drög de Thran" ist in seinem Munde kein leerer Schall; und dagegen: wo es galt, die Freude der Fröhlichen zu erhöhen, da war er stets willig, mit seinen Gaben zu dienen, und wann sich irgend die Wellen des Volks des künstlerischen und patriotischen Lebens höher erhoben, da war unser Jubilar allezeit bereit, in volksthümlichen Stimmen das Rauschen derselben zu verdolmetschen.

Welche Bedeutung Johann Meyer als Dichter gewonnen hat, das lehrt uns die Anerkennung, die er bereits bei der ersten Herausgabe seiner plattdeutschen Gedichte von andern namhaften, kompetenten Schriftstellern gefunden hat; ich nenne nur Hebbel

Digitized by Google

und Reuter, davon zeugt die weite Verbreitung mancher seiner, gewissermaßen zur musikalischen Komposition herausfordernden Lieder, sowie der große Beifall, den seine Dramen errungen haben, davon zeugt vor allem denn auch das heutige Fest. Unsere Kämpfer von 1848 haben es sich nicht nehmen lassen, dem Sänger der Schlacht bei Eckernförde, die er in seinem „Theodor Preußer" so überaus glücklich dramatisirt hat, heute ihre Hochachtung zu bezeugen; die hiesigen Gesangvereine sind erschienen, um mit des Dichters eigenen Liedern ihm ihren Dank auszudrücken, und der Verein „Thalia" zollt ihm heute Abend seine Anerkennung durch Aufführung des neusten seiner eignen Dramen.

Was ist es denn, wodurch wir uns so sehr zu seinen Dichtungen hingezogen fühlen? Es ist die echte Volksthümlichkeit derselben, es ist die Tiefe des Gemüths, die Zartheit der Empfindung, die Wahrheit der Lebensauffassung, die Heimathsliebe und der Patriotismus, welche aus ihnen athmen, und die Meisterschaft in der Form der Darstellung. Johann Meyer ist ein plattdeutscher Dichter ersten Ranges, darf aber auch durch seine hochdeutschen Dichtungen — Lieder, Sprüche, Balladen und Märchen —, die freilich noch weniger bekannt sind, Anspruch auf Anerkennung erheben. In diesen finden wir dieselbe Gemüthstiefe, dasselbe Naturverständniß, dieselbe Musik und Kraft der Sprache wieder, die wir in seinen plattdeutschen Gedichten bewundern und lieben.

Hochgeehrte Festgenossen! Sie haben es sich nicht nehmen lassen wollen, das heutige Berufsjubiläum des Herrn Direktor Meyer als Anlaß dazu zu ergreifen, dem vaterländischen Dichter Johann Meyer Ihre volle Anerkennung zum Ausdruck zu bringen; Sie haben nicht warten wollen, bis ernstes Moos das Mal eines theuern Entschlafenen deckt, Sie haben dem Lebenden sein Recht werden lassen wollen, und das, gestatten Sie mir, es auszusprechen, gereicht Ihnen selbst zu großer Ehre. So lassen Sie uns denn unsere Anerkennung, unsern Dank und unsere heißen Wünsche für den theuren Jubilar noch einmal zusammenfassen und, den Blick gen oben richtend, das Ende an den Anfang knüpfen. Möge ihm der Segen von oben, der bisher auf der Berufsthätigkeit unseres Jubilars sichtbar geruht hat, möge ihm die Idealität und Fruchtbarkeit seines Geistes, die ihn bisher beglückt hat, bewahrt bleiben bis in fernen Zeiten! Zur Besiegelung dieser unserer Wünsche er-

Digitized by Google

heben wir uns alle und bringen unserm vaterländischen Dichter Johann Meyer ein dreifaches Hoch!

Als das dreimal erbrausende Hoch aller Anwesenden zugleich mit den Klängen des begleitenden Orchestertusches verhallt war, betrat der Jubilar das Katheder und hielt die nachfolgende Erwiderungsrede:

„Hochverehrte Anwesende!

Mit ebenso tiefer Rührung als inniger Dankbarkeit stehe ich vor Ihnen, um den mannigfachen Gefühlen, welche mein Herz überfluthen, in einigen Worten Luft zu machen. Der heutige Tag hat sich für mich zu einem so ehren- und freudenreichen gestaltet, wie ich es mir nimmermehr habe träumen lassen. Und Sie alle, hochverehrte Anwesende, haben mir heute einen Kranz der Freude in die Hand gedrückt, auf dessen zahlreichen Blättern alle Ihre Namen vor meinem Geiste verzeichnet stehen und der in meiner Erinnerung grünen wird, so lange ich lebe. Als ich vor einigen Tagen um meine Einwilligung zu dieser Feier ersucht wurde, war ich allerdings schwankend, weil in mir der Gedanke aufgekommen war, ob es denn doch nicht als unbescheiden und arrogant meinerseits erscheinen könnte, so großartige Freundschafts- und Verehrungszeichen nur so hinzunehmen, als ob sie sich von selbst verständen. — Was sind denn 25 Jahre der Anzahl von Jahren gegenüber, die erst vor Kurzem zwei 50jährige Jubiläen uns gebracht haben, die der hochgeschätzten und allverehrten Herren Lehrer Haß und Knees?! — Allerdings, und das sei mir gestattet, hier nur flüchtig zu erwähnen, kommen in einem Berufe, wie der meinige, der trüben, schmerzlichen und aufregenden Stunden gar manche vor, und mancher Tag ist ein das Gemüth so schwer bedrückender, daß ich mich wohl zu der Annahme verleiten lassen könnte, eine derartige 25jährige Thätigkeit meines Lebens sei schon genug und die noch für mich übrige Zeit mir gern zu meiner Erholung zu gönnen. — Gering sind die Opfer nicht, welche ein Beruf wie der meinige von mir und meiner Familie verlangt, und klein sind auch nicht die Ansprüche, welche täglich an uns gemacht werden, und wir haben von Anfang an auf gar manches, was zum Sonnenscheine des Lebens gehört, verzichten müssen. Aber, und das muß ich hier doch auch mit dankerfülltem Herzen erwähnen, meine Anstalt hat von Anfang an so feste, sichere und treue Stützen

Digitized by Google

zur Seite gehabt, daß mir und den Meinigen dadurch die Schwere unseres Berufes beständig um einen großen Theil erleichtert wurde. Viele angesehene und einflußreiche Männer kamen mir schon zur Zeit der Gründung mit großem Wohlwollen entgegen. Ich nenne als den ersten besten den Herrn Dr. Friedrich Volbehr, der sich ja auch um die Begründung unsrer Blindenanstalt so hoch verdient gemacht hat. Seine Feder war unablässig thätig, meiner Anstalt neue Freunde zu gewinnen. Ich nenne den verstorbenen Physikus Dr. Francke, den damaligen Bürgermeister Kirchhoff, den verstorbenen Konsistorialrath Versmann, den hier anwesenden Herrn Rektor Dietz und den Kurator der Universität, Grafen Reventlow, dessen Fürsprache die Anstalt ihre erste pekuniäre Unterstützung seitens der dänischen Regierung zu verdanken hatte. Alle hiesigen Herren Ärzte haben von jeher meiner Anstalt sympathisch gegenüber gestanden. Ich erwähne von ihnen nur den Herrn Geheimrath Professor v. Esmarch, den verstorbenen Herrn Geheimrath Professor Bartels, den Geheimen Regierungs- und Medizinalrath Herrn Professor Bockendahl, den Herrn Justizrath Dr. Seestern-Pauli und last not least, den Herrn Sanitätsrath Physikus Dr. Joens, der, nun schon seit so vielen Jahren als Arzt meiner Anstalt ihr allezeit ein treuer Helfer in der Noth und ein immer freundlicher Berather gewesen ist. Und auch das darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß meiner Anstalt schon von Anfang an so viele pekuniäre Unterstützungen zu Theil wurden, als genügten, ihre Existenz zu sichern. Ich habe schon angedeutet, daß sie sich einer Unterstützung seitens der dänischen Regierung erfreuen durfte, und außerdem waren es besonders zwei Spar- und Leihkassen, die zu Kiel und zu Rendsburg, denen die Anstalt und deren Begründer zu unabläßlichem Dank verpflichtet bleiben. — Und als in späterer Zeit die Trennung von Dänemark stattfand, war es nicht minder die Königliche Preußische Regierung, welche auch meine Anstalt nicht vergaß, und als auch später der Provinz zu gewissen Zwecken der Selbstverwaltung ihr eigner Herd zugewiesen wurde, da war es vor allem der Herr Landesdirektor v. Ahlefeld, der Freund der Blinden, welcher auch die Sache der Idioten förderte, und auf seine Veranlassung auch der ganze provinziale Landtag. Jahr für Jahr bekam die Anstalt seitdem zugleich mit der schleswigschen eine Unterstützung aus jenem Fond, und zwar eine genügende, um Jahr für Jahr ihre Existenz

Digitized by Google

zu sichern. — Aber warum bekenne ich denn dies alles hier?! — Hochverehrte Anwesende, ich möchte dadurch gern die Bedeutung des heutigen Tages und seiner Feier für mich und die Anstalt in das richtige Licht stellen! — Ja, ja! — Ich möchte die Bedeutung dieser Feier um etwas verringern, möchte das Bedenken rechtfertigen, das in mir entstand, als ich sie genehmigen sollte! Ja! ja! und ich möchte Ihnen zurufen: Verzeihen Sie mir, daß ich stille gehalten, — ich habe um der Anstalt und meines Berufes willen allein eine solche ehrenvolle Auszeichnung wohl nicht verdient! Und nun, hochverehrte Anwesende, befinde ich mich plötzlich einem Umstande gegenüber, der, wie ich anzunehmen kein Bedenken trage, auch mit dieser von Ihnen ins Werk gesetzten Feier in einigem Zusammenhange stehen dürfte. — Ich weiß es, und es sind mir ja auch hier seit meiner dichterischen Thätigkeit in Kiel, also seit dem Bestehen meiner Anstalt, unzählige Beweise davon gegeben worden, daß man mich auch hier wie anderswo um dessentwillen ehrt und achtet, was ich Apoll und den Musen verdanke. — Ich darf mir erlauben, Sie alle, meine Herren Sänger, daran zu erinnern, wie Sie ja schon so oft, wo uns der Zufall zusammenführte, fröhlich meine Lieder anstimmten, um mir eine Freude zu machen, wenn nicht einen Dank zu äußern. — Ich darf mir erlauben, Sie, geehrte Anwesende aus dem Verein „Thalia" und dem Verein der Kampfgenossen von 1848—51 daran zu erinnern, wie oft Sie mich schon aus Erkenntlichkeit für irgend einen theatralischen Genuß vor die Rampe gerufen haben, um mir Ihren Dank entgegen zu jubeln. — Vielleicht auch nicht wenige der hier Anwesenden dürften schon Zeugen davon gewesen sein, daß mir in unsern öffentlichen Theatern eine solche Anerkennung und Ehre zu Theil geworden ist. — Und deutet denn auch nicht das Arrangement der heutigen Feier auf etwas Ähnliches hin? — Wollen Sie mir nicht durch die Vorträge einer Menge meiner Lieder eine Freude machen? — Wollen Sie mich nicht durch die Aufführung eines der von mir verfaßten Theaterstücke besonders ehren und erfreuen? — Da dürfte ich mich denn wohl in keinem Irrthume befinden, wenn ich annehme, daß diese Feier für Sie noch eine Nebenbedeutung hat, und daß Ihnen mein und der Anstalt 25jähriges Jubiläum die gern gesehene Gelegenheit geboten, mir zu erkennen zu geben, wie Sie mich um meiner poetischen Leistungen willen achten und

Digitized by Google

ehren! — Nun, hochverehrte Anwesende, ich bin weit davon entfernt, Ihnen das zu verwehren, und ich bekenne gern, daß gerade dieser Umstand es hauptsächlich gewesen ist, welcher mich veranlaßt hat, Ihnen die Genehmigung zu dieser Feier nicht zu versagen. — Mein poetisches Leben ist von meinem Anstaltsleben nun einmal nicht zu trennen, und so lange die Anstalt existirt, haben auch beide in einem innigem Zusammenhange mit einander gestanden. — Wenn ich matt war und der Erholung bedurfte, die Muse hat sie mir gewährt, — sie hat mich getröstet, wenn ich betrübt war, und sie hat, wenn ich froh war, mir den rechten Ausdruck der Freude gegeben. — Um wie viel leichter wurde mir mein schwerer Beruf mit einer solchen Freundin an der Seite! — Und wie manche Nacht, die ich um der Anstalt willen durchwachen mußte, gewährte sie mir ihre Herz und Gemüth erquickende Gesellschaft! Schon aus Dank gegen diese meine Freundin, und da ich als ihr Günstling zu jener Kategorie von Menschen gehöre, denen in der Anerkennung die Hauptbedingung ihres fröhlichen Weiterschaffens liegt, konnte ich eine Feier mit solcher Nebenbedeutung nicht zurückweisen. Und ich wiederhole es nochmals freudig und gern: Sie haben mir heute einen Kranz der Freude in die Hand gedrückt, auf dessen unzähligen Blättern alle Ihre Namen vor meinem Geiste verzeichnet stehen und der in meiner Erinnerung grünen wird, so lange ich lebe! — Und ich bitte Sie, meinen Dank und meine Freude gegen das Comité, gegen die Herren Sänger, gegen die Mitwirkenden auf der Bühne und gegen alle, welche gekommen sind, an meinem Feste theilzunehmen, nun dergestalt äußern zu dürfen, daß ich jubelnd ausrufe: Sie alle sollen leben!"

Nach dieser oft durch Beifall unterbrochenen Rede eröffnete die von Carl Meyer componirte Ouvertüre zu des Jubilars „To Termin" das reichhaltige Programm der musikalischen und Gesangsvorträge. Es folgten die stimmungsvollen, von Baldamus und Prase in Musik gesetzten, allbeliebten Lieder „O du min Blom" und „O Mondenschein", vorgetragen von den vereinigten Kieler Gesangvereinen Concordia, Eintracht, Germania und Liedertafel, sowie die von Prase herrührende Ouvertüre zu dem Genrebild „Im Kruge zu Tolk".

Den zweiten, länger ausgedehnten Theil des Programms füllte die Vorführung von Johann Meyer's plattdeutschem Charakterbild

Digitized by Google

„En lütt Waisenkind" aus; Mitglieder der „Thalia" brachten das Stück überaus trefflich zur Darstellung. Eine mir vorliegende Kritik rühmt von ihnen, daß sie sammt und sonders vorzügliche Leistungen boten; „was sie gaben — und das ist nicht genug anzuerkennen — war unverfälschte Lebenswahrheit, eine Charakterzeichnung, die nach der ernsten, wie nach der humoristischen Seite hin stets das Schwarze traf. Auch der gesangliche Theil gelangte vollauf zu seinem Rechte. Bei offener Scene, zumal aber nach den Actschlüssen, wurde lebhaft applaudirt." — Am Schlusse verlangte die Versammlung auch stürmisch nach dem Dichter; er leistete diesem Verlangen auch Folge, und der wohlverdiente Lorbeerkranz wurde ihm von einem der Darsteller überreicht.

Auf dieses herrliche Stück, nach unserem Dafürhalten das schönste aller Meyer'schen Dramen, werden wir weiter unten noch zurückkommen.

Nach Beendigung der scenischen Aufführungen kamen wieder Lieder des Jubilars zum Vortrag; die anwesenden Componisten, Baldamus, Carl Meyer und Prase, wurden durch Hervorruf und Tusch geehrt.

Gegen 1 Uhr nachts schloß der Vorsitzende den officiellen Theil; aber „wenn sich der Schwarm verlaufen hat um die mitternächtige Stunde, dann findet unter den Edleren statt eine würdige Tafelrunde", und so hielt der Kern der Festtheilnehmer unter Recitationen plattdeutscher Lieder, Gesangvorträgen, Reden und Orchestermusik bis zum hellichten Morgen aus.

Das waren nicht die einzigen Ehrungen, die Johann Meyer an seinem Jubiläum zu Theil wurden; es liefen auch Telegramme und Briefe in einer so großen Zahl ein, daß einige Tage unausgesetzter Thätigkeit dazu gehörten, allen Absendern den Dank dafür auszusprechen.

Dann langten Geschenke mancherlei Art an, darunter auch Diplome vieler Vereine, die den Jubilar zu ihrem Ehrenmitgliede ernannten. Von all diesen Gaben mag wohl keine mehr das Herz des Beschenkten erfreut haben, als die, womit ihn in sinniger Weise seine beiden Töchter überraschten. Es war dies eine Zusammenstellung von Photographien zu einem großen Bilde; in der Mitte befindet sich das Hauptgebäude der Anstalt, das zugleich das Wohnhaus des Vorstehers und seiner Familie ist, und rund

Digitized by Google

herum umgeben es die Gruppenbilder sämmtlicher Pfleglinge mit ihrem Lehr- und Wärterpersonal. Dieses hübsche Bild, das wir auf der nächsten Seite in einer kleinen Reproduction wiedergeben, ziert das Studierzimmer unseres Poeten, und die Freude, womit er den Besucher darauf aufmerksam macht, läßt erkennen, wie lieb und theuer ihm gerade dieses Angedenken an seinen Jubiläumstag ist.

Unter den vielen Gaben, womit man Johann Meyer zu ehren suchte, befanden sich auch Gedichte; sie waren entweder in Zeitungen veröffentlicht oder wurden dem Jubilar im Manuscripte zugestellt. Eines darunter, das ich irgendwo gedruckt gelesen habe, hat mir besonders gefallen; es hat den Director der Kieler Gewerbeschule, J. F. Ahrens, zum Verfasser und lautet also:

O armes Kind mit blöden Sinnen,
Wer wird dein Freund und Pfleger sein?
Wer lenkt dein Lernen und Beginnen,
Wer reißt dich aus dem dumpfen Sein?
Wer schürt den unscheinbaren Funken,
Der, matt wie ein zerflackernd Licht
Und unter Asche fast versunken,
Aus deinen Augensternen bricht?

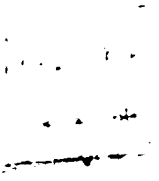
Wer beut dir frohe Kinderspiele,
Worinnen Lust und Leben schäumt?
Ach, unerreichbar sind die Ziele,
Wovon die Mutter einst geträumt.
Als sie zuerst so froh den Kleinen
Aus dankerfüllte Herz gelegt,
Da nimmer will der Tag erscheinen,
Wo frei der Geist die Schwingen regt.

Nichts will im Grund der Seele sprossen,
Gleichwie auf dürrem Sand und Kies.
Ein dumpfer Bann hält wie verschlossen
Das Thor ins Geistesparadies.
Da späht das Vaterang' voll Sorgen
Hinaus nach einem Gärtnerheim,
Wo treue Sorge still verborgen
Noch wecken mög' den schwachen Keim.

Du schufst dies Heim, drin Du mit Milde
Geforscht nach jeder Lebensspur
In dem getrübten Gottesbilde,
Dem Gärtner gleich, des Sorge nur

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Stets darauf sinnet, daß sich rege
Das Leben, dessen Quelle stockt,
Erhoffend, daß noch treue Pflege
Zum Leben einz'lne Blüthen lockt.

Wohl kannst auch Du nicht Leben schaffen,
Wo die Natur nicht Keime streut,
Und nimmer schmieden Geisteswaffen,
Wenn das Metall der Geist nicht beut,
Wohl kannst Du das Geschick nicht wenden,
Nimmt sie Dein Heim in seinen Schoß,
Doch milden Sonnenschein noch senden
In dieser Armen dunkles Los.

Drum bleib noch lange Dir erhalten
Im Gärtnerheime Kraft und Lust,
Um Deines Amtes dort zu walten,
Der Segen in der eignen Brust.
Was Du mit Deinem liederwarmen
Herzschlag und ohne Prunk und Schein,
Stets still gethan an diesen Armen,
Soll nimmer Dir vergessen sein.

Das war das Jahr 1887 mit der Jubiläumsfeier unseres Dichters, reich an Ehren und Freude für ihn. Dann aber kam 1888, jenes für das deutsche Volk so verhängnisvolle, schmerzensreiche Jahr, in dem ihm zwei Kaiser starben. Zuerst führte der Tod den Begründer des neuen Reiches, Kaiser Wilhelm, hinweg. Diesem hatte der Himmel ein hohes Alter beschieden, und als er uns genommen wurde, da durfte man wohl klagen, aber nicht hadern mit dem Geschicke. Aber noch war nicht vernarbt die Wunde, die sein Tod dem deutschen Herzen geschlagen, — als zum zweiten Male in der kurzen Frist von drei Monaten Alldeutschland den Heimgang eines Kaisers beklagte. Friedrich III., der große Dulder, hatte vollendet. Es hatte sich erfüllt das herbe Geschick, das seit Jahr und Tag über seinem Haupte schwebte. Ausgestattet mit einer selten kraftvollen Natur, hat er lange widerstanden der heimtückischen Krankheit. Er trug den Todespfeil im Herzen, als er den Thron seiner Väter bestieg; aber pflichtgetreu nahm er die Last der Regierung auf sich, und mit Bewunderung vernahmen wir, wie er sich auf dem Schmerzenslager um das Wohl seines Volkes mühte. — Kaiser Wilhelms Zeit war gekommen; er hatte auch des Ruhmes genug und fast mehr noch der Liebe und

Digitized by Google

Dankbarkeit empfangen; aber Kaiser Friedrich wurde im besten Mannesalter dahingerafft, und all die glänzenden Eigenschaften, die ihn schmückten, sollten dem deutschen Volke nur kurze Zeit zum Segen und Heile gereichen.

Zwei Kaiser todt in einem Jahre! Ein furchtbareres Los konnte das Vaterland kaum treffen. Und jeder Deutsche wurde davon tief ergriffen; überall wurden die Klagen laut, und was alle schmerzlich empfanden, das drückten die Dichter, die Interpreten der Volksseele, in ihren Gesängen aus. Auch Johann Meyer hat dies gethan, und wie es ihm gelungen, das möge der Leser selbst beurtheilen.

Kaiser Wilhelm.

Flicht deinen Lorbeer voll um das theure Haupt
Noch einmal wieder, Göttin des Sieges du,
Viktoria, die ihm, wie keinem,
Da er noch lebte, die Stirn umkränzte!

Und du, Eirene, senke das dunkle Grün
Der Friedenspalme sanft auf das stille Herz,
Ach, nun schon kalt, das doch der Liebe
Himmlische Gluthen genährt, wie keines!

Und nun er schlummert, und ihn die Majestät
Verklärt des Todes, — nun der geliebten Hand
Entsank das Scepter, das auf Erden
Keiner der Fürsten, wie er, getragen,

Nun blick' nicht weinend, Mutter Germania,
Und hadernd nieder, wo er in Frieden schläft,
Und du, Borussia, nicht störe
Klagend die himmlische Ruh' des Todten!

Noch starb kein Kaiser, also mit Ruhm bedeckt,
Wie Kaiser Wilhelm! — Keiner, wie er, ringsum
Ob seines Heldenthums gepriesen!
Keiner, wie er, ob der Thaten Größe.

Noch lebte keiner, also geliebt, wie er,
Von seinem Volke! — Keiner, an dem es so
Hing in Verehrung! — Doch auch keiner,
Dem es der Liebe noch mehr verdankte!

O, welch ein Dasein, thaten- und segensreich,
Wie keines andern, — aber auch sorgenschwer
Und mühevoll! — Und jedes andern
Gleich vor der waltenden Macht des Schicksals!

Digitized by Google

Ach, wie so hart doch traf ihn dieselbe Hand,
Die ihn gesegnet! Dornen ihm flechtend nun
Um seine gold'ne Kaiserkrone,
Bis ihn der Engel des Todes küßte!

Gönnt ihm den Frieden all', wie unsäglich auch
Ihr ihn geliebt um alles, was er gethan,
Und faltet zum Gebet die Hände,
Daß es der Himmel in Gnaden wende!:

Was Du uns schufst, Ruhmstrahlender allezeit,
Dein Reich Alldeutschland, blüh' es in Ewigkeit!
Genesung Deinem theuren Sohne!
Trag' er noch lange die Kaiserkrone!

Kaiser Friedrich.

Dein Siegfried todt, Alldeutschland! — Auch Beute er
Heimtück'schen Feindes, da noch im grünen Wald
Der Frühling rauschte, und des Feldes
Duftige Rosen im Hag erwachten.

Es sang die Amsel, — schmetterte froh ihr Lied
Die kleine Lerche, schwingend sich himmelan,
Und Philomelens süßen Klagen
Lauschte im wonnigen Schmuck die Erde.

O, Herr des Himmels! Mitten in all' der Pracht
Die Nacht des Todes! — Thränen umflort der Blick,
Und leid- und wehmuthsvoll die Seele
Ach, um den Theuren, der uns entrissen.

Noch schwieg der Schmerz nicht, noch ist von Thränen naß
Der Pfad zum Grabe, welchen ein Kaiser ging,
So groß wie keiner, — unser Kaiser!
Wilhelm der Erste, der Siegesreiche!

Und schon ihm nach der, dessen erprobtem Arm
Er ließ das Reichsschwert, daß er, wie einst mit ihm,
Es wieder schwänge, wenn des Volkes,
Heiligste Güter der Feind bedrohte!

Ach, schon ihm nach der, dessen allliebend Herz,
Gleich dem des Vaters, hoher Gefühle voll,
Für alles schlug, was schön und edel,
Opfernd sich freudig dem Dienst der Tugend!

Im Schlachtendonner wär' es bei Königsgrätz,
Und, wenn nicht dort, wo Deutschland gerettet er, —
Es ihm bei Wörth vergönnt gewesen,
Siegend voran für sein Volk zu sterben!

Digitized by Google

Nun aber fiel er, nicht wie im Wetter bricht
Der Blitz den Eichbaum, strotzend in voller Kraft,
Aufs Krankenlager hingeworfen,
Schleichenden Todes gewisse Beute.

Und doch auch so ward nicht ihm das hehre Los
Viel schöner noch und herrlicher auch zu Theil,
Im Tod der Liebe zu vergehen
Wieder und wieder — und für uns alle!

Des Glücks verlustig, was ihm die Seele schwoll
Im Laut zu äußern, — Liebe und Lust und Leid,
Ein stummer Dulder, gottergeben
Monde hindurch mit dem Tod' im Kampfe.

Und selbstvergessend wartend, trotz solchen Kampfs,
Des höchsten Amtes, das es auf Erden giebt:
Zu sein der Herrscher eines Reiches,
Groß und gepriesen und schön vor allen!

So schied noch keiner, welcher die Krone trug,
Cäsarenglanzes! — Hoch in den Sternen, wo
Der ew'ge Gott der Liebe thronet,
Leuchtet sein Name ob dieser Erde!

Dein Siegfried todt, Alldeutschland! — Auch Beute er
Heimtück'schen Feindes, da noch im grünen Wald
Der Frühling rauschte, und des Feldes
Duftige Rosen im Hag erwachten.

Nun sing' dein Lied ihm, Amsel, auf grünem Zweig,
Und deins ihm schmettre, Lerche im Sonnenschein,
Und deins, o Nachtigal, süß klagend
Sing' es dem Dulder, wo still er schlummert!

Und du, Alldeutschland, was du an Rosen hast
Und grünem Lorbeer, leg es auf seinen Sarg
Und halt es frisch mit deinen Thränen,
Friedrich dem Dritten für alle Zeiten!

Bevor Kaiser Friedrich für immer die Augen schloß, sollte ihm noch eine große Freude beschieden sein, gleich als hätte ihm die Vorsehung als Lohn für all die fromme Ergebung, mit der er sich in sein furchtbares Geschick fand, einige Stunden stillen Glückes in die schmerzensreichen Tage mischen wollen; der zweite Sohn, Prinz Heinrich, reichte zu Charlottenburg in Gegenwart des kranken Kaisers der Prinzessin Irene von Hessen und bei Rhein die

Digitized by Google

Hand zum ewigen Bunde. Wohl selten mag dem Glücke, das ein Brautpaar in der freudigen Stunde der Vermählung umfängt, so viel Trübsal beigegeben gewesen sein wie hier. Das Schicksal giebt und nimmt; mit der einen Hand spendet es Gaben, während es mit der andern das, was es früher gegeben, kaltherzig wieder an sich reißt.

Bald nach diesem Familienfeste entschlief der kaiserliche Dulder. Und als dann die Beisetzung des theuren Todten unter der allgemeinen herzlichen Theilnahme des ganzen Reiches stattgefunden hatte, kam das junge fürstliche Paar in tiefster Trauer nach Kiel und nahm hier vorerst auf Bellevue, dem prächtig gelegenen Hotel am Ende der Düsternbrooker Allee, Wohnung. Denn das Heim im Königlichen Schlosse war noch nicht in allen seinen Theilen vollständig fertig gestellt. Die Stadt hatte großartige Vorbereitungen getroffen, um die Neuvermählten würdig zu empfangen, und so gestalteten sich auch Empfang und Begrüßung zu einer glanzvollen Kundgebung. Wo schlug auch ein Herz im treuen Holstenlande, das nicht innigen Antheil nahm an allem, was an Freude und Leid, an Trauer und Schmerz dem Kaiserhause beschieden war? Und bei jedem war der Wunsch rege, es möchte diese Überzeugung dem hohen Paare die Schwere des kaum erlebten Schicksalsschlages erleichtern.

Dieser Gedanke beseelte auch den vaterländischen Dichter und darum schuf er die nachstehenden Strophen:

Dem hohen Paare,

Ihren Kgl. Hoheiten dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen.

Willkommen, Kaiser Friedrichs Sohn,
Des Theuren, der im Himmel schon; —
Noch tragen wir den Trauerflor,
Um das, was unser Herz verlor,
Und doch für Schleswig-Holstein heut'
Ist dieser Tag ein Tag der Freud'!

Und so wie wir herzinniglich,
All' Deiner froh, begrüßen Dich,
Mit gleicher Freud' begrüßen wir
Die Theure, welche kam mit Dir,
Und nun mit Dir für allezeit
Verbunden bleibt in Freud' und Leid.

Digitized by Google

O, holde Frau, noch unbekannt
Iſt Dir dein neues Heimathland
Doch wirſt Du's ſchon dort oben ſeh'n,
Wie auch bei uns die Erde ſchön,
Wenn Du von ſchatt'ger Waldeshöh'
Hinausblickſt in die blaue See!

Und wenn Du ſiehſt danebenher
Die grünen Felder ährenſchwer
Und hörſt die Lieder überall
Der Lerche und der Nachtigall
Und fühlſt, wie Dich auch hier entzückt
Der Strauch, den ſchon die Roſe ſchmückt!

Und ſieh, auch darf ich's ſagen laut,
Was doch Dein Auge ſelbſt geſchaut —
Heut' Morgen durch die Menſchenreih'n —
Daß auch ſchon alle Herzen Dein,
Die längſt, des rühmt ihn jedermann,
Dein hoher Heer ſo ſchnell gewann.

Ach, ſeit wir ihn zuletzt geſeh'n,
Was iſt nicht Euch und uns geſcheh'n
An Kummer und an ſchwerem Leid!
Zwei Kaiſer in der kurzen Zeit —
So nahe ihm, ſo nahe Dir —
Betrauern und beweinen wir!

Iſt's nicht, als hätt' es Gott gewollt,
Daß erſt aus Trübſal kommen ſollt'
Für Euch des Lebens höchſtes Glück?!
Ihr denkt wohl oft daran zurück; —
Doch, was auch Gott, der Herr beſchert,
Die Lieb' iſt aller Leiden werth!

Nun iſt ſie Euer ungetrübt,
Und ſelig iſt das Herz, das liebt!
Nun dürft Ihr nicht mehr traurig ſein
Und ſollt Euch Eures Glückes freu'n,
An welchem ſich mit Euch zugleich,
Erfreut das ganze Deutſche Reich!

Ja, hoher Herr, weil Du es biſt,
Des Bruder unſer Kaiſer iſt! —
Du, deſſen Herz ſo unentwegt
Für ſeine deutſche Flotte ſchlägt! —
Du, der beſtimmt ihr noch einmal
Als künftiger Prinz-Admiral! —

Digitized by Google

Ja, hohe Frau, weil Du es biſt,
Die ſeines Lebens Glücksſtern iſt, —
Du ſelbſt aus königlichem Blut,
So hold, ſo ſchön, ſo lieb und gut!
Des höchſten Menſchenglückes werth
Und gleich wie er von uns verehrt!

So hat die Stadt ſich froh geſchmückt
Ob des, was heut' ihr Herz entzückt;
So bringt ob des, was all' erfreut,
Ganz Schleswig-Holſtein jubelnd heut'
Dem fröhlichen, vieltheuren Paar
Zum Glückwunſch ſein Willkommen dar! — —

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm beſtieg als Wilhelm II. den Thron ſeiner Väter. Er, der erlauchte Enkel und der Nachfolger des großen Heldenkaiſers, erkannte es als ſeine erſte Pflicht, die herrliche Schöpfung ſeines Ahnherrn, das Gebäude des deutſchen Kaiſerreichs vor jeder Gefahr zu ſichern und die furchtbaren Unfälle des Kriegs von ihm fernzuhalten. Und weit über die ganze Erde hin drangen des jungen Kaiſers Proclamationen, und nicht nur in jeder deutſchen Bruſt, ſondern in den Herzen aller, die den Frieden ſuchen und gerne in Frieden leben, fanden ſie freudigen und begeiſterten Wiederhall. Und inniger Dank und jubelnder Zuruf wurden dem Fürſten dafür zu Theil, und mit einem Schlage waren ihm alle Herzen gewonnen. Auch unſer Dichter ſtimmte ein in dieſe Freude, und laut erklang ſeine Harfe in einem Lied, das er widmete:

Unſerm neuen Kaiſer.

Du, Erbe und Enkel zugleich und Sohn
Der beſten, die Gott uns genommen,
Nun auf dem herrlichſten Kaiſerthron,
Viel tauſendmal ſei uns willkommen!

Das war eine Zeit, ach, voll Kummer und Leid!
Und geprieſen ſei Gott, daß ſie ferne!
Zwei Kaiſer todt in der kurzen Zeit,
Und erloſchen zwei ſtrahlende Sterne!

Ach, ſie waren ſo groß und ſie waren ſo gut,
Wie wohl nimmer ein Herrſcher auf Erden!
Doch es iſt Dein Blut ja von ihrem Blut!
Und Du willſt, was ſie waren, uns werden!

Digitized by Google

Und so hart war noch nimmer ein Schicksalsschlag,
Und so schwer noch kein Kummer hienieden,
Daß nicht wieder einmal auch ein Freudentag
Brächt' die Hoffnung zurück und den Frieden!

Und ein solcher Tag kam der Freude uns heut',
Wo wir alle Dich jubelnd begrüßen!
Und Dir Kilia streut unter Glockengeläut'
Ihre Kränze und Blumen zu Füßen!

Sieh, es flattern die Fahnen, — und Schuß auf Schuß,
Wo da schäumen die Wogen zum Strande,
Aufblitzet der donnernde Jubelgruß,
Weit hinüberhallend die Lande.

Die Lande voll Saaten- und Buchengrün,
Ein Juwel in Borussias Krone! —
Und wo einst eine Rose Dir sollte erblüh'n,
Die noch Dein, nun auf goldenem Throne!

Und sieh, es drücken hier zwei Dir die Hand, —
Gott beschirm' und Gott segne sie beide! —
Ganz unser, — und doch Dir so nahe verwandt,
Und wie Du unser Stolz, unsre Freude!

Dein Bruder und mit ihm sein hold Gemahl,
Er ein muthiger Seemann geworden, —
Und es führet Dein künftiger Prinz-Admiral
Schon die Kaiserflotte gen Norden! —

Und er führt sie dereinst, wenn es sein muß, hinaus,
Wie Du führest zu Lande die Heere! —
Zwei Brüder, — zwei Sieger im blutigen Strauß
Für des Volkes Wohlfahrt und Ehre!

Dem Tag folgt die Nacht, — dann das Morgenroth
Im beständigen Wechsel der Zeiten, —
Und mit Alldeutschland hat's keine Noth, —
„Gott segne Wilhelm den Zweiten!" —

Es ist bekannt, wie unser Kaiser von dem Tage an, wo ihm die Vorsehung das Scepter in die Hand gab, bis nunher allzeit bemüht gewesen ist, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu erhalten. Darum entschloß er sich gleich nach seiner Thronbesteigung zu einer Reise nach Rußland, wo sich am politischen Himmel Wolken aufgethürmt hatten, die auf eine feindselige Stimmung gegen Deutschland schließen ließen. Begleitet von einem ansehnlichen Geschwader, dessen Commandeur der kaiserliche Bruder, Prinz Heinrich, war, begann der Monarch von Kiel aus auf

Digitized by Google

seiner Jacht „Hohenzollern" die Reise. Es war Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt, und als solche hat sie der Kieler Dichter besungen und in einem Liede gefeiert, dessen wir zugleich mit seinem Componisten schon Erwähnung gethan haben und das eine Glanznummer bildet in dem reizenden Festspiele „Laetitia", von dem noch später die Rede sein wird. Von dieser Fahrt nach Rußland und von den anderen Reisen, die der Kaiser an die Höfe der Herrscher der europäischen Großmächte unternahm, kehrte er mit Freundschaftsbeweisen und mit den kostbarsten Bürgschaften des Friedens in die Heimath zurück. —

Während der Zeit der zuletzt erwähnten Ereignisse schuf Johann Meyer noch eine große Zahl anderer Gedichte als diejenigen, die wir bereits angeführt haben. Er ist, wie das schon früher einmal hervorgehoben worden ist, und wie es die Leser längst erkannt haben werden, ein Gelegenheitsdichter, also das, was nach Goethe ein jeder guter Dichter ist. Alles, was die Wirklichkeit darbietet, verklärt sich in seinen Augen, er schmücket den Sarg mit Blumen, er trägt Vaterlandsliebe und Achtung vor den Autoritäten in die Herzen aller, die seinem Gesange lauschen, und windet dem Verdienste den ihm gebührenden Kranz. Wir möchten nun jene nur in Tagesblättern erschienenen Dichtungen aus dem Jahre 1888 an dieser Stelle gern veröffentlichen, weil sie ganz besonders für die Kieler Mitbürger unseres Poeten und für jeden Schleswig-Holsteiner, der ja die einschlägigen Verhältnisse sowie die Personen, denen die Verse gewidmet sind, genau kennt, von großem Interesse sind. Aber es würde sich dadurch der Umfang unseres Buches über Gebühr ausdehnen, und wir begnügen uns darum mit der Wiedergabe einiger Überschriften: „Dem Herrn Landesdirektor von Ahlefeld zur Feier seines 70. Geburtstages"; „Prolog zum Geburtstage der Kaiserin Auguste Viktoria", gesprochen im Kieler Stadttheater; „Herrn Professor vun Esmarch un sin Frn Prinzessin to'n fröhlichen Willkamen", nach deren Rückkehr von der Amerikareise; „Prolog zur 50jährigen Jubiläumsfeier des Herrn Dr. med. J. Claußen in Schleswig"; „Zur Begrüßung Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich in Kiel" und „Fürs Mutterhaus und den Kieler Frauenverein für Armen- und Krankenpflege."

Digitized by Google

Auf das Jubiläum des Dr. Claußen möchte ich noch mit einigen Worten zurückkommen, weil der Gefeierte ja ein Schwager und dazu ein Busenfreund unseres Dichters war und sich dieser mit seinen Kindern persönlich an der Feier betheiligte. Fräulein Bertha Meyer sprach den Prolog, und zwar als Hygieia in einem antiken Gewande, in der einen Hand die Schale und in der anderen die Schlange, das Symbol der Gesundheit. Hiernach wurde auf einer improvisirten Bühne von jüngeren Mitgliedern befreundeter Familien des Jubilars das Lustspiel „Dr. Klaus" von L'Arronge aufgeführt, nachdem es, den Verhältnissen entsprechend, von Johann Meyer gekürzt und umgeändert worden war. —

Aus dem Jahre 1889 rühren folgende Gedichte her: „Willkommen"!, als im Kieler Schlosse ein kleiner Prinz geboren war; „Zum 5. April 1889", dem 40. Jahrestage des Kampfes bei Eckernförde; „Jubellied", zur Taufe des jüngsten Hohenzollernprinzen im Schlosse zu Kiel; „Kiel", den Delegirten der schleswigholsteinischen Kampfgenossen von 1848—51; „De Pilz", ein humoristisches Gedicht in plattdeutscher Sprache über die Schädlichkeit der Pilze; „Willkommen!", den Sängern des niedersächsischen Sängerbundes zum erweiterten Sängertage in Eckernförde; „Am Sedantage"; „Noch en Kranz", den heimgekehrten Helden nach der Katastrophe von Apia; „Min leewen Onkel, Herrn Sanitätsrath Dr. Claußen in Itzehoe, to sin 50jähriges Doctorjubiläum"; „An de lüttje Brut", zur Vermählung Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Sophie von Preußen mit dem Kronprinzen von Griechenland; „Oberinspector Hehring", an sin Begräbnißdag; „Prolog und Commerslied" zur 25jährigen Jubelfeier des Gesangvereins Germania in Kiel.

Zwei von diesen Gedichten mögen hier zum Abdruck kommen, „Willkommen"! und „Jubellied". Sie sind durch zwei Ereignisse, welche ganz Kiel in freudige Aufregung versetzten, hervorgerufen worden. Am 20. März 10½ Uhr Vormittags meldeten 72 Salutschüsse der erwartungsvollen Kieler Bevölkerung, daß dem Prinzlichen Paare auf dem Kieler Schlosse ein Sohn geboren wurde. Das Schicksal hat es gefügt, daß der Geburtstag des jungen Prinzen mit dem des hochseligen Prinzen Friedrich Karl zusammenfällt, und darin erkannte man ein gutes Omen für die Zukunft des jungen Sprosses unseres Herrscherhauses. Die

Digitized by Google

herzliche Sympathie, welche seine Geburt überall in Kiel erweckte, wurde durch reichen Flaggenschmuck bekundet; und prompt stellte sich auch wieder Johann Meyer ein mit dem Huldigungsgedicht „Willkommen!“ — Am 5. Mai fand die Taufe des neuen Erdenbürgers statt, und zu diesem feierlichen Akte fanden sich auch der Onkel und die Tante des Täuflings ein, Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin; um sie zu begrüßen und um noch einmal dem jüngsten Zollernkinde seine Wünsche für das Leben darzubringen, schuf Johann Meyer das „Jubellied“.

Willkommen.

Zwei Kaiser hat uns Gott genommen
In jüngster Lenz- und Sommerszeit! —
Schneeglöckchen läuten, — vielwillkommen
Der süße Klang nach all dem Leid!
Und eh' uns noch die Veilchen sprießen,
Ein neuer Hohenzollernsproß!
Ein Prinzlein freudig wir begrüßen
In unserm alten Holstenschloß!

Du liebes Land der Doppeleiche,
An welcher noch kein Frühlingsgrün,
Dem lieben, kleinen Kinde reiche,
Was dir der Lenz schon ließ erblüh'n!
Vielleicht auf warm geschütztem Plätzchen
Streift eine Primel schon dein Fuß, —
Und hätt'st du nur ein Maienkätzchen,
Es wär doch auch ein Frühlingsgruß!

Und wär' auch das noch nicht zu brechen,
Weil noch zu fern der Sonne Licht, —
Laß andre, als die Blümlein, sprechen,
An munt'ren Sängern fehlt's schon nicht!
Zaunkönig, Staar und Meise singen,
Die Amseln horchen allzumal, —
Vielleicht hebt auch schon seine Schwingen
Ein Lerchlein froh im Sonnenstrahl!

Und hättest du auch die nicht heute,
Nun solche Freude dir geschieh'n,
Du hast der Glocken froh Geläute,
Wo deiner Kirchen Thürme steh'n! —
Du hast so manchen lust'gen Sänger,
Du hast so manch' ein treu Gemüth, —
Wohlan, nicht nähr' den Kummer länger
Und gieb, was dir im Herzen glüht!

Digitized by Google

Laß darum Freude laut erſchallen,
Bis wo am Belt die Möwe zieht,
Und laß von Deinen Dichtern allen
Erſchallen heut' ein Freudenlied!
Dein Klingen, Singen in der Runde
Gar freudig um das alte Schloß,
Wo aufgewacht in ſchwerer Stunde
Der neue Hohenzollernſproß!

Und der zumeiſt nach all dem Leide,
Die her zu ihren Kindern kam,
Bekunde deine Herzensfreude!
Doch auch ein Troſt in ihrem Gram!
So trüb iſt keine Zeit auf Erden,
Wie viel das Auge auch geweint,
Daß nicht einmal könnt' wieder werden
Ein Tag, an dem die Sonne ſcheint!

Und deinen theuren, lieben beiden,
Dem hohen Königlichen Paar,
Das nun ſo froh nach all den Leiden,
Bring' deinen froh'ſten Glückwunſch dar!
Sie wiſſen's, was dein Herz will ſagen,
Die dir ſo lieb und theuer ſind:
Gott ſegne ſie zu allen Tagen!
Und, ſo wie ſie, ihr liebes Kind!

Jubellied.

Zum 5. Mai 1889.

Wonnemond, dem heut'gen Tage
Deine ſchönſte Blüthenpracht!
Und dein ſchönſtes Lied ihm ſchlage,
Kleine Sängerin der Nacht!
Heller Schein der gold'nen Sonne,
Fröhlich grünen Blatt an Blatt,
All' des Lenzes ſüße Wonne
Heute über unſ're Stadt!

Jubelt's nicht im Holſtenlande?
Gäſte hat ſein fürſtlich Paar!
Hoch vom alten Schloß am Strande
Weht der ſtolze Kaiseraar!
Fahnenſchmuck und Maienreiſer,
Blumenpracht dazwiſchen hin!
Unſer heut' der theure Kaiſer
Und die theure Kaiſerin!

Digitized by Google

Und es schwebt durch alle Räume,
Rings beglückend allen nah,
Segnend hold des Kindleins Träume,
Leisen Schritt's Lätitia. —
Schwebt durch die geschmückten Gassen,
Freude spendend ringsumher,
Wo ein Herz, das, freudverlassen,
Heut' in ihrer Nähe wär'?!

Was die Stunde zu bedeuten,
Die so froh bewegt uns all',
Kündet's nicht der Glocken Läuten
Der Geschütze Donnerhall?
Dem zur Lieb', der hingegangen
In den Tod für unsre Sünd',
Soll die Taufe hier empfangen
Heut das jüngste Zollernkind!

Und zum Herrn der Herr'n wir flehen:
Schirme Du das Kindlein Dein!
Laß ihm, was ihm heut geschehen,
Allzeit beste Obhut sein!
Deine Lieb' auf seinen Wegen
Bis an's Ende immerdar!
Seinen Eltern Heil und Segen!
Und dem theuren Kaiserpaar!

Eine hohe Ehrung und Freude wurde unserm Dichter Anfang Juli desselben Jahres zu Theil. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den Kronenorden vierter Klasse. Diese Auszeichnung, zu der sich mit Johann Meyer all seine Freunde und Verehrer innigst freuten, durfte ihn mit um so größerem Stolze erfüllen, als sie als ein Zeichen der Anerkennung seines poetischen Schaffens aufzufassen und von einem Throne ausgegangen war, von dem schon so oft sich wohlthuende Lichtstrahlen über die weiten und vielfach gegliederten Gefilde der Kunst ausgebreitet hatten. Denn wir wissen, wie unser Kaiser die Künste zu schätzen und ihre Werke zu achten weiß, wie er selbst der Töne Macht den Saiten zu entlocken versteht und mit kräftiger Pinselführung seinem besorgten Herzen künstlerischen Ausdruck verschafft.

Diese Anerkennung von allerhöchster Seite war und ist für unsern Freund ein kräftiger Impuls zum fröhlichen Weiterschaffen.

Aber dieser großen Freude sollte sich bald eine schwere Sorge

Digitized by Google

Laß darum Freude laut erſchallen,
Bis wo am Belt die Möwe zieht,
Und laß von Deinen Dichtern allen
Erſchallen heut' ein Freudenlied!
Dein Klingen, Singen in der Runde
Gar freudig um das alte Schloß,
Wo aufgewacht in ſchwerer Stunde
Der neue Hohenzollernſproß!

Und der zumeiſt nach all dem Leide,
Die her zu ihren Kindern kam,
Bekunde deine Herzensfreude!
Doch auch ein Troſt in ihrem Gram!
So trüb iſt keine Zeit auf Erden,
Wie viel das Auge auch geweint,
Daß nicht einmal könnt' wieder werden
Ein Tag, an dem die Sonne ſcheint!

Und deinen theuren, lieben beiden,
Dem hohen Königlichen Paar,
Das nun ſo froh nach all den Leiden,
Bring' deinen froh'ſten Glückwunſch dar!
Sie wiſſen's, was dein Herz will ſagen,
Die dir ſo lieb und theuer ſind:
Gott ſegne ſie zu allen Tagen!
Und, ſo wie ſie, ihr liebes Kind!

Jubellied.

Zum 5. Mai 1889.

Wonnemond, dem heut'gen Tage
Deine ſchönſte Blüthenpracht!
Und dein ſchönſtes Lied ihm ſchlage,
Kleine Sängerin der Nacht!
Heller Schein der gold'nen Sonne,
Fröhlich grünen Blatt an Blatt,
All' des Lenzes ſüße Wonne
Heute über unſ're Stadt!

Jubelt's nicht im Holſtenlande?
Gäſte hat ſein fürſtlich Paar!
Hoch vom alten Schloß am Strande
Weht der ſtolze Kaiseraar!
Fahnenſchmuck und Maienreiſer,
Blumenpracht dazwiſchen hin!
Unſer heut' der theure Kaiſer
Und die theure Kaiſerin!

Digitized by Google

Und es schwebt durch alle Räume,
Rings beglückend allen nah,
Segnend hold des Kindleins Träume,
Leisen Schritt's Lätitia. —
Schwebt durch die geschmückten Gassen,
Freude spendend ringsumher,
Wo ein Herz, das, freudverlassen,
Heut' in ihrer Nähe wär'?!

Was die Stunde zu bedeuten,
Die so froh bewegt uns all',
Kündet's nicht der Glocken Läuten
Der Geschütze Donnerhall?
Dem zur Lieb', der hingegangen
In den Tod für uns're Sünd',
Soll die Taufe hier empfangen
Heut das jüngste Zollernkind!

Und zum Herrn der Herr'n wir flehen:
Schirme Du das Kindlein Dein!
Laß ihm, was ihm heut geschehen,
Allzeit beste Obhut sein!
Deine Lieb' auf seinen Wegen
Bis an's Ende immerdar!
Seinen Eltern Heil und Segen!
Und dem theuren Kaiserpaar!

Eine hohe Ehrung und Freude wurde unserm Dichter Anfang Juli desselben Jahres zu Theil. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den Kronenorden vierter Klasse. Diese Auszeichnung, zu der sich mit Johann Meyer all seine Freunde und Verehrer innigst freuten, durfte ihn mit um so größerem Stolze erfüllen, als sie als ein Zeichen der Anerkennung seines poetischen Schaffens aufzufassen und von einem Throne ausgegangen war, von dem schon so oft sich wohlthuende Lichtstrahlen über die weiten und vielfach gegliederten Gefilde der Kunst ausgebreitet hatten. Denn wir wissen, wie unser Kaiser die Künste zu schätzen und ihre Werke zu achten weiß, wie er selbst der Töne Macht den Saiten zu entlocken versteht und mit kräftiger Pinselführung seinem besorgten Herzen künstlerischen Ausdruck verschafft.

Diese Anerkennung von allerhöchster Seite war und ist für unsern Freund ein kräftiger Impuls zum fröhlichen Weiterschaffen.

Aber dieser großen Freude sollte sich bald eine schwere Sorge

Digitized by Google

beigesellen. Zum ersten Male seit dem 29 jährigen Bestehen wurde auch die Anstalt von jener unheimlichen, tückischen Krankheit betroffen, die schon seit fast zwei Jahren in Kiel epidemisch gewesen war und namentlich unter den Kindern in erschreckender Weise ihre Opfer gefordert hatte. Mitte April erkrankte das erste Kind an der Diphtheritis, wenige Tage nachher ein zweites und gleich darauf noch ein drittes, alle drei Mädchen. Bei allen dreien nahm die Krankheit sehr rasch einen so bedenklichen und gefährlichen Charakter an, daß sie behufs Vornahme des letzten Mittels, der Tracheotomie, ins Hospital gebracht werden mußten, wo sie binnen kurzer Zeit starben. Wenige Wochen nachher trat ein vierter Fall auf, und diesmal war es ein Knabe, der von der schrecklichen Krankheit ergriffen wurde. Auch er wurde, und zwar hauptsächlich wegen der Ansteckungsgefahr für die andern Anstaltsinsassen, dem akademischen Hospital zur Behandlung übergeben. Da bei diesem Patienten die Krankheit einen milderen Charakter als in den vorhergehenden Fällen hatte, konnte er schon nach einigen Wochen als genesen in die Anstalt zurückkehren.

Nach diesen vier Fällen und nach einer längeren Pause zeigte sich die Krankheit aufs neue, und es wurden diesmal bald nach einander neun Kinder davon befallen, und zwar sämtlich Schülerinnen der im Hauptgebäude der Anstalt befindlichen Mädchenschule. Hier befindet sich auch die Wohnung des Vorstehers und seiner Familie. Nunmehr wurde es für rathsam erachtet, eines der Nebengebäude gänzlich zu räumen, die Erkrankten dorthin zu verlegen und sie so zur weiteren Behandlung in der Anstalt zu behalten. Dank der umsichtigen ärztlichen Behandlung des Herrn Geheimrath Dr. Joens und Dank der aufmerksamen und sorgfältigen Überwachung und Pflege, die den Erkrankten von zwei eigens für sie bestellten ausgebildeten Krankenwärterinnen zu Theil wurde, gelang es allen neun, die furchtbare Krankheit glücklich zu überwinden, und zwar ohne irgend welche jener gefährlichen Nachwehen, die ihr so oft folgen.

Wie die Krankheit in die Anstalt gekommen, ließ sich nicht ermitteln. Durch einige Personen vom Dienstpersonal, die nur am Tage und nicht auch die Nacht über in der Anstalt sind, dürfte sie schwerlich eingeschleppt worden sein, da jene schon seit längerer Zeit strengstens verpflichtet sind, sofort Anzeige davon zu machen, wenn

Digitized by Google

in den Häusern, in denen sie wohnen, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist. In diesem Falle dürfen sie die Anstalt nicht betreten, bevor die Krankheit völlig erloschen ist, wogegen ihnen auch für diese Zeit der volle Wochenlohn gegeben wird. Auch auf Besuche von Eltern und Anverwandten der Zöglinge wird die Einschleppung nicht zurückzuführen sein, da jedesmal, bevor die Besucher eingelassen werden, die nöthigen Vorfragen und Erkundigungen über den Gesundheitszustand ihrer Familien stattfinden. So ist denn wohl anzunehmen, daß der Ansteckungsstoff auf irgend eine andere Weise, vielleicht durch Milch, Mehl oder andere Nahrungsmittel der Anstalt zugeführt worden ist, wenn nicht durch den vielen Staub der in der Nähe befindlichen Straße, unter dem die Anstalt bei ungünstiger Windrichtung im verflossenen Jahre außerordentlich stark zu leiden hatte.

Das war eine schreckliche Zeit, so aufregend und beängstigend für den Vorsteher wie keine vorher während des 29 jährigen Bestehens seiner Anstalt; sein Muth und seine Schaffensfreude waren ganz niedergedrückt. Mit den noch gesunden Zöglingen und dem Dienstpersonal befand sich auch die Familie des Directors in beständiger Gefahr, von der Krankheit ergriffen zu werden. Und mit dankerfülltem Herzen preisen sie alle auch jetzt noch, jener trüben Zeit gedenkend, die waltende Hand der Vorsehung, die eine noch größere und schwerere Heimsuchung gnädig von ihnen fern gehalten hat. — — —

Die Zeit ändert alles und waltet wunderbar; sie gab auch unserem Freunde den früheren Gleichmuth und die gewohnte Schaffensfreude zurück. Und geradezu erstaunlich productiv wurde nach der vorhergegangenen Unterbrechung seine poetische Thätigkeit, gleich als wenn sich während jener schweren Zeit, die über ihn und die Seinen gekommen war, seine dichterische Kraft, da sie sich nicht bethätigen konnte, angehäuft und der Arbeit geharrt hätte. So entstanden im Jahre 1890 die folgenden Dichtungen: „Prolog“ zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.; „Prolog zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters“; „Prolog“ zur Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria — alle drei Gedichte wurden im Kieler Stadttheater gesprochen; — „Herr Kaiser un Fru Kaiserin“, zur Anwesenheit Ihrer Majestäten in Kiel; „To'n Appell bi Idstedt“; „An Onkel Krischan sin

Digitized by Google

beigesellen. Zum ersten Male seit dem 29 jährigen Bestehen wurde auch die Anstalt von jener unheimlichen, tückischen Krankheit betroffen, die schon seit fast zwei Jahren in Kiel epidemisch gewesen war und namentlich unter den Kindern in erschreckender Weise ihre Opfer gefordert hatte. Mitte April erkrankte das erste Kind an der Diphtheritis, wenige Tage nachher ein zweites und gleich darauf noch ein drittes, alle drei Mädchen. Bei allen dreien nahm die Krankheit sehr rasch einen so bedenklichen und gefährlichen Charakter an, daß sie behufs Vornahme des letzten Mittels, der Tracheotomie, ins Hospital gebracht werden mußten, wo sie binnen kurzer Zeit starben. Wenige Wochen nachher trat ein vierter Fall auf, und diesmal war es ein Knabe, der von der schrecklichen Krankheit ergriffen wurde. Auch er wurde, und zwar hauptsächlich wegen der Ansteckungsgefahr für die andern Anstaltsinsassen, dem akademischen Hospital zur Behandlung übergeben. Da bei diesem Patienten die Krankheit einen milderen Charakter als in den vorhergehenden Fällen hatte, konnte er schon nach einigen Wochen als genesen in die Anstalt zurückkehren.

Nach diesen vier Fällen und nach einer längeren Pause zeigte sich die Krankheit aufs neue, und es wurden diesmal bald nach einander neun Kinder davon befallen, und zwar sämtlich Schülerinnen der im Hauptgebäude der Anstalt befindlichen Mädchenschule. Hier befindet sich auch die Wohnung des Vorstehers und seiner Familie. Nunmehr wurde es für rathsam erachtet, eines der Nebengebäude gänzlich zu räumen, die Erkrankten dorthin zu verlegen und sie so zur weiteren Behandlung in der Anstalt zu behalten. Dank der umsichtigen ärztlichen Behandlung des Herrn Geheimrath Dr. Joens und Dank der aufmerksamen und sorgfältigen Überwachung und Pflege, die den Erkrankten von zwei eigens für sie bestellten ausgebildeten Krankenwärterinnen zu Theil wurde, gelang es allen neun, die furchtbare Krankheit glücklich zu überwinden, und zwar ohne irgend welche jener gefährlichen Nachwehen, die ihr so oft folgen.

Wie die Krankheit in die Anstalt gekommen, ließ sich nicht ermitteln. Durch einige Personen vom Dienstpersonal, die nur am Tage und nicht auch die Nacht über in der Anstalt sind, dürfte sie schwerlich eingeschleppt worden sein, da jene schon seit längerer Zeit strengstens verpflichtet sind, sofort Anzeige davon zu machen, wenn

Digitized by Google

in den Häusern, in denen sie wohnen, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist. In diesem Falle dürfen sie die Anstalt nicht betreten, bevor die Krankheit völlig erloschen ist, wogegen ihnen auch für diese Zeit der volle Wochenlohn gegeben wird. Auch auf Besuche von Eltern und Anverwandten der Zöglinge wird die Einschleppung nicht zurückzuführen sein, da jedesmal, bevor die Besucher eingelassen werden, die nöthigen Vorfragen und Erkundigungen über den Gesundheitszustand ihrer Familien stattfinden. So ist denn wohl anzunehmen, daß der Ansteckungsstoff auf irgend eine andere Weise, vielleicht durch Milch, Mehl oder andere Nahrungsmittel der Anstalt zugeführt worden ist, wenn nicht durch den vielen Staub der in der Nähe befindlichen Straße, unter dem die Anstalt bei ungünstiger Windrichtung im verflossenen Jahre außerordentlich stark zu leiden hatte.

Das war eine schreckliche Zeit, so aufregend und beängstigend für den Vorsteher wie keine vorher während des 29 jährigen Bestehens seiner Anstalt; sein Muth und seine Schaffensfreude waren ganz niedergedrückt. Mit den noch gesunden Zöglingen und dem Dienstpersonal befand sich auch die Familie des Directors in beständiger Gefahr, von der Krankheit ergriffen zu werden. Und mit dankerfülltem Herzen preisen sie alle auch jetzt noch, jener trüben Zeit gedenkend, die waltende Hand der Vorsehung, die eine noch größere und schwerere Heimsuchung gnädig von ihnen fern gehalten hat. — — —

Die Zeit ändert alles und waltet wunderbar; sie gab auch unserem Freunde den früheren Gleichmuth und die gewohnte Schaffensfreude zurück. Und geradezu erstaunlich productiv wurde nach der vorhergegangenen Unterbrechung seine poetische Thätigkeit, gleich als wenn sich während jener schweren Zeit, die über ihn und die Seinen gekommen war, seine dichterische Kraft, da sie sich nicht bethätigen konnte, angehäuft und der Arbeit geharrt hätte. So entstanden im Jahre 1890 die folgenden Dichtungen: „Prolog“ zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.; „Prolog zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters“; „Prolog“ zur Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria — alle drei Gedichte wurden im Kieler Stadttheater gesprochen; — „Herr Kaiser un Fru Kaiserin“, zur Anwesenheit Ihrer Majestäten in Kiel; „To'n Appell bi Idstedt“; „An Onkel Krischan sin

Digitized by Google

Heinejung"; „Unserm König und Kaiser"; „Unserm Kaiserpaare"; „Gruß aus Schleswig-Holstein"; „Unserm Kaiserpaare in Flensburg" und „Festgruß" zum Feuerwehrverbandstage in Schleswig.

Von diesen Poesien sei hier nur „To'n Appell bi Idstedt" wiedergegeben. Dieser Appell der alten schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1848 bis 51 hat in Veranlassung der 40. Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Idstedt unter großer Betheiligung am 27. Juli 1890 stattgefunden. Ein Abdruck des Meyer'schen Gedichtes befindet sich in einem hübsch geschnittenen Rahmen aus Holz von dem Schiffe Christian VIII. in der Waffenkammer zu Idstedt.

To'n Appell bi Idstedt.

Unse olen schleswig holsteinischen Kampfgenossen von 1848—51 to'n 27. Juli 1890.

Wo nu op't Feld de Scheper hött,
Un stiggt ut't Korn de Lurk na'n Heben,
Dar hebbt Ju stahn, dar hebbt Ju blött,
Dar leet so mennig Een sin Leben!
Un achter dat lütt nie' Gebüd,
Dat Ju sick but mit egen Hannen
För Saken ut de schöne Tid,
Dar ragt Ju Denkmal hoch und wit
Ut luder Kron' vun gröne Dannen!

Förwahr, ick wüß' keen betern Platz,
Als ob den lütten Barg dar baben, —
Denn ünner em liggt, als en Schatz,
Een vun de olen Hün' begraben!
De ock mal stahn hett, wo Ju stunn,
Un swungn sin Mordwaff, als en Hamer,
Bit he den Dod, den stolzen, funn,
Ju't Slachtgewöhl op düsse Runn,
Wo he nu slöppt in sin lütt Kamer!

Nu stellt Ju man in Reg und Lid,
De to'n Appell hier keem tohopen!
Nu swelgt man in de schöne Tid,
Bit de paar schöne Stunn verlopen!
Op General Bonin stöt an!
Lat Preußer, Jungmann, Clairmont leben
Un Michelsen un von der Tann!
Mitsamms de Braven allemann,
De för uns' Sak gern Alles geben!

Digitized by Google

Dat weer en Tid för unſ' lütt Land,
De nümmermehr verwiſcht de Jahren!
Een Frieheitsdrom! — — Un Hand in Hand
All' Bröder, um ehr Recht to wahren!
Ock wenn de Diplomaten grollt
Un geebn uns mal en Steen to dregen, —
Een Hart, een Sinn, een Moth, een Stolt!
Un blau-witt-roth un ſwart-roth-gold,
So ſchien un prang dat allerwegen!

All veerdig Jahr! — Wa flüggt de Tid
Un minnert, wat noch bleev tohopen!
Wa mennig Een wurr von Ju Sit
Un ut Ju Front all afwarts ropen!
Un jümmers lütter ward de Tall, —
Un de dar nu noch öwrig bleben,
Dat durt ni lang, denn ſünd ſe all, —
Doch dat ſteiht faſt op jeden Fall:
Wat Ju mal da'n, dat blifft an'n Leben!

Un gung ock hier dat Feld verlarn,
Wo Ju vundag tohopenkamen,
Heel gollen wurr doch nöſt de Aarn,
För de ock hier Ju ſtreut den Samen!
Un wat ock mal de Neid mit redt,
Um Ju Verdeenſt bi Sit to ſmiten, —
De Weltgeſchicht is doch en Red,
De ward von unſen Herrgott ſmedt,
Dar lett keen Lid ſick ruterrieten!

Wa fröhlich künnt Ju rünnerſehn
Op Ju lütt iſern Krüz an'n Boſſen!
Ju ſünd ja doch de Eerſten we'n,
Ju olen, braven Kampfgenoſſen!
Ut Schleswig-Holſteen ſtammverwandt,
„Up ewig ungedeelt" verſchreben,
Vör Tiden mal vun Fürſtenhand,
Flamm in de Höchd de eerſte Brand
Un lüch all rop bit hoch na'n Heben!

Un nu, — — nu is ja Alles gut
Un noch vel ſchöner, als wi dachten!
Dat dütſche Riek to Höchden but
Ut luder Sieg in all de Slachten!
Nu hett Alldütſchland wat för'n Heer!
Un wat för'n ſchöne Flott daneben!
En Macht, als op de Welt keen mehr!
Hurrah! — un de ehr Kommandör,
Uns' leev Herr Kaiſer, de ſchall leben!

Digitized by Google

Im Jahre 1891 und 92 schuf Johann Meyer's Muse: „An unſ' lüttj' Geburtsdagskind" (den Prinzen Waldemar von Preußen); „Herrn Alexander Niepa", dem Chefredakteur der „Kieler Zeitung" zu seiner 25 jährigen Jubiläumsfeier; „Tandem felix", am Tage der Beerdigung des Componiſten und früheren Theaterdirectors L. Friedrich Witt („Tandem felix" iſt der Titel eines von Witt componirten Trauermarſches, der bei seiner Beerdigung gespielt wurde); „Unſerm Kaiſer"; „Zum dritten Blindencongreß in Kiel"; „Sr. Majeſtät Franz Joſeph I.", zum Geburtstage; „Prolog" zur Feier des Geburtstages Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Auguſte Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater; „Zur Begrüßung 1892" und „Widmung". Das letzte Gedicht verfaßte Johann Meyer, darum gebeten, als Widmung für eine werthvolle Mappe, welche die ſchleswig-holſteiniſchen Dichter Heinrich Zeiſe zum ſiebenzigſten Geburtstage überreichen ließen.

Aus dem Jahre 1893 ſtammen die Gedichte: „An unſen Schleswig-Holſteenſchen Huskalenner to ſin eerſt Jubelfeſt"; „Herrn Profeſſor Esmarch to ſin ſöbendigſten Geburtsdag" und „Emanuel Baldamus", am Tage ſeiner Beerdigung. Dieſes kleine, ſinnige und tief empfundene plattdeutſche Trauergedicht möge auch hier, zugleich zu Ehren des tüchtigen Componiſten, eine Stätte finden.

Emanuel Baldamus.

„O, Du min Blom!" — wenn Du all lang büſt dot,
Fort ward noch blöh'n Din Blom ſo roſenroth!

„Lang mi de Hand her!" — Ach, wa geern, wa geern
Dehn wi dat nich, — weerſt Du uns ni ſo feern!

„Kennſt Du dat Land!" — Du büſt ja nu darin,
Un hoch daröwer ſweyſt Du ſelig hin!

De Nacht verbi, — un um Di Morgenſchien,
Vull Sphärenklang un Engelsmelodien!

Die zwiſchen Anführungszeichen ſtehenden Worte dieſes Trauergeſanges bedeuten die Titel von drei melodiereichen, oft geſungenen Liedercompoſitionen des Emanuel Baldamus.

Digitized by Google

Eine größere Anzahl von Dichtungen in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache gehören ihrer Entstehung nach dem Jahre 1894 an, u. a. ein „Prolog“ zur 50jährigen Jubelfeier der Gesellschaft Vereinigung; „Lieder für gemischten Chor“ für dieselbe Gesellschaft; „Prolog“ zur Wohlthätigkeitsvorstellung des Allgemeinen Beamtenvereins in Kiel zum Besten der Hinterbliebenen der auf S. M. S. „Brandenburg“ verunglückten Handwerker und Arbeiter, gesprochen von Frau Hinrichsen im „Colosseum“ zu Kiel am 17. März 1894; „Prolog“ zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II, gesprochen im Kieler Stadttheater; „Prolog“ zur Hans Sachs-Feier; „Dem Herrn Geheimen Justizrath und Oberlandesgerichtsrath Reimers zu seinem 50jährigen Jubiläum“; „An Karl Heinrich Keck“ zu seinem siebenzigsten Geburtstage; „Begrüßungslied“ zum zweiten Bezirkskriegerfeste des Bezirks Schleswig; „Dem Kieler Radfahrerverein Germania“; „Stimmt an ein Lied aus voller Brust!“, zur Jubiläumsfeier des Kieler Männerturnvereins; „Slesvicum amoenum, wir grüßen Dich!“, ein Lied zur 50jährigen Jubelfeier des Liedes „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“ und „Unserm Kaiserhause“.

Von diesen Dichtungen lassen wir hier zunächst den Prolog folgen, welcher die Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten der Hinterbliebenen der auf der „Brandenburg“ Verunglückten einleitete. Er wurde von einer geschätzten Dilettantin, einer früheren Schauspielerin, überaus wirkungsvoll zum Vortrag gebracht. Der Dichter hatte noch ein Gruppenbild gestellt, das Bezug nahm auf die Katastrophe auf der Brandenburg; auch dieses, das wir noch skizziren werden, fand vielen Beifall. Es folgten dann das Drama „Theodor Preußer“ und zum Schluß der lustige Schwank „Ein goldener Ring ist gefunden“. Beide Stücke, durch Johann Meyer selbst einstudirt und in Scene gesetzt, gelangten prächtig zur Darstellung und erfreuten sich der größten Anerkennung aller Anwesenden.

„Am Morgen blüht und glänzt die Blume
Und fällt oft schon am Abend ab“.
Ja, was entstanden ist, es wird vergeh'n,
Und wie's von Gott kommt, muß der Mensch es nehmen!

Digitized by Google

Auguſta fuhr hinaus und kam nicht wieder!
Der große Kurfürſt jählings in die Tiefe!
Samoa, — Apia, — im wilden Sturm
Die ſchönen Schiffe und wie viele Leben
Zerſchmettert und vernichtet! — — Aber alles,
Was ſchon dahin, wiegt weitaus nicht den Ruhm
Und nicht den Stolz und nicht die Freude auf
Des deutſchen Reichs ob ſeiner deutſchen Flotte!

Wer Großes will, muß große Opfer bringen!
Mit wie viel Blut und Thränen haben wir
Um unſ're Kaiſerkrone nicht gerungen!
Und ſeit Alldeutſchland jene zweite Macht
Der anderen, die lorbeerüberdeckt,
Zur Seite konnte ſtellen, herzensfroh
Und opferwillig, ſeine ſtolze Flotte, —
O wie viel Edle haben ſchon dafür
Das junge Leben muthig hingegeben!

Du ſchönes Schiff, wie herrlich zogſt du aus!
Und wie ſo ſchmerzbelaſtet kamſt du heim,
Halbmaſt herab die ſchöne Ehrengabe
Der Brandenburger Mark! — — Das war ein Tod,
So unverhofft und jäh', wie ihn die Kugeln,
Hinſtreckend Tauſende in blut'ger Schlacht,
Nicht jäher, unverhoffter je gebracht!

Noch hören wir der Trommeln dumpfes Grollen,
Das, markerſchütternd, vor der Majeſtät
Des Todes kam daher! — Noch hören wir
Die Trauermelodien voll Leid und Weh
Und lauter Klage, aber auch zugleich
Voll ſüßen Troſtes in der ſchweren Stunde!

Noch ſehen wir die ſchwarzen Todtenwagen
Mit ihren Blumenhügeln, unter jedem
Das letzte kleine Haus aus wenig Brettern,
Umſchließend eine Menſchenhülle, drin
Vor kurzem noch das Herz ſo froh geſchlagen!

Noch ſehen wir den endlos langen Zug
Der Trauernden — und noch das große Grab
Und noch die Einzelgräber, die bereitet,
Sie alle zu empfangen; — Staub zum Staube!

Und als ſie all gebettet bei einander
Und zugedeckt mit ihren Blumenkränzen,
Und als des Prieſters letztes Wort verklungen,

Digitized by Google

Und dann, aufflammend donnernd, noch gekracht
Der Ehrenſalven letzter Abſchiedsgruß — —
Da war das ſchwere Tagewerk vollbracht,
Und, klingend Spiel voran, die Menſchenmenge
Den langen Trauerweg zurückmarſchirt
Zur Freude und zum Schmerz in's volle Leben!

So fliegt die Zeit mit ſchnellem Flügelſchlage
Hin über alles, — Gegenwart und Zukunft
Raſtlos umwandelnd in Vergangenheit!

Und in der Ferne, wo das ſchwarze Kreuz
Gebüſch und Bäume einſam überragt,
Da ſchlafen ſie nun alle beieinander
Den ew'gen, tiefen Friedensſchlaf des Todes!

Nicht lange währt's, bis dort im Sonnenlicht
Der Frühling ſchon die Zweige wieder ſchmückt
Mit grünen Blättern, — und nicht lange währt's,
Bis dort auch wieder auf zum Himmel ſteigt
Die kleine Lerche, jubelnd ihre Lieder!
Nicht lange mehr, bis dort auch aus dem Schoß
Der Erde ringsumher es wieder blüht
Und, wie vom lieben Gott herabgeſtreut,
Ringsum die beiden kleinen blauen Blumen,
Vergißmeinnicht und Ehrenpreis dazwiſchen!

Und von dem hohen Kreuz hin zu den Todten,
Die dort gebettet all, unſichtbar ſchwebt
Ein Engel, eine Botſchaft überbringend; —
Es iſt dieſelbe, die zuerſt gebracht,
Der aller Kreuze ſchwerſtes hat getragen, —
Und dieſe Botſchaft heißt: Gott iſt die Liebe!
Und keiner hat noch größ're Liebe, denn
Daß er ſein Leben läſſet für die Seinen!

O, Troſt für alle, die in Thränen hier
So Theures hingeſät! — Nicht ſchönern Tod
Giebt's auf der Welt, als für das Vaterland!
Ob ſo, — ob ſo, — das bleibt ſich völlig gleich,
Wo immer nur die eine Loſung gilt:
„Getreu bis in den Tod!" — ob in der Schlacht
Auf blut'gem Feld, — ob in des Sturmes Graus
Auf hoher See, — ob in dem engen Raum,
Dem glühend heißen einer Dampfmaſchine, —
Und wo noch ſonſt! — Und was Alldeutſchlands Kaiſer
Von Euch geſagt und Euch zum Ruhm beſtimmt,
War aus dem Herzen ſeines Volks geſprochen!

Digitized by Google

So schlaft denn wohl! — Und wie an jenem Tage,
Da wir Euch tiefbetrübt hinaus geleitet,
Auch fernerhin und immer: Lieb' um Liebe!
In Dankbarkeit sei Eurer stets gedacht,
Wie aller wir in Dankbarkeit gedenken,
Die so wie Ihr in strengster Pflichterfüllung,
Getreu bis in den Tod, dem Vaterlande
Das größte aller Opfer dargebracht!

Und Lieb' um Liebe — auch an diesem Abend
Um Euretwillen hier in unsrer Mitte!
Und öffnet sich auch nicht der Liebe Gaben
Die Hand des Todten, können wir sie doch
In andre Hände legen und zugleich,
Die drückend, eine Thräne damit trocknen
Bei jenen, die noch lange um Euch weinen!

So sei es denn! — Und um des Zweckes willen
Ihr andern all', so zahlreich hier erschienen,
Übt freundlich Nachsicht und beurtheilt nicht
Mit allzu großer Strenge, was wir leisten
Im ernsten und im heit'ren Spiel der Musen!

Und wie an diesem Abend unser Thun
In weiterer Bedeutung nicht allein
Der Nächstenliebe, sondern auch der Liebe
Zum Vaterlande gilt, so laßt uns dessen
Zu Anfang auch vor allem hier gedenken,
Der Deutschlands gold'ne Kaiserkrone trägt!
So stimmt denn freudig in den Ruf mit ein:
Hoch lebe unser Kaiserlicher Herr!
Sein Kaiserhaus, sein Kaiserreich daneben!
Sie alle sollen leben! — leben! — leben! —

Nach diesem Hoch und dem es begleitenden dreimaligen Orchestertusche entfaltete sich inmitten bengalischer Beleuchtung das von Johann Meyer gestellte Bild, während die Musik leise die Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden" spielte. Im Vordergrunde lagen auf dem Podium durcheinander vier verunglückte Mariner. S. M. S. „Brandenburg" und vier Handwerker der Kaiserlichen Werft, noch das Werkzeug in der Hand haltend. Dahinter und etwas höher zeigten sich zwei tiefverschleierte Frauen in Trauer, jede in der Hand einen Todtenkranz und mit dem Kopf auf dem Arm vor dem Postamente eines großen Kreuzes auf der Erde liegend. Die Arme des Kreuzes trugen einen Kranz mit weißer Schleife und

Digitized by Google

unter diesem saß an jeder Seite auf dem Postamente ein Engel mit weißem Gewande; der eine, mit einem Lilienzweig in der Hand, schützt und tröstete die eine und der andere, einen Palmzweig haltend, die andere der beiden Frauen. Hinter dem Kreuze, noch etwas höher als seine Arme reichend, stand Germania in voller Rüstung und seitwärts, etwas tiefer und ein wenig weiter nach vorn, rechts ein Mariner und links ein Füselier mit präsentirtem Gewehr. Als die Musik die Melodie des Liedes zu Ende gespielt hatte, fiel der Vorhang.

Noch eines von den Gedichten des Jahres 1894 möchte ich dieser Festschrift einverleiben, und zwar jenes, auf das schon Seite 50 kurz hingewiesen wurde: das Lied, das unser Dichter seiner geliebten Stadt Schleswig zum Preise gesungen hat. Es wurde von einem jungen Musiker, Paul Gräner, für vierstimmigen Männerchor mit großem Orchester componirt und gelangte, gesungen von sämmtlichen Sängern, auf dem XII. niedersächsischen Sängerbundesfeste am ersten Tage im Hauptconcerte als ein Gruß an die Stadt Schleswig in einer wahrhaft großartig wirkenden Weise zum Vortrag, und zwar in einer großen Sängerhalle, an derselben Stelle, wo vor 50 Jahren, wie schon erwähnt, das Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" zum ersten Male gesungen wurde.

Slesvicum amoenum, wir grüßen Dich!

Slesvicum, heute sei gepriesen,
Ob allem, was dein Herz beglückt!
Wie lieblich haben Wald und Wiesen
Mit Grün und Blumen dich geschmückt!
Von nah und fern zu deinem Feste,
Wie kaum eins könnt' dir schöner sein,
Zieh'n jubelnd all die frohen Gäste
Durch deine Ehrenpforten ein!

Und oben steht die Halle wieder,
Wo dazumal die alte stand,
Aus der das schönste uns'rer Lieder
Hinbrauste über Stadt und Land!
Und Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Das hier zuerst sein Lied vernahm,
Hat treu gewahrt, was schwer errungen,
Bis ihm der schön're Morgen kam!

Digitized by Google

In dir — um dich, wie viele Zeichen
Aus jener großen, schönen Zeit!
In deinem Schoß wie viele Leichen
Für Deutschlands Ruhm und Herrlichkeit!
Hat eine Stadt es mit erfahren,
Und mit gerungen treu und lang,
Du bist's, wo einst vor fünfzig Jahren
Zum ersten mal das Lied erklang!

Und längst nun wir es wieder singen,
Wo du vernahmst es damals schon,
Nach vieler Jahre heißem Ringen,
O, welch ein wundervoller Lohn!
Befreit das Land der Doppeleiche,
Das festgestanden, unentwegt,
Und Einer ob dem deutschen Reiche,
Der seine Kaiserkrone trägt!

Gott segne ihn zu jeder Stunde,
Lorbeern und Palmen ihm zugleich!
Das wünschen wir aus Herzensgrunde,
Und so wie ihm, dem deutschen Reich!
Gleich deinem Dom, dem mächt'gen Riesen,
Prang' es in seiner Herrlichkeit!
Und du, Slesvicum, sei gepriesen
Und dir sei dieses Lied geweiht!

Kaum war der letzte Ton verklungen, da erbrauste der vielhundertstimmige Ruf nach dem Componisten, der den Vortrag seines Tonstückes selbst dirigirt hatte, durch den großen Raum. Und als der Musiker den Dank aller Sänger empfangen hatte, da brach ein Sturm der Begeisterung los für den Dichter des Liedes, der sich irgendwo versteckt unter der großen Menge befand und wohl von dem einen oder anderen Sänger bemerkt worden war. Es währte ziemlich lange, bis er erschien; denn er stand ganz hinten und die Halle war bis nach dem Podium hin so gedrängt voll von Menschen, daß kein Apfel hätte zu Boden fallen, geschweige ein Mensch sich hätte durchdrängen können. Aber das Rufen wurde stärker, und stärker und unser Freund mußte hindurch! — und es gelang ihm auch zuletzt; und als er nun das Podium betrat und allen sichtbar wurde, da erbrauste ihm ein derartiges Hoch aus den Kehlen der Sänger, zugleich mit den Klängen des ganzen Orchesters, entgegen, daß ihm beinahe Hören und Sehen verging.

Digitized by Google

Ich bin oft zugegen gewesen, wenn meinem lieben Freunde Johann Meyer Orchestertusche und ehrende Hervorrufe zu Theil wurden; aber alles das war gegenüber jener Ovation in Schleswig — wie er mir selbst sagte — nur ein Kind gegen einen Riesen.

Für den Text und die Composition wurde später in nur wenig Exemplaren ein künstlerisch schöner Umschlag angefertigt, auf dem sich die Initiale des Titels, der Buchstabe S, aus einem farbigen Aquarellbilde, einer Totalansicht der Stadt Schleswig bestehend, befand. Ihre Majestät die Kaiserin geruhten, eines dieser Exemplare mit Partitur und Text des Liedes darin allergnädigst entgegenzunehmen. Ein anderes sandte der Dichter dem Magistrate in Schleswig, der ihm in einem Dankschreiben mittheilte, daß er das hübsche Geschenk dem städtischen Archive zur Aufbewahrung übergeben habe.

Eine erhebliche Menge von Dichtungen ähnlicher Art ist auch aus dem Jahre 1895 zu verzeichnen. Darunter verdient eines — „Unserm Kaiser" — schon deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil es der Schlußsteinlegung und Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals, einer Festlichkeit, die vom 19. bis zum 22. Juni währte, gewidmet ist. Für die Festzeitung einer schönen Feier des Kieler Schriftsteller- und Journalistenvereins schrieb Johann Meyer einen schwungvollen „Prolog", den Fräulein Scherbarth vom Kieler Stadttheater vortrefflich zum Vortrag brachte. Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck entstand: „Du Rieseneek in'n Sassenwold". Andere Lieder sind betitelt: „Unse Kaiser un sin Gäst", „Unsen Fruenvereen för Armen- un Krankenpleg, to sin 50jähriges Jubiläum", „Doctor Karl Heinrich Reck" (ein Trauergedicht auf seinen Tod), „Begrüßungslied", den Gästen von der Eintracht zu deren 50jährigem Jubiläum gewidmet, „Den schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1870 und 71" zu ihrem 25jährigen Jubelfeste und „Prolog zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria", gesprochen im Stadttheater. —

Eine noch weit größere Feier als die Grundsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals durch Kaiser Wilhelm I. war die der Schlußsteinlegung und Eröffnung dieses Riesenwerks der Technik durch unsern jetzigen Kaiser. Sicherlich noch nie zuvor hat die Stadt

Digitized by Google

Kiel und das meerumschlungene Land der Doppeleiche eine so großartige Festlichkeit erlebt wie diese. Es war ein internationales Fest, ein Fest beider Welten, der alten und der neuen, an dem sich nicht nur Europa mit seinen hauptsächlichsten Staaten betheiligte, sondern auch der Continent jenseit des Weltmeeres, Amerika. Alle Reiche, die im Besitze einer Flotte sind, hatten einige oder doch eines ihrer besten Schiffe zur Verherrlichung der Feier und zur Huldigung des deutschen Kaisers nach Kiel geschickt, und noch niemals haben so viele Kriegsschiffe zu gleicher Zeit in der Kieler Föhrde vor Anker gelegen. Vom Schlosse bis hinaus nach der Festung Friedrichsort war der Hafen voll von schwimmenden, im Festesschmucke prangenden Schiffscolossen. Allein unsere deutsche Flotte war in einer Anzahl von 29 Schiffen vertreten, darunter — außer der Kaiserjacht „Hohenzollern" — zwölf Panzer, zwei Kreuzer, sechs Schulschiffe und fünf Avisos. Britannien hatte zehn Fahrzeuge geschickt, unter ihnen vier Panzer, drei Kreuzer und die Königliche Jacht „Osborne". Aus Österreich waren drei große Kreuzer und ein Torpedoboot gekommen und aus Italien neun Schiffe, darunter vier Panzer, zwei Kreuzer und als Standartenschiff die Königliche Jacht „Savoia". Frankreich sandte einen Panzer und einen Panzerkreuzer, Rußland zwei Panzer und ein Panzerkanonenboot, ebensoviel Schweden, Dänemark zwei Kreuzer und ein Kanonenboot, die Niederlande zwei Kreuzer und Rumänien einen Panzer und ein Schulschiff. Selbst die Türkei betheiligte sich an dem Feste durch eine Radjacht und Uncle Sam — die United States of America — mit vier Kreuzern. So belief sich die Zahl der in der Föhrde ankernden Kriegsschiffe, die kleineren, wie Kanonen- und Torpedoboote, mit eingerechnet, auf mehr als 80.

Nicht wenige Maler haben sich bemüht, dieses großartige Flottenpanorama im Bilde festzuhalten; aber der Stoff schien ihnen zu überwältigend gewesen zu sein, und nur einer, soviel mir bekannt, der schleswig-holsteinische Maler Stoltenberg, war dieser Aufgabe gewachsen. Sein Aquarellbild giebt mit möglichster Treue die Kieler Föhrde zur Zeit der zweiten Kanalfeier wieder. Auch die Kunst des Photographen vermochte nicht wie mit einem Blick den Hafen mit all seinen Schiffen zu umfassen; das künstliche Auge der Camera mußte, wie das natürliche, das Bild in einzelne Theile zerlegen.

Digitized by Google

Welch eine Fülle interessanter Beobachtungen boten auch sonst jene Festtage! Aus allen Gegenden der Windrose, von fern und nah, war man gekommen, um dem grandiosen Schauspiele, das sich an der Föhrde abspielen sollte, beizuwohnen. Das gab ein Gewirr von Sprachen wie beim Bau des Thurmes zu Babel!

In Holtenau hatte man auf einem hierzu passenden Terrain ein großes Linienschiff aufgebaut und vollständig aufgetakelt. Hunderte von Arbeitern waren monatelang daran beschäftigt gewesen. Vorn am Bugspriet stand als Gallionenbild die Germania in voller Rüstung und in majestätischer Pracht, und der mächtige Raum im Innern war ein einziger Speisesaal in elegantester Ausstattung für das Festmahl der vielen vom Kaiser und dem Reiche geladenen Gäste.

Unvergleichlich schön und erhaben war auch der Anblick, als an einem der Festtage die „Hohenzollern" majestätisch und langsam mit dem Kaiser und seinem Gefolge auf Deck durch das Labyrinth von Schiffen hindurchschwebte, damit sie der Fürst begrüße. Und wie wurden die freundlichen Grüße entgegengenommen! Überall wo der Kaiser vorbeikam, blitzten und donnerten die Geschütze und erbrausten die Hurrahs von den Mannschaften in den Masten. Und wie ein Echo kehrten diese Freudenrufe von den Ufern, wo sich Tausende von Zuschauern aufgestellt hatten, wieder zurück. Es war wie ein Triumphzug eines römischen Imperators.

Wer vermöchte dies alles zu schildern, und wer wär' im Stande, durch Worte oder Pinselstriche eine Vorstellung zu geben von der Lichtfülle, dem Farbenbacchanal, dem Blitzen, Flimmern und Leuchten, als an einem Abend mit Beginn der Dunkelheit ein Flammen- und Strahlenmeer über die Meeresbucht zu fluthen begann. Das eine Schiff suchte das andere in den Überraschungen zu überbieten; was alles an wirkungsvollen Schaustücken die Pyrotechnik zu leisten vermochte, das wurde bei dieser Gelegenheit vorgeführt.

Der Kieler Schriftsteller- und Journalistenverein hatte sich für diesen Tag der Feier das bekannte, hart am Strande belegene Wirthschaftsetablissement „Folkers' Garten" gemiethet und zu dessen Mitbenutzung alle anwesenden Vertreter der Presse eingeladen; diese machten auch in ausgiebigster Weise davon Gebrauch. So war es denn auch unserem Dichter als Mitglied jenes Vereins mög-

Digitized by Google

lich gewesen, für sich und seine Familie sowie die in seinem Hause weilenden Gäste einen schönen Platz am Strande zu bekommen, vonwo aus sie das großartige Schauspiel dieses Abends genießen konnten.

Es erübrigt nur noch, die beiden Gedichte hier wiederzugeben, welche zur Feier der Schlußsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals von Johann Meyer veröffentlicht worden sind.

Unserm Kaiser!

Zur Feier der Schlußsteinlegung und Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals am 19., 20., 21. und 22. Juni 1895.

I.

Im Geiste heut' auch lebt mir der schöne Tag,
Wo Kaiser Wilhelm, führend den Hammerschlag,
Dies Mal auch seiner Macht und Stärke,
Weihte den Stein zu dem Riesenwerke!

Am Vormittag war's, — leuchtend in Gold und Blau
Ringsum der Himmel, als er gen Holtenau
Durch unsrer Buchen grüne Hallen
Fuhr beim Geschmetter der Nachtigallen, —

Als nach der Waldung, draußen im freien Feld,
Die Lerchen alle, jubelnd vom Himmelszelt,
Den Gruß ihm sangen, — und zu Füßen
Wogten die Ähren, ihn mitzugrüßen.

Und hin und wieder, zwischen dem Korn umher,
Cyanen auch schon, blauend im grünen Meer, —
Und wo des Dorfes schatt'ge Lauben,
Blühende, duft'ge Syringentrauben.

Und all' der Menschheit, wo er des Weges fuhr,
Bis Holtenau hin, — vor ihm und nach der Spur,
Von seiner muth'gen Rosse Hufen,
Welch ein Gejubel und Hurrahrufen!

Und dann, als wieder bracht' ihn das Schiff zurück,
Das Schiff, das trug den Cäsar und unser Glück, —
Des Ruhms unzähl'ge Lorbeerreiser, —
Welch ein Entzücken um unsern Kaiser!

Da lag die Flotte, prangend in aller Pracht,
Die er geschaffen, neue, gewalt'ge Macht
Für seines Volkes Ruhm und Ehre
Rings um die Erde durch alle Meere!

Digitized by Google

Und weiße Rosen streute auf seine Bahn
Die grüne Fluth ihm, — und auf der Masten Raa'n,
Da standen, die auf Tod und Leben
All' ihm zur See auch in Treu' ergeben!

Und Blitz auf Blitz, — und Donner und Widerhall,
Ihm zur Begrüßung rings von den Schiffen all, —
Und wo des Ufers schwarz Gedränge,
Brausender Jubel der Menschenmenge!

Und doch — wie schön auch alles rings um ihn her,
Das Herz dem alten Kaiser wie voll und schwer,
Erzitternd im gewalt'gen Leide,
All der Betrübniß zu all der Freude!

Weitab sein Liebling, weit ihm der einz'ge Sohn
Und seines Reiches Erbe dem goldnen Thron,
Jung Siegfried! — Ach und auch schon heute
Finst'ren Geschickes gewisse Beute!

Und dann des Todes Dunkel und trübste Zeit, — —
In einem Jahr zwei Kaiser! — O, Herzeleid!
Und doch, — wie schwer das Herz getroffen,
Trost schon und Frieden und neues Hoffen!

II.

Wilhelm der Zweite! Unser seit jenem Jahr,
Du junger, stolzer, herrlicher Kaiseraar,
Aufstrebend stets zum Licht der Sonne,
Licht uns wie jene, — und Heil und Wonne!

Hoch über allem Niedern im Erdenthal,
Auch ihm das Schönste, Höchste das Ideal, —
So war er stets, sich uns bewährend,
Leuchtender Stern uns, die Zeit verklärend,

Die oft so trübe, seit der Parteien Haß
Das Band der Liebe lockert ohn' Unterlaß,
Und irrgeleitet, blind, die Rotten
Thörichter Menschen des Höchsten spotten!

In seiner Obhut, Sitte, Gesetz und Recht, —
Das Szepter führt er, — hemmend, was falsch und schlecht,
Und fördernd alle edlen Triebe,
Dessen zum Dank ihm des Volkes Liebe!

In seiner Obhut die in der Arbeit Zwang,
Ihr dienend, müh'n sich, — ringend ein Lebenlang, —
Daß Trost im Alter sie erfreue,
Dessen zum Dank ihm des Volkes Treue!

Digitized by Google

In seiner Obhut doppelte Macht und Wehr
Des deutschen Reichs, — sein schlachtenerprobtes Heer
Und seine Flotte, — einzig beide!
Dessen zum Dank ihm des Volkes Freude!

Und einzig diese Tage der Feier, die
So schön und herrlich wie noch auf Erden nie,
So weit der Fürsten Szepter reichen,
Ihnen ein Ähnliches zu vergleichen!

Durch uns'rer Doppeleiche geliebtes Land
Die Nord- und Ostsee reichen sich froh die Hand,
Die Schwestern, nun nicht mehr geschieden,
Völkern und Staaten zum Heil und Frieden!

Und unsrer Flotte Panzer von Meer zu Meer, —
Mit einem Schlag nun doppelt so starke Wehr
Als sonst, — — durch ihre offnen Thüren
Nun zu einander die Schwestern führen!

Nicht mehr vom Strand der Marsen bis Skager Rack
So manch ein Schiffbruch, manch' ein zerschellend Wrack,
Nicht mehr so manch ein junges Leben
Grausigem Tode dahingegeben!

Und wo in Pracht steht blühend das Feld, die Au',
Und wo die Lerche jubelt im Ätherblau,
Und wo in dunkler Waldeslaube
Flötet die Amsel und gurrt die Taube,

Vorüber schwebt, — o Wechsel, so wunderbar!
Auf hohem Mast der flatternde Kaiseraar
Des deutschen Reichs! — — O, allen Reichen
Sei es für immer ein Friedenszeichen!

III.

Nun grüße Gott Dich, herrlicher Zollernsproß,
In unserm alten, traulichen Holstenschloß! —
In Deinem Lande, meerumschlungen,
Grüße Dein Werk Dich, so wohlgelungen!

Und grüß' die Stadt Dich, prangend im Festgewand, —
Die blaue Meerbucht, — rauschend der grüne Strand,
Und Flur und Hain, wo seine Höhen
Prangend im Schmucke des Frühlings stehen!

Und grüß' das Volk Dich, mehr noch als je erfreut
Ob aller Kaisertage vergangner Zeit,
Die ihm bisher verliehen worden, —
Grüß Dich Dein Ländchen im hohen Norden!

Digitized by Google

Und grüße die auch alles voll Sonnenschein,
Die Deines Lebens leuchtender Edelstein,
So Freud', wie Leid treu mit Dir theilend,
Heut' in dem Lande der Väter weilend!

Und alles die auch grüße mit Euch zugleich,
Die euer Stolz sind, — Freude dem deutschen Reich!
Erhalt' sie Gott in Eurer Tugend,
Späterer Zeiten Geschick — die Jugend!

Doch fern dem Jubel aller Beglückten heut'
Sei nun die Zukunft — und die Vergangenheit, —
Und nur der Gegenwart, der hohen,
Lasset die Flammen der Freude lohen!

Noch war kein Fest so einzig in seiner Art,
Wie dies der Schlußsteinweihe und Kaiserfahrt,
Zu dem die Völker beider Welten
Herrlichste Zeugen der Freude stellten!

Voran das Zollernschiff mit dem deutschen Aar,
Und nach ihm folgend, ehrend das Kaiserpaar,
Welch' ein Geleit zu diesem Feste
Kronengeschmückter, erlauchter Gäste!

Und welche Ehrenbögen dem Kaiserzug
Hoch aufgebaut, darunter des Adlers Flug
Hindurchgeht heute triumphirend,
Werke — das Werk wie mit Kronen zierend!

Und welch' ein Schauspiel, — füllend den blauen Port!
Vom alten Schloß an ankernd bis Friedrichsort
Die Panzer all', im vollsten Glanze,
Wilhelm dem Zweiten zum Ehrenkranze!

Und Blitze leuchten, — Donner auf Donner kracht, —
Und wie des Sturmwinds Brausen bei Wetternacht
Auf Wolken kommt dahergefahren,
Brausender Jubel der Menschenscharen!

Und zu dem allen — blüht nicht der Rosenstrauch?
Und mit der Rose nicht die Cyane auch?
O, pflückt und streut sie heut' ihm beide,
Blumen der Treue, — der Lieb' und Freude!

Unsen Kaiser un sin Gäst.

Dör unf' lütt meerumschlungen Land
Gifft Nord- un Ostsee sick de Hand.

Digitized by Google

Un in unſ' Haben, wat för'n Glanz!
Un wat för'n Ehr'n- un Freudenkranz!

En Kranz, als harr em Gott beſtellt
To'n Freden för ſin ſchöne Welt!

Nu ſwev heran, du Kaiſeraar,
Nu bringt ſe düſſen Kranz Di dar!

Un de em bunn hebbt alltoſamn,
Vel hunnert duſend mal willkamn!

Auch in dem Jahre 1896 gewährte die Muſe ihrem Dichter manch ſchöne Gaben. Es mögen davon die folgenden namhaft gemacht werden: „Nun ſchmücke Dich, Frau Kilia!“ zur Anweſenheit des Zaarenpaares des Kaiſers Nikolaus II. und der Kaiſerin Alexandra in Kiel; „Zur Jubelfeier des neuen deutſchen Kaiſerreiches“; „Zur Weihe des Bellmann-Chemnitzdenkmals in Schleswig“; je ein „Prolog“ zur Feier des Geburtstages Seiner Majeſtät des Kaiſers Wilhelm II. und Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Auguſte Victoria, beide im Kieler Stadttheater geſprochen, und „Dem todten Dichter“, Emanuel Gurlitt, dem Bürgermeiſter von Huſum, an ſeinem Begräbnißtage.

Das zuletzt erwähnte kleine Gedicht möge hier eine Stelle finden; es ſei dazu bemerkt, daß Gurlitt unſerem Dichter ſehr befreundet war, ſowie daß er als Officier in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee diente und als ſolcher in der Schlacht bei Idſtedt an einem Fuße ſo ſchwer verwundet wurde, daß derſelbe amputirt werden mußte.

Dem todten Dichter.

Bürgermeiſter Gurlitt in Huſum am Tage ſeiner Beerdigung.

Die Saiten ſprangen
Im Kampf, ſo ſchwer, —
Vom Tod umfangen,
Du ſingſt nicht mehr.

Nichts mehr beginnen
Und nichts mehr thun, —
Nun Du von hinnen,
Wo weilſt Du nun?

Du kehrſt nicht wieder
Von jenem Ort, —
Doch Deine Lieder,
Die dauern fort.

Digitized by Google

Und fort daneben
Für Deine Stadt
Dein schönes Leben,
Nie schaffensmatt!

Der ihr so theuer,
Ein Schmuck, ein Glanz,
Um seine Leier
Ihr Bürgerkranz!

Und an der Leier
Ein blankes Schwert
Zur Todtenfeier,
Die heut' Dich ehrt!

Dein Blut geflossen
Im Siegesflug, —
Die Kampfgenossen
All' mit im Zug!

Der Blumen reichen
Liebreiz und Duft,
Lorbeer'n und Eichen
Auf Deine Gruft!

Im Geiste senk' ich
Dich mit zur Ruh' —
Und Dein gedenk' ich
Und ruf' Dir zu:

Von uns geschieden,
Bis wir auch geh'n,
Nun schlaf' in Frieden, —
Auf Wiederseh'n!

Noch einmal müssen wir der Anstalt gedenken, die ja von unserem Dichter, ihrem Begründer und Leiter, auch in unserem Buche nicht zu trennen ist. Wie vordem, so erfreute sie sich auch in den letzten Jahren bis nun her, wo wir mit den Mittheilungen aus dem Leben Johann Meyer's bald bis zur Gegenwart gekommen sind, eines steten Gedeihens und fröhlichen Weiterblühens. Die Gesammtzahl der Pfleglinge, welche seit dem 36jährigen Bestehen der Anstalt in ihr Aufnahme gefunden hat, beträgt 296, davon 160 männlichen und 136 weiblichen Geschlechtes. Nach ihrer körperlichen und geistigen Beschaffenheit lassen sie sich in drei Gruppen unterscheiden: 56 davon waren schwachsinnig in

Digitized by Google

einem geringeren, 182 in einem mittleren und 58 in einem höheren Grade. Die geistige Beschaffenheit der Pfleglinge war fast durchweg parallel der körperlichen; je gesunder der Körper, desto geringer im allgemeinen der Grad der Idiotie und desto größer die Bildungsfähigkeit sowie der Gebrauch der Sprache. Nicht weniger als 75 waren stumm und 164 mehr oder weniger befähigt zu sprechen. — 227 Zöglinge konnten die Anstaltsschule besuchen und je 15 männlichen und weiblichen Geschlechts die Confirmationsreife erlangen; einige davon wurden privatim, die andern mit den übrigen Gemeindemitgliedern in der Kirche confirmirt. Es sind das auch diejenigen Pfleglinge, die von dem Aufenthalte in der Anstalt am meisten Nutzen gehabt haben; die meisten von ihnen erreichten einen solchen Grad der Selbständigkeit und Geschicklichkeit, daß sie unter vernünftiger Anleitung und Ueberwachung wohl im Stande waren, sich so viel zu erwerben, als sie zu ihrer Existenz bedurften. — Viele andere wurden erheblich im Sprechen gebessert; manche lernten mehr oder weniger gut lesen und schreiben, auch etwas rechnen und zeichnen, und alle erweiterten den Kreis ihrer religiösen Vorstellungen, wurden willenskräftiger, selbständiger und in der Verrichtung praktischer Arbeiten behender und gewandter. Ja, es glückte sogar nicht selten, auch Stumme zum Sprechen zu bringen.

Der Gesundheitszustand der Anstalt darf wohl während der ganzen Zeit ihres Bestehens unter Berücksichtigung des Umstandes, daß alle idiotischen Menschen auch körperlich krank sind, als ein im allgemeinen sehr günstiger bezeichnet werden. Von den 296 Pfleglingen, die während der 36 Jahre in der Kieler Idiotenanstalt untergebracht wurden, sind 47 gestorben, mithin 0,44 % pro anno, oder anders ausgedrückt: von 296 Pfleglingen ist durchschnittlich in reichlich zwei Jahren nur einer gestorben. So darf wohl Johann Meyer mit Genugthuung und Befriedigung auf seine Thätigkeit als Director der von ihm begründeten Idiotenanstalt zurückblicken, und eine nicht geringe Freude wird es ihm an seinem 70. Geburtstag gewähren, wenn man ihn nicht nur als Dichter, sondern auch als einen Mann feiern wird, der — ich darf wohl sagen — ein langes Leben lang im Dienste der Humanität gewirkt und gestrebt hat.

Bevor ich dies niederschrieb, brachten schon die Tagesblätter Kiels die Mittheilung, daß in einer Versammlung des dortigen

Digitized by Google

Schriftsteller- und Journalistenvereins beschlossen worden sei, den 70. Geburtstag Johann Meyer's in angemessener Weise zu feiern, und daß man zu diesem Zwecke drei Mitglieder beauftragt habe, mit den einleitenden Schritten zu beginnen. Möge sich diese Feier für unsern Dichter zu einer eben so schönen gestalten, wie es jene vor 11 Jahren war, die man ihm bei Gelegenheit seines 25jährigen Jubiläums als Vorsteher seiner Idiotenanstalt bereitete! — —

Wie bestimmt verlautet, ist es an maßgebender Stelle im Werke, die beiden bisherigen Privat-Idiotenanstalten in Kiel und Schleswig in Provinzialanstalten umzuwandeln. Damit würde denn zugleich für unsern Dichter der Zeitpunkt kommen, vonwo an er, ledig aller bisherigen Berufsmühen und Anstaltssorgen, für die ihm hoffentlich noch reichlich bemessenen letzten Lebensjahre ausschließlich jenem anderen Berufe leben kann, für den er so recht eigentlich prädestinirt ist und in dem er so viel Schönes geschaffen hat. Seine zahlreichen Freunde werden ihm dies aus vollem Herzen wünschen, ganz besonders im Hinblick darauf, daß er ihnen mit seinen und der Muse Gaben so manche frohe Stunde bereitet hat. —

Doch wir müssen noch kurz der Dichtungen Erwähnung thun, die uns unser Freund im Jahre 1897 gespendet hat; es sind dies ein „Prolog zur Matinée des Kieler Stadttheaters für die Ueberschwemmten"; „An den König von Belgien" bei seiner Anwesenheit in Kiel; „Von Kiel na Schönbarg"; „Kaiser Wilhelm de Eerste to sin hunnertjährigen Geburtsdag"; „To unse Kindöpsfier"; „Jungs holt fast!", to dat eerste Stiftungsfest von de plattdütsche Vereenigung und „Unf' Kaiser kummt!"

Es mögen hiervon an dieser Stelle unserer Festschrift der „Prolog" und die drei Gedichte: „An den König von Belgien," „To unse Kindöpsfier" und „Unf' Kaiser kummt" abgedruckt werden.

Prolog zur Matinée zum Besten der Überschwemmten.
Gesprochen im Stadttheater zu Kiel am 19. September 1897.

Wenn eine Sintfluth käme — und hinweg
Die Mordgesellen risse von der Erde,
Die sie vernichten möchten! — — Aber Gott
Läßt seine Sonne über alle scheinen,
Und unbegreiflich sind oft seine Wege!

Digitized by Google

Als noch die Rosen blühten, — und im Nest
Die Vöglein lugten, — und der Ähren Gold
Die Halme beugte, — d'rüber jubilirend
Die Lerche in den blauen Himmel stieg,
Brach jäh' des Unglücks finstre Nacht herein!

Des Himmels unermeßlich theurer Segen,
Wie Licht und Wärme, ist es nicht der Regen?
Wenn aus den Wolken tropft er voll und milde,
Zu tränken die verschmachtenden Gefilde?
Auch wenn er kommt in grausigen Gewittern,
Wo Blitzen zucken und die Donner krachen, —
Und ihnen folgend, über grüne Fluren
Dahin zieht, — löschend ihre Flammenspuren,
Und Labe spendend, wo noch Herzen zittern?!

Gewiß auch so! — Und dennoch, welch ein Leid
Kann auch mit ihm auf uns herniederströmen!

Jäh', — auf einmal,
Gleichwie ein wild empörtes Meer,
Das aufgepeitscht des Sturmwinds Ruthen, — —
Kam es daher
Mit der Elbe und Oder und Donau Fluthen — —
Und wälzte sich zu Thal,
So wuchtig und schwer,
Das Ungeheuer, das riesige, nasse,
Wie einer Lawine erdrückende Masse!

Menschen begrabend in Todesnacht!
Liebende um ihr Liebstes gebracht!
Und, wie im Kriege, mit Feuer und Schwert,
Vernichtet die Gärten, verödet die Felder!
Entwurzelt die ragenden Riesen der Wälder!
Geraubt, was dem Herzen so lieb und werth:
Der trauliche Heerd!
Das theure Haus,
Dem entfloh'n die Laren
Voll Entsetzen und Graus!

Und wie viele arm, — und wie viele in Noth,
Wenn nicht schon todt, —
Die hier noch jüngst so glücklich waren!

Und dennoch, daß der liebe Gott nur Liebe,
Und alles, was er thut nur Segen ist, — —
Und daß euch Trost und Hülfe brächten gerne
Die Menschenbrüder all', daß wißt ihr ja,
Ihr Armen, Schwerbedrängten in der Ferne! — —

Digitized by Google

Darum, — klagt und zagt ihr auch,
Gleich den Hoffnungslosen, —
Spürt ihr nicht der Liebe Hauch?
Euch auch trägt der Dornenstrauch
Bald schon wieder Rosen!

Allüberall im theuren Vaterlande
Und über dessen Grenzen weit hinaus,
Da regen sich die Herzen und die Hände
Und thun sich auf zu edlem Menschenwerk
Der Bruderliebe, — spendend ihre Gaben!

Und auch die Kunst bleibt nicht zurück, — sie dient
Dem Ideal, dem Inbegriff des Schönen!
Und was da wahrhaft schön, — ist unzertrennlich
Vom wahrhaft Guten, das es wirkt und schafft!
So stellt auch sie, die Kunst, mitfördernd gern,
Sich in den edlen Dienst der Menschenliebe!

O, habet Dank, all', die Ihr hier erschienen,
Durch Eure, uns so theure Gegenwart
Euch mitbetheiligend an diesem Werk!

Die Liebe höret nimmer auf, — sie grünet
Allewig fort in aller Sinn und Herzen,
Weil Gott die Menschen schuf nach seinem Bilde!

Als einst die wilde Sturmfluth kam daher
In jener Schreckensnacht, und jäh' das Meer,
Das keine Macht der Sterblichen mehr hemmte,
Die Küsten und Gestade überschwemmte,
Fortreißend und verschlingend
So vieler Habe, — und Verderben bringend
Und Untergang und Tod, — —
Wie groß, wie schön die Hülfe in der Noth!

Und als einmal der alte Vater Rhein,
Um den ja schon soviel des Bluts geflossen,
Mit seinem wundersamen, goldnen Wein
Nicht mehr der Freudenbringer wollte sein
Und über seine Ufer sich ergossen,
Daß bitt'res Leid so manch ein Herz beschwerte, — —
In all' der Noth, — —
O, wie sich das Gebot
Der Nächstenliebe da so schön bewährte!

Und die voran uns allen jeder Zeit
Ein leuchtend Beispiel waren, — diesmal auch
Im Trösten und im Wohlthun, wo es galt

Digitized by Google

Das Leid zu mildern und die Noth zu bannen, —
Alldeutschlands theures Kaiserpaar, — die mögen,
Wie weit sie auch in diesem Augenblick
Die Ferne von uns trennt, zugegen sein,
Nun ihnen wir, — — der Geist kennt keine Schranken, —
Für alle ihre Liebe möchten danken!

Und Du auch sei zugegen, Hohe, Hehre,
Gewalt'ge Mutter Deines deutschen Volkes,
Germania! — der jede Stunde gilt,
Wie jenen, welche Deine Kronen tragen, —
Wenn ihre, Deine Kinder freudig sich
Geschart zu solchem Liebeswerk, wie heute!

Sieh', die für Dich dahin zu sterben gehn,
Umschlinget ja der Bruderliebe Bande, —
Und in der Nächstenliebe, wie so schön
Zeigt sich zugleich die Lieb' zum Vaterlande!

Und nun erschall's mit jubelndem Gebraus:
Alldeutschland hoch! — Hoch unser Kaiserhaus!

Der Prolog wurde von dem Oberregisseur des Kieler Stadttheaters, Herrn Beaurepaire, vorzüglich gesprochen und von dem zahlreich anwesenden Publicum so dankbar und wohlwollend aufgenommen, daß sowohl der Sprecher wie der Dichter mit stürmischem Applaus gerufen und belohnt wurden. Noch eine Dichtung Johann Meyer's gelangte in dieser Matinée, welcher beizuwohnen ich die Freude hatte, großartig zur Geltung; es war dies die Ballade „Herr Melchior Rantzau", prächtig componirt von dem Freunde des Dichters, Claudius Serpenthien, und vollendet schön vorgetragen von dem Opernsänger Herrn Niesen. Ich bedaure, nicht auch die hübsche Composition, die übrigens durch Robert Streiber in Kiel zu beziehen ist, hier wiedergeben zu können.

Die Ballade selbst, die zu den besten der epischen Dichtungen Johann Meyers gehört, soll an einer anderen Stelle unseres Buches zum Abdruck kommen.

An den König von Belgien.

Zu seiner Anwesenheit in Kiel.

Von Belgien her, wat keem dar dör'n Kanal,
Wo't nu so hin und her geiht, lustig fort?
En smucke Jacht! — Willkamn uns dusend mal,
Sit wi dat weet, wakeen dar is an Bord!

Digitized by Google

De Flagg is engelſch bab'n an'n Maſtentopp; —
Incognito geiht't unſchaneert un frie, —
De belg'ſche König awers is darop,
Un ſeker ock de belg'ſche Löw darbi!

Dat Du in Kiel büſt, wa uns dat vergnögt!
Du weerſt ſo lang ni hier, — dat is de Saak!
Un wa de Vlamſchen dat wul freut un högt,
Vunwegen ehr un unſ' ol Moderſprak!

De hett in Belgien ja en ſwaren Stand,
Als Pol de Mont uns dat eerſt hett verklart!
Nu drückt Di unſ' Herr Kaiſer warm de Hand,
Un wi na em, ſo warm als't dütſche Art!

Ock Vlamſch is Plattdütſch! — Franſch ſünd de Wallon',
Un mit enanner ringt ſe Jahr um Jahr!
Un hier de Dütſchen, — dar de grang Natſchon, —
Un Du dartwiſchen heſt dat wul recht ſwar!

Dat's noch ſo lang ni her, dar ſtunn dat ſlecht
Noch um de vlamſche Sprak, — un Noth an'n Mann!
Nu hett ſe mit de franſch' datſülwe Recht, —
Un Di, Herr König, plattdütſch redt wi an!

Ja, Plattdütſch! — In ehrn eegngemakten Rock
De lüttje Burdeern öwerall to finn!
Mijn Heer in Holland, plattdütſch ſnackt he ock! —
Gott ſegen ſin lüttj' junge Königin!

Un ſeg'n ock Di! — unſ' Kaiſerherrn ſin Gaſt,
Sin Kieler Jungs ſo fremd noch un ſo rar!
Hurrah — op't Flaggenſchipp, hoch baben an'n Maſt,
De belgſche Löw bi'n dütſchen Kaiſeraar!

Un de Kanon', de blitzten Schuß um Schuß,
Un wit hin ut unſ' oles Holſtenland,
Na Belgien flog de dütſche Hartensgruß,
An all de Bröders, de uns dar verwandt!

En friſche Briſ' — Wa ſe de Segeln ſwellt! —
Un wat för'n Freud för unſen Kaiſeraar! —
Nu ſegelt man, als gung dat um de Welt!
Un'n fröhlich vivat sequens! tokum Jahr!

Un kummſt Du wedder, wenn de Wold ſo grön,
Dat Korn in vulle Ahren drifft na baben,
So blau de Hebn, — de Roſen all in't Blöh'n, —
Den ſchönſten Blomenkranz Di to'n Willkamn!

Digitized by Google

In dem folgenden Gedichte, durch das eine kindliche Naivetät und ein urwüchsiger Humor als Schwester und Bruder so einmüthig Hand in Hand gehen, handelt es sich um die Feier der Taufe des kleinen Prinzen Siegismund, des zweiten Kindes des Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen. Die „Kinnerbeer", an der Seine Majestät der Kaiser und andere hohe Fürstlichkeiten Theil nahmen, fand im Schlosse zu Kiel am 30. Januar 1897 statt.

To unſ' Kinddöpsfier.

An'n 30. Januar 1897.

Unſ' leev lüttj' Prinz, Herr Waldemar,
Noch geern en lüttjen Broder harr,
Wo he mit ſpeln kunn, — dat's wul klar!
Dar bröch em een de Adebar,
Nu is he ſo alleen ni mehr, —
Un hüt is all de Kinnerbeer!

Un ſit de Weken, de vergah'n,
Wa hüpig hett he wul all ſtahn
Vör ſin lüttj' Broder ſin lüttj' Weeg,
Wenn he em dar ſo ſlapen ſeeg, —
Un hett em ei't un hett em küßt,
Dat he vör Freud' opjubeln müßt!

Un bi unſ' Herrſchap, wat ſö'rn Gäſt
Dar bab'n op't Sloß! — un wat för'n Feſt!
Ganz Sleswig-Holſteen fiert dat mit! —
Un een vör all'n, — de't ni vergitt,
Wenn ſo de Freud' mal füllt unſ' Hatt:
Vull Flaggen prangt de ganze Stadt!

Na, wat'n Wunner, lacht ſ' denn nicht
Vundag in'n jedes Angeſicht,
Un ſwevt de Straten hin un her
Un tickt dar an en jede Döhr?
So als för Korten, wo wi hier
Eerſt harrn de grot Geburtsdagsfier?!

Un de dar hüt Gevadder ſteiht,
Wil em ſin lüttj' Newö ſo freut,
Dat he em ut de Döp will heb'n
Un will em ſülbn ſin Namen geb'n,
Lüttj' Prinz, wil Du ſo lüttj' noch biſt,
Du ahnſt noch nich, wakeen dat is!

Digitized by Google

Alldeutſchlands Kaiſer! Un toglik
Mit em dat ganze dütſche Riek,
So grot als't is, ſo wit als't geiht,
Vundag bi di Gevadder ſteiht!
Na, wat ſeggſt nu? — O, wat för'n Ehr!
Un wat för'n ſchöne Kinnerbeer!

Un nerrn in'n Hab'n, dar geiht dat: bumm!
Un blitzt un dunnert rundherum!
Dat is unſ' ſtolze dütſche Flott!
O, alle Tiden ſeg'n ſe Gott,
So, als unſ' ruhmbedecktes Heer!
Wat hebbt wie nu för'n Macht un Wehr!

Un ſchull dar een mal wedder kamn,
So ward he öwern Snabel nahmn,
Un weer dar fülbn de Deuwel los,
Als anno föbndig de Franzos! —
Unſ' Kaiſer un Prinz Heinerich
Verhauten em doch ſekerlich!

Dar kem ick in de Poletik, —
Wa kam ick dar in'n Ogenblick,
Als ick darin keem, — wedder rut?
Nu's beſte wul, ick hol de Snut, —
Doch ne! Dar fallt mi noch wat in,
Dat ſett ick hier noch gau mit hin!

Mi düch, ick weer dar mit in'n Saal,
Un vör mi ſtunn de Glaspokal,
Un vull vun'n allerſchönſten Wien,
Dat't rein, als luter Gold drin ſchien, —
Un mi, — mi würr dat Hart ſo vull,
Als wenn'ck pattu mal reden ſchull.

Un „Allerhöchſte Majeſtät",
Begünn ick denn min lüttje Red'; —
Dar kikt ſick unſ' Herr Kaiſer um, —
Dat makt mi rein verblüfft un ſtumm!
Doch likers ſett ick wedder na:
„Hoch ſchaſt Du leb'n! vivat! hurrah!"

Un ſünd de Gläſ' eb'n wedder vull,
Denn red' ick wedder los, — ja wull!
Vör Allerhöchſt und höchſt Nobleſſ:
„Unſ' leev Herr Prinz un Fru Prinzeß, —
Un ehr lüttj' Prinzen beid! — ja! ja!
Hoch ſchüllt ſe leb'n! vivat! hurrah!"

Digitized by Google

Ein Gedicht, wiederum voll sprudelnden Humors, ist „Unſ' Kaiſer kummt!" Es werden darin Eugen Richter und Bebel für ihr der deutſchen Flotte bewieſenes „Wohlwollen" gebührend geprieſen. Das Kieler ſocialdemokratiſche Blatt, die „Volkszeitung" wurde ſogar durch dieſe Dichtung ſo angeregt, daß ſie den Verfaſſer mit einer beſonderen Anerkennung beehrte.

Unſ' Kaiſer kummt!

Unſ' Kaiſer kummt! Fru Kilia,
Herut de Flaggen all! Hurrah!
Noch mehr als ſunſt, wenn he mal kummt,
Un't öwer'n Haben blitzt un brummt,
Dat all de Fiſch davun verwirrt,
Un Di de Döhrn un Fenſter klirrt!

Wer wüſs ock ni, wat in de Röhr?!
Un is't ock juſt noch keen Malör,
So is dat doch en eernſte Saak,
Vunwegn den olen Heidendrak,
Den Lindwurm, de ſick ſo vergitt,
Dat he biſchurns noch Menſchen fritt!

Ja, weern ſin egen Lüd dat man,
Wat güng de ole Wurm uns an?!
Nu awers hett he Dütſche mör't, —
Nu ward em eerſt mal Moritz lehrt,
Dat em wul alle Luſt vergeiht,
Un he dat nümmer wedder deiht.

Un de den Zopp noch dregen doht,
Sünd nu wul'n beten ſlecht to Moth,
Eb'n als unſ' Fründ dat is, John Bull,
De jümmers glix ſo ſplitterndull
Un ganz vull Giff un Gall un Neid,
Wenn em mal'n Happen fleuten geiht!

Ja, wenn wi nu unſ' Flott ni harrn,
Wat weern wi Dütſchen doch för Narrn!
Nu awers gung dat een, twee, dree,
Dar drunken wi dar günd all Thee,
Un dat vun'n beſten, de dar waßt!
Un nu man luſtig, Jungs, holt faſt!

De Zopp, de is noch vel to lang,
Kunn geern en beten körter hangn, —
Un unſe Jungs, de nehmt ehr Waff

Digitized by Google

Un ſnidt ſick ock en Stremel af,
So tom Verglik, als weer dat Kees, —
Haar laten mut he, de Chineſ'!

Un unſe Flottenfründ Eugen,
De röppt vergrittzt: Nu ſüh mal een!
Wo ick ſo lang min Freud an hatt,
Nu weer't doch allns man för de Katt!
Nu geiht he dör, de Flottenplan,
Un dat hebbt de Chineſen dahn!

Un Bebel mit ſin grotes Mul,
Den ock de Flott all lang en Grul,
Un de, wat uns vun rechtsweg'n keem,
Am leevſten uns dat wedder neehm
Un denn ut luder Menſchenleev
Sin Fründ, den Herrn Franzos, dat geev,

De ward nu wul eerſt recht kaſprat,
Dat wi ock noch na China gaht, —
Dar is alleen de Flott an Schuld,
Un weer't man kam, als he dat wullt,
Un all de Klick, de to em hört,
Denn weer uns dat Vergnögen ſtört!

Hurrah! un nu man all an Bord!
Un denn adjüs! — un denn man fort!
Un denn man op den Draken dal,
Dat ock de Annern alltomal,
De gegn uns jappt un ſnappt vull Gall,
En Biſpill hebbt in düſſen Fall!

Wat ſteihſt Du awerſt dar un weenſt,
Du lütt' verlaten Kind, un meenſt,
Nu ſcheet ſe Din Mariner dot? —
Na, tröſt Di man, dat hett keen Noth!
Bliv Du man tru, — denn blifft he Din,
He ward doch keen Chineſche frien!

De hebbt ja aſiatiſch Blot, —
Un hebbt ock all en ſcheeven Fot!
Se wackelt als bi uns der Göſ',
Un mit ehr Danzen ſteiht't man böſ'! —
Se künnt keen Walzer, keen Galopp
Un hebbt verſchlitzte Ogn in Kopp!

Doch Spaß bi Siet! — un nu in'n Ernſt,
Dat Du ni ſeggſt: „Ach wat! Du tweernſt!"
Ja, füh, na China hin, is wit!

Digitized by Google

De Saak hett ock ehr eernſte Siet!
Un op ſo'n Fahrt ſünd vel Gefahrn!
Mag ſe unſ' Herrgott all bewahrn!

Dat geiht för Dütſchlands Macht un Ehr!
Un wenn dat ni ſo wichtig weer,
Harr unſ' Herr Kaiſer dat ni dahn,
Wat noch keen Menſch vör Korten ahn!
To jeder Tid de rechte Mann, —
Alldütſchland is in gude Hann!

Un unſen Herrn Prinz-Admiral
Gottsſegn mit em vel duſendmal!
Gottsſegn vel duſendmal toglik
Mit unſen Kaiſer un ſin Riek!
Dat wünſcht un bedt wul Jedereen!
Hurrah! op fröhlich Wedderſehn!

Bevor ich die Mittheilungen über unſern Dichter zum Abſchluſſe gelangen laſſe, muß ich mir in eigener Angelegenheit eine kurze Abſchweifung erlauben, zu der ich mich durch ein jüngſt ſtattgehabtes ſehr bedauerliches Ereigniß veranlaßt fühle. Es ging nämlich vor einigen Tagen durch die Blätter die Notiz, daß der Herausgeber des „Deutſchen Dichterheims" in Baden bei Wien ſeine junge 27jährige Gattin, während ſie ſchlief, und dann ſich ſelbſt erſchoſſen habe. Ob ihn zerrüttete Vermögensverhältniſſe, wie behauptet wird, zu dieſer That getrieben haben, erſcheint mir zweifelhaft; eher möchte ich glauben, daß er ſie in einem Zuſtande von Geiſtesſtörung begangen hat. Denn der wenig talentirte, aber überaus ehrgeizige Mann mußte doch zuletzt zu der Erkenntniß kommen, daß ihm die Art, wie er der modernen Richtung in der Dichtung Vorſchub leiſtete, herzlich wenig Ruhm eingebracht hat; und dieſe Enttäuſchung dürfte die Gemüthsruhe des nach Ruhm und Ehre dürſtenden jungen Schriftſtellers völlig geſtört haben. In der Einleitung dieſes Buches bin ich mit dem Verſtorbenen nicht gerade glimpflich umgegangen. Es könnte nun, wenn meine Feſtſchrift erſcheint, den Anſchein haben, als wären jene ſcharfen Äußerungen über den unglücklichen, bedauernswerthen Mann erſt nach deſſen Tode gemacht worden. Um mich nun gegen einen ſolchen Vorwurf im voraus zu ſichern, bemerke ich, daß die Einleitung wenigſtens ſechs Monate vor dem Tode des Herausgebers des „Dichterheims" im Drucke fertig geſtellt wurde. Ich

Digitized by Google

würde sonst wohl, eingedenk der sühnenden und versöhnenden Kraft des Todes, über das „Dichterheim“ und seinen Herausgeber kein Wort verloren haben.

Doch nun nach dieser nothgedrungenen Erklärung wieder zurück zu unserem Jubilar. Auch das letzte Jahr, 1898, zeigt, soweit es bis jetzt verlaufen ist, eine ebenso erstaunliche wie glückliche Productivität unseres Dichters. Seine dieser jüngsten Zeit angehörigen Poesien sind hauptsächlich folgende: „In schweren Stunden“; „Prolog“ zur 50jährigen Jubelfeier der schleswig-holsteinischen Erhebung; „Unsen Herrn Prinzen to sin Geburtsdag“; „Willkamen! to den veerteinsten plattdütschen Verbandsdag in Kiel“; „Herrn Paul Trede“, ein plattdeutsches Widmungsgedicht zu einer ihm überreichten Mappe bei seinem Weggange aus Itzehoe; „Unsen Gewerbschuldirector J. F. Ahrens“, to sin fiefuntwintigjähriges Jubiläum; „Unsʼ Excellenz“, den Wirklichen Geheimen Rath Herrn Professor von Esmarch to sin 50jähriges Jubiläum und last not least „Jungmann und Preußer“, ein Jubiläumsgedicht zur 50jährigen Wiederkehr des Tages von Eckernförde. Die letzte Dichtung, deren Zeit eigentlich erst am 5. April 1899 kommen wird, ist bereits in dem schon erschienenen „Dr. Ludwig Meyn'schen Schleswig-Holsteinischen Hauskalender für das Jahr 1899“ enthalten.

Liest man die Gedichte Johann Meyer's aus der jüngst vergangenen Zeit, so wird man freudig anerkennen, daß des Dichters poetische Kraft keine Abnahme erfahren hat, ja von zweien der erwähnten Gedichte, die auch in unserem Buche wiedergegeben werden sollen, kann man dreist behaupten, daß sie den meisten der früheren den Vorrang streitig machen.

Meine Leser und ich wissen, wie unter fast allgemeiner Betheiligung der Bevölkerung Schleswig-Holsteins die fünfzigste Wiederkehr des Tages der schleswig-holsteinischen Erhebung festlich begangen worden ist. Es ist uns auch noch in Erinnerung, wie sich ganz besonders Johann Meyer um das Gelingen dieser Feier verdient gemacht hat. Selbstverständlich wünschte man für den Abend des Erhebungstages einen angemessenen Prolog und ein passendes Theaterstück; und unser Freund war wohl der einzige unter seinen dichtenden Genossen, der seinen Landsleuten beides zur Verfügung stellen konnte. Als

Digitized by Google

dies rechtzeitig bekannt geworden war, wandte man sich von allen Seiten mit der Bitte an ihn, diese Kinder seiner Muse zu schicken, und so kam es, daß fast überall wenigstens der Prolog gesprochen wurde und auch an sehr vielen Stellen eines seiner beiden patriotischen Theaterstücke, das lustige Genrebild mit Gesang „Im Kruge zu Tolk“ oder das wirkungsvolle Drama „Theodor Preußer“ zur Aufführung kam. In den Stadttheatern der größeren Städte — ich nenne nur Altona, Kiel, Schleswig und Flensburg — wurde der Prolog gesprochen und „Theodor Preußer“ gegeben, und überall mit durchschlagendem Erfolge. Im ganzen wurde an jenem Abend, nachdem der Prolog vorhergegangen war, ein jedes der beiden Theaterstücke wohl an mehr als 30 Orten mit großem Beifall gespielt. Besonders schön kamen der Prolog und „Theodor Preußer“ auch in Kiel zur Geltung, und zwar am 23. März zur Vorfeier im Stadttheater und am darauf folgenden Tage zur Hauptfeier in den „Deutschen Reichshallen“. Das Theater war stark besetzt und der Zudrang zu den „Reichshallen“ so gewaltig, daß schon längst vor Beginn der Feier der große Saal überfüllt war und Hunderte, die etwas später kamen, nicht mehr hineingelassen werden konnten. Hier wie dort kamen die ersten Kräfte des Stadttheaters zur Verwendung; der Oberregisseur, Herr Beaurepaire, sprach den Prolog, zu dem auch nach Angabe des Dichters ein großartiges Bild gestellt war, beide Male vollendet schön, und laute Beifallsrufe holten den Sprecher wie den Verfasser des Prologs vor die Rampen. Ebenso packend wirkte an beiden Abenden die Aufführung des Dramas; Frl. Normann spielte die junge Frau, Herr Sundheim den Theodor Preußer, Frau Lissée die alte Dienstmagd Katharina und Herr Beaurepaire den alten Anton, und in beiden Vorstellungen wurden der Dichter und die Darsteller stürmisch hervorgerufen.

Ich lasse zunächst den „Prolog“ folgen; denn er verdient es, als eine der besten poetischen Schöpfungen Johann Meyer's auch hier hervorgehoben zu werden.

Prolog zur fünfzigjährigen Jubelfeier

der schleswig-holsteinischen Erhebung am 24. März 1898.

Ihr lieben alten Kampfgenossen
Für unser theures Heimathland,
Nun fünfzig Jahre sind verflossen,
Seit Schleswig-Holstein neu erstand,

Digitized by Google

Am Tage Eurer gold'nen Feier
Nehmt hin den Dank, der Euch gebührt,
Ihr, die, als Retter und Befreier,
So kühn zuerst das Schwert geführt!

Auf Eurer Brust das Kreuz von Eisen,
Mit seinem Bande blau-weiß-roth,
Wird zwar zu jeder Zeit Euch preisen
Als erste Retter in der Noth!
Doch auch an der Begeist'rung Worten,
Nun Ihr das gold'ne Fest begeht,
Soll es nicht fehlen aller Orten,
Wo heute Eure Fahne weht!

Wie ehrenvoll habt Ihr gestritten
Drei Jahre lang im blut'gen Krieg!
Wie viel getragen und gelitten, —
Und ward Euch dennoch nicht der Sieg,
Weil List und Trug der Diplomaten
Allmählich Euch das Schwert entwand,
Verzeichnet stehn doch eure Thaten
In gold'ner Schrift von Klios Hand!

Und Klio, welche niemals lüget,
Im Bann der Unparteilichkeit,
Sie hat zugleich hinzugefüget
In gold'ner Schrift für alle Zeit:
Daß, — die aus Angeln einst gefahren
Hinüber gen Britannia,
Just Eure schlimmsten Feinde waren! — —
Doch, — Gott der Herr mit uns! — hurrah!

Hurrah! — wie schön ist nun erstanden
Das große mächt'ge Kaiserreich!
So angeseh'n in allen Landen,
Wie sonst ihm keins auf Erden gleich!
Ihr lieben alten Kampfgenossen,
Auch das steht fest für alle Zeit:
Aus Eurem Ringen ist entsprossen
Die Blüthe deutscher Einigkeit!

Und ging der Eine Euch verloren,
Dem Gut und Blut Ihr habt gezollt,
Und den Ihr Euch zum Herrn erkoren,
So hat's ja Gott der Herr gewollt!
Wie wunderbar der Zeiten Weben,
Geht alles doch nach seinem Sinn:
Dornröschen ist erwacht zum Leben
Und ist Alldeutschlands Kaiserin!

Digitized by Google

Nun aber wollet nicht vergessen
Der lieben Toten, die da ruhn
Im stillen Schatten der Cypressen,
Und Ihnen Dank und Liebe thun!
Gedenken jenes edlen Friesen,
Der einst für uns're Rechte warb
Und, heimatslos und landsverwiesen,
Fern an gebroch'nem Herzen starb!

Und wollt gedenken all der Braven,
Die dann nach ihm, in seinem Bann,
Treu weiterkämpften, — längst entschlafen,
Bevor die neue Zeit begann! — —
Und wollt die vollsten Lorbeerreiser,
Wo immer Ihr vereint mögt sein,
Dem ersten, größten aller Kaiser
An Eurem schönen Feste weih'n!

Und wollet dem geliebten Sohne
Jung-Siegfried, dem mit harter Hand
Um seine gold'ne Kaiserkrone
Den Dornenkranz die Norne wand,
In Eures Festes schönsten Stunden,
Wie unverbrüchlich immerdar,
Dank, Liebe, Ruhm und Preis bekunden
Für alles, was er Deutschland war!

Und wollet dem, der nun so prächtig
Die Scepter seiner Väter führt,
So fromm und weise, stolz und mächtig
Sein theures, deutsches Volk regiert,
An Eurem Fest aus vollsten Händen,
Wie immer sonst, zu jeder Zeit,
Die schönsten aller Blumen spenden
Der Liebe und der Dankbarkeit!

Gott segne ihn, der sich erwiesen,
Wie Keiner könnt' uns lieber sein!
Gott segne sie, die er gepriesen
Als seinen schönsten Edelstein!
Gott segne aber auch nicht minder
Den Schatz in ihrem Kaiserhaus:
Die lieben sieben Kaiserkinder! — —
Hurrah! — in alle Welt hinaus!

Digitized by Google

Und nun als letztes Gedicht für diese Abtheilung meiner Festschrift noch jener Hymnus zur fünfzigsten Wiederkehr des für die Schleswig-Holsteiner so denkwürdigen und glorreichen Tages von Eckernförde. Man braucht nicht die Gabe der Prophetie zu besitzen, wenn man schon jetzt behauptet, daß wohl in den meisten Orten der meerumschlungenen Lande die Aufführung des „Theodor Preußer" den Hauptbestandtheil der abendlichen Feier des 5. April 1899 bilden wird. Denn gerade in diesem Drama hat Johann Meyer zum zweiten Male den gewaltigen Stoff jener Begebenheit meisterhaft behandelt. Zuerst geschah dies episch in dem „Gründunnersdag bi Eckernför", dann dramatisch in „Theodor Preußer"! In der folgenden Dichtung, die den Charakter einer lyrischen Ballade trägt, finden wir eine dritte Bearbeitung. Und daß auch sie dem Dichter vorzüglich gelungen ist, möge der Leser selbst erkennen.

Jungmann und Preußer.

Zum 5. April 1899.

Gründonnerstag war's, und am fünften April,
Und heute vor fünfzig Jahren,
Als über die Bucht hin, tückisch und still,
Sich gelagert des Wetters Gefahren. —
Jungmann und Preußer, Ihr Helden beid',
Mit freudigstem Herzensschlage
Gedenket Eurer aus jener Zeit
Schleswig-Holstein am heutigen Tage!

Es riefen die Glocken zum Abendmahl,
Das Stiftungsfest zu begehen,
Da erkrachte der erste Schuß im Thal
Der Wellen — und über den Höhen;
Und in der Runde weit hallend nach,
Wie den Ernst der Stunde zu deuten —
Die Lerche verstummte, — der Drosseln Schlag —
Und der Glocken feierlich Läuten!

Und auf der Brüstung der Jungmann stand
Der nordwärts entlegenen Schanze,
Den Säbel schwingend in nerviger Hand
Zum gewaltigen Waffentanze!

Digitized by Google

Hurrah! da kam's wie ein Feuermeer,
Mit Donnergekrach ob den Wogen
Der Schanze zu, daß die Soden umher
Von der Büstung zerfetzt ihn umflogen!

Und im Nu entbrannte der wildeste Kampf
Im grausigen Spiel der Geschütze; —
Bald die Schiffe, — die Schanze, — im Pulverdampf
Und dazwischen die flammenden Blitze! —
Mehr als hundert Kanonen vom Wasser her,
Und dagegen nur sechs in der Schanze,
Bis zuletzt von den sechs nur noch eine mehr
Ausharrte im grausigen Tanze.

Und als auch diese getroffen fiel
Herunter von der Lafette,
Da hatten die Dänen wohl leichtes Spiel
Und sie wandten den Rücken der Stätte, —
Und sie fuhren weiter hinüber gen Süd,
Die zweite Wehr zu verderben, —
Held Preußer, daß dich der Himmel behüt'!
Nun es gilt, um das Höchste zu werben!

Und Held Preußer, wie es Held Jungmann gemacht,
Auf der Schanze, umrauscht von der Flagge,
Begrüßt er freudig den Fortgang der Schlacht,
Umbrüllt von der Donner Gekrache!
Da riß von der Brüstung die Flagge ein Schuß,
Und zu Füßen ihm brach sie hernieder; —
Eine Latte! — Daran sie! — Dem Feind zum Verdruß,
Im Feuer aufpflanzt' er sie wieder.

Das war ein Kampf, wie wohl keiner noch war!
Wird der Jüngling den Riesen bezwingen?
Doch um so gewaltiger wuchs die Gefahr,
Um so muthiger wurde sein Ringen!
In den Spiegel der Gefion Schlag auf Schlag,
Wie die Treffer da schmetternd erkrachten!
Bis sie überwunden als Beute da lag,
Wie ein Omen für Christian den Achten.

Du hast uns geschrieben den offenen Brief, —
Der entfacht' den Funken zu Flammen!
Doch die Grollenden, die er zum Aufstand rief,
Sie bleiben auf ewig zusammen! — —
Und der Breitseite Kugeln von ihm daher,
Im Blitzen und Donnern und Qualmen, —
Auf die Schanze, als wenn es der Teufel wär',
Sie im hölliſchen Feuer zu zermalmen!

Digitized by Google

Und vereinzelt dazwischen dann Schuß um Schuß,
Wohlgezielt, — und erglühet im Brande
Des feurigen Ofens, die Kugeln zum Gruß
Aus der kleinen Schanze am Strande, —
Wie die Gefion matt und voll Grausen und Tod
Und jeglicher Hülfe benommen, —
Auch der Orlog, von gleichem Geschick schon bedroht; —
Und umsonst es versucht, zu entkommen!

Und auf den Höhen die Tausenden sahn,
Aufjubelnd aus Harren und Bangen,
Was die glühenden Kugeln ihm angethan,
Und daß er schon Feuer gefangen!
So hat es der Lenker der Schlachten gewollt,
Daß der Riese gezwungen zum Schweigen,.
Und der kleinen Fahne schwarz, rot und gold
Sein Danebrog mußte sich neigen.

Dann aber am ersten Ostertag
Zu dem Jubel des Sieg's rings im Lande
Halbstock die Flaggen auf jedem Dach
In dem kleinen Städtchen am Strande.
Doch der, als in Trümmer das Schiff zerstob,
Mit ihm von den Wellen verschlungen,
Für immer hat er sich Preis und Lob
Und Dank und Liebe errungen!

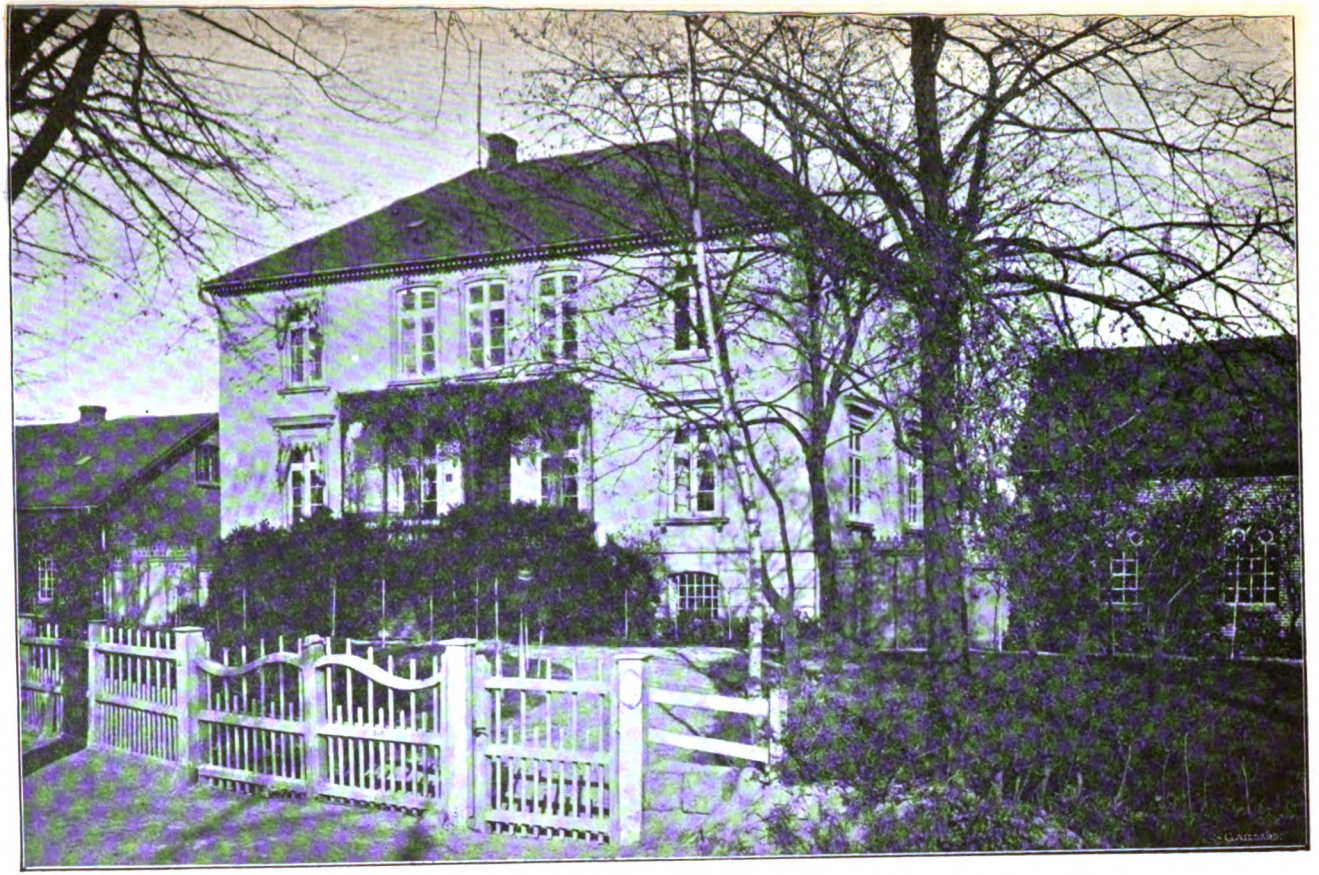
Und mußt' er dahin schon im Siegesglanz
Von der Nacht des Todes umschlossen,
Für immer grünt ihm der herrlichste Kranz,
Wie der herrlichste seinem Genossen!
Jungmann und Preußer, ihr Helden beid',
Mit freudigstem Herzensschlage
Gedenket Eurer aus jener Zeit
Schleswig-Holstein am heutigen Tage!

Und da hätten wir in dieser Dichtung auch schon einen Prolog zu der Feier am kommenden 5. April, und dazu einen, wie er wohl schwerlich passender und schöner könnte geschaffen werden. Nur der echte Dichter kann den gewaltigen Stoff einer solchen Begebenheit, wie sie sich vor 50 Jahren bei Eckernförde abspielte, in den Bann weniger Strophen bringen. Und die dramatische Lebendigkeit, die das Ganze durchfluthet, ist uns eine sichere Gewähr dafür, daß der in unserem Dichtergreise wirkende Genius der Poesie immer noch jung geblieben ist. —

Digitized by Google

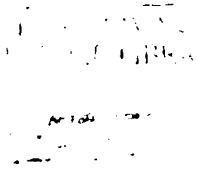
So wäre ich denn mit dem Hauptbestandtheile des Inhaltes dieser ersten Hälfte meiner Festschrift, mit den Mittheilungen aus dem Leben unseres Dichters, zu Ende. Es fehlt nur noch eins, was meine freundlichen Leser und Leserinnen gewiß schon längst vermißt haben werden: ein Bild von dem Wohnhause Johann Meyer's mit seinem trauten Heim in der alten Musenstadt „Tom Kyle". Es möge nun hier folgen, zugleich als Abschluß der Mittheilungen aus des Dichters Leben.

Digitized by Google



Das Hauptgebäude der Idiotenanstalt in Kiel.
Johann Meyer's Wohnhaus.

Digitized by Google



Digitized by Google

Charakteristik Johann Meyer's.

Wenden wir uns nach den biographischen Aufzeichnungen zu einer kurzen Charakteristik Johann Meyer's und betrachten wir ihn zunächst in seiner Bedeutung als Dichter. Zuvor aber möge uns gestattet sein, einige Bemerkungen, welche sich auf die heutige Kunstkritik beziehen, vorauszuschicken.

Zum großen Leidwesen eines jeden, der es ernst mit unserer Kunst nimmt, hat es die Afterkunst unserer Tage fertig gebracht, die ästhetische Kritik, die das gebildete Laienpublicum bedient, zum großen Theil für sich zu gewinnen; und so wird leider recht oft der platteste Naturalismus und nicht mehr die Darstellung des wahrhaft Schönen, des Ewigen und Göttlichen als „Kunstideal" ausposaunt. Was für Früchte das zeitigt, ist leicht erkannt; denn man weiß ja, wie ein Kunsturtheil — um ein Wort Jean Paul's zu gebrauchen — den Leser überwältigt, und zwar deshalb, weil sich das Schöne so schlecht beweisen läßt. Ist doch dessen, was ein Dutzendmensch mit seinem Gefühle selbst beurtheilen kann, herzlich wenig; das meiste ist Vorurtheil, Gefälligkeit und Nachbeterei. Und auch der künstlerische Geschmack ist für viele Modesache geworden, — und die Mode wird nicht selten von wichtigthuenden Tröpfen ausgeheckt. So konnte es kommen, daß im Tempel der Kunst literarische Modegötzen auf den Platz gestellt wurden, der nach Recht und Gesetz solchen Männern gebührt,

Digitized by Google

die auch heute noch an den unveräußerlichen Gütern der alten Kunst festhalten.

Aber auch hier giebt es eine Vergeltung; nicht nur, daß derjenige schon heute dethronisirt wird, den man erst gestern mit den Insignien der Dichterwürde großmüthig bekleidete: auch die rechtlichen Prätendenten in der Kunst finden zuletzt die ihnen zukommende Anerkennung. Sagt doch schon Klopstock:

Langsam reift die Entscheidung der Nachwelt über ein Kunstwerk.
Aber was bringet sie öfter zur Reife? Ist es der Anspruch
Derer, die schreiben, oder ist es der Redenden Urtheil?
Überlebt hab' ich der Unsterblichen selber nicht wenig,
Welche die Presse verhieß und der Ungedruckte verlachte.

Noch anderen Gründen ist es zuzuschreiben, daß ein Schriftsteller wenn auch in der Literatur eines Volkes, so doch nicht in der Literaturgeschichte — das ist nämlich zweierlei — den Rang einnimmt, den er verdient. Es gab eine Zeit, wo sich der Literarhistoriker darauf beschränkte, die Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. Seine Geschichte war ebenso erschreckend objectiv wie langweilig. Seit etwa 100 Jahren unterwirft er seinen Stoff einer kritischen Behandlung; dadurch wird sein Werk interessant und anregend, aber ausnahmslos auf Kosten vollständiger Unparteilichkeit. Denn der Autor hat, wie jeder Gebildete seine besonderen Ansichten von der Kunst und dem Kunstschönen, und diesen persönlichen Ansichten und Wünschen entspricht der eine oder andere Schriftsteller am meisten. So kommt es allzu leicht, daß dieser bei der Beurtheilung der übrigen den Maßstab abgiebt.

Das ist aber immer ein Unrecht; denn die Kunst ist ein Fluidum in der Welt des Geistes, das sich hier so, dort anders äußert: hier wie ein elektrischer Schlag, dort wie ein belebender Lichtstrahl und vielleicht an einer dritten Stelle wie eine magnetische Kraft, die richtend auf andere schwächere Kräfte einwirkt. Wer einem Künstler völlig gerecht werden will, muß in seinen Werken seine Seele suchen. Das ist freilich schwer, und schon Lichtenberg sagt: „Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will."

Nun wäre es allerdings ein unbilliges Verlangen, wollte man dem Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte eine derartige Metempsychose in die Ideen- und Gemüthswelt der Legion von

Digitized by Google

Schriftstellern, die er in seinem Buche behandeln soll, zumuthen. Das ist schlechterdings unmöglich; und so finden wir regelmäßig, daß der eine oder andere Autor bei der Beurtheilung entweder zu kurz kommt oder zu günstig behandelt wird. Viel schlimmer ist es noch, wenn ein Schriftsteller, der beim Publicum in hohem Ansehen steht, in einem größeren Werke, das sich eine Würdigung der zeitgenössischen Dichter zur Aufgabe gestellt hat, gar nicht genannt wird. Das sieht denn mehr wie Rancüne aus, und der so ganz übersehene Autor könnte sich darüber ärgern, wenn ihm an dem Urtheil eines solchen Recensenten viel gelegen wäre.

Der Verfasser dieser Festschrift gehört nun nicht zu der gewiß achtbaren Gilde der Literarhistoriker; es liegt vielmehr seine Hauptthätigkeit auf einem ganz anderen Gebiete. Aber er hat sich in den Mußestunden gern mit der alten und der neuen Literatur beschäftigt und so mancherlei gelesen, was ihm gefiel und auch nicht gefiel. Vor nunmehr 20 Jahren kamen ihm zuerst Dichtungen von Johann Meyer zu Gesicht; sie sagten ihm zu, und seit dieser Zeit hat er immer häufiger zu den Werken dieses Schriftstellers gegriffen, so daß er sie zuletzt alle kennen lernte. Da fand er nun, was er wünschte, zwar keine Waare für literarische Feinschmecker, aber echte Poesie, die wie ein warmer Hauch aus dem Herzen der Dichterseele kommt und wie Lebensodem zum Herzen des Volkes strömt. Da fand er zwar keine prickelnden Motive, aber frische, gesunde Gedanken, tiefe Kenntniß der menschlichen Seele, gemüthlichen, schlagfertigen Humor und gesunden Naturalismus ohne naturalistisches Raffinement.

So wurde ihm die Persönlichkeit des Dichters immer sympathischer; und bei dem großen Interesse, welches er Johann Meyer's Poesien entgegenbrachte, war es natürlich, daß er sich einmal darnach umsah, wie hoch die Kritik diese Kunstproducte werthete. Da lernte er nun jenes literarische Getriebe kennen, von dem vorhin berichtet worden ist. Man hat unserem Poeten die Dichterkrone bald streitig gemacht, bald nur mit Widerwillen zuerkannt. Das sollte eigentlich nicht Wunder nehmen, ist es doch andern nicht besser ergangen; aber dieses Gebahren einer gewissen Clique von Kritikern setzt doch die Kunstkritik, vor der der selige Lessing noch so großen Respect hatte, gewaltig herab.

Jedoch Johann Meyer wird sich getröstet haben; ist ihm

Digitized by Google

doch von anderen und darunter von Autoren mit recht klangvollem Namen der Tribut der Anerkennung neidlos gezollt worden. So urtheilt Adolf Strodtmann 1859: „Die plattdeutsche Poesie hat durch die Dithmarscher Gedichte von Johann Meyer eine höchst schätzenswerthe Bereicherung erfahren..... In diesen Gedichten sind die Stoffe so sehr dem wirklichen Volksleben entnommen, Empfindung und Reflexion so einfach und schlicht dargestellt, daß die Wahl des plattdeutschen Dialekts nicht als ein künstliches Reizmittel erscheint, sondern sich dem Verfasser mit inniger Nothwendigkeit aufdrängen mußte. Trotz der seltenen Fülle reicher und kräftiger Formen, an denen sich die hochdeutsche Poesie mit Dank bereichern wird, begegnen wir in dem ganzen Bändchen kaum einer einzigen, unpassenden, affectirt geschraubten Melodie, wohl aber manchem an Form und Inhalt wahrhaft klassischen Liede. Die Erzählungen aus der dithmarsischen Vorzeit verrathen ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte und erinnern mit ihren kräftigen Weisen an die schönen Balladen Uhland's und Freiligrath's, ja manchmal in ihren Schlachtenscenen an die berühmtesten Schilderungen der Ilias und der Nibelungen. „Dat Gewitter" ist bei aller edlen Einfachheit in Sprache, Form und Handlung von originellster Erfindung und von erschütterndem Eindruck. Wir müßten fast das ganze Inhaltsverzeichniß copiren, wollten wir diejenigen Gedichte bezeichnen, welche jeder mit ungewöhnlicher Befriedigung lesen wird." — 1859 schreibt derselbe Kritiker über den zweiten Band Gedichte: „Diese Sammlung ist reich an Liedern und poetischen Erzählungen, welche sich oftmals zu klassischer Vollendung erheben. Kein anderer plattdeutscher Dichter hat das musikalische, sangbare Element dieser Sprache mit so unwiderstehlichem Zauber zu behandeln gewußt wie Johann Meyer, dem obendrein ein köstlicher, warm und erquickend dem Herzen entsprudelnder Humor zu Gebote steht."

Dasselbe Jahr 1859 brachte auch die folgende überaus günstige Kritik aus der Feder Friedrich Hebbel's, vor dessen scharfen und ausspruchsvollem Urtheile nur wenige bestehen konnten: „Die Gedichte Johann Meyer's sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis

Digitized by Google

zum historischen Genrebilde hinauf klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben" oder „Matten-Haas," die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Vullmach" aufnehmen, und „De Slacht bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „De letzte Fehde".

In Fritz Reuter's nachgelassenen Schriften (II. Theil, Seite 139) findet sich die bereits oben angeführte Stelle: „Selten gab es Schriften, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund."

Gleich schmeichelhafte Besprechungen rühren von Ludolf Wienbarg und Fr. Chr. B. Ave-Lallement, Heinrich Kurz, Dr. Friedrich Volbehr, Dr. Ludwig Meyn, Professor Dr. Eduard Alberti, Johannes Kruse, Dr. Fick, Hauptlehrer und Rektor Enking, Dr. v. Hasenkamp, Georg Hoffmann, Provinzialschulrath Carl L. Leimbach und vielen anderen her. — Aber auch die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's — seine lyrischen Poesien, Balladen, Kleinigkeiten, Märchen und Dramen — fanden vielseitige und lebhafte Anerkennung.

Unter diesen Besprechungen dünkt uns eine noch ganz besonders erwähnenswerth, nämlich diejenige, welche Prof. Dr. Eduard Alberti geschrieben hat:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen

Digitized by Google

Volk lebt und gelebt hat oder leben kann, bis in den kleinsten Ausdruck hinein als eignes Fleisch und Blut, Herz und Gemüth erkennen muß".

Professor Alberti war, wie wir das bereits an einer anderen Stelle erfahren haben, ein Gelehrter und Dichter, der selber aus dem Volke hervorgegangen ist. Während der Abfassung seines „Lexikons" stand er viele Jahre hindurch in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern seines Heimathlandes und war mit deren Werken, die er zum großen Theile selbst besaß oder doch auf der Universitätsbibliothek zu jeder Zeit nach Belieben einsehen konnte, auf das gründlichste bekannt und vertraut. Er schätzte, wie er das oft geäußert hat, die Dichtungen Johann Meyer's unter allen anderen seiner Landsleute besonders hoch, und die Begeisterung für unseren Poeten, wie sie sich besonders kräftig in der erwähnten öffentlichen Besprechung hervordrängt, war einer sorgfältigen Anschauung und gewissenhaften Prüfung entsprungen. Und wer von allen, denen Meyer's Dichtungen bekannt geworden sind, wird sich nicht bereitwillig dem Urtheile Alberti's anschließen! Wir thun es, wie wir dies auf dem Titelblatte unserer Festschrift schon andeuteten, aus voller Überzeugung. So wollen wir denn vor allem auch an dieser Stelle betonen, daß Meyer ein Volksdichter ist in des Wortes schönster Bedeutung, nicht ein Volksdichter in der banalen Auffassung, die darunter einen Poeten versteht, der für die geistig und gesellschaftlich niedrig stehenden Schichten des Volkes schreibt, sondern ein gottbegnadeter Dichter für das Volk in jener höheren und edleren Begriffsbestimmung, für das Volk, zu dem alle gehören, die geringsten wie die höchsten, die ärmsten wie die reichsten, insofern sich nur in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Herzen und Gemüthern etwas von all dem Schönen, Tiefsinnigen und Sinnigen vorfindet, an dem die deutsche Volksseele so reich ist. Denn was Johann Meyer den Beifall aller eingebracht hat und noch immer wieder einbringt, das ist eben die Innigkeit des Gefühls, wodurch er wie mit magischer Gewalt die Herzen ergreift und gefangen nimmt.

Aber nicht zum mindesten mag hierzu die ideale Richtung mit beigetragen haben, welche alle Schöpfungen unseres Dichters verklärt. Seine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne, die sittliche Reinheit seiner Gedanken und sein frommer Glaube, sein Mitleid mit der Armuth und sein offenes Auge für die Gebrechen

Digitized by Google

und die Noth der Menschenbrüder, sein empfänglicher, kindlicher Sinn für das um ihn wirkende und schaffende Leben in der Natur und seine optimistische Weltanschauung — das alles entstammt dem Urquell und der Grundrichtung seines Herzens und Gemüthes: dem Idealismus. Und doch findet sich dieser stets in glücklicher Mischung und gesunder Temperirung mit der ihm entgegengesetzten realistischen Richtung, und zwar meist so, daß er das Übergewicht behält; wo einmal Idealismus und Realismus gleichberechtigt neben einander auftreten, da zeigt sich zuletzt ein gegenseitiges Aufgehen beider, ein Verschmelzen zu einer schönen, harmonischen Einheit. Der Dichter selbst ist sich dessen auch voll bewußt und will seine eigene ästhetische Grundanschauung auch nur in einem solchen Sinne aufgefaßt haben, wenn er in einem seiner kleinen Sinngedichte, dies scharf präcisirend, sagt:

Idealist, Realist! — — Was war der unsterbliche Britte?
Was war Schiller? und was Goethe? — — Was waren sie sonst,
Wenn nicht beides?! — — Hier liegt die Wahrheit auch in der Mitte:
Beides im schönsten Verein schenkt uns das Höchste, die Kunst!

Und weiter! zum eigentlichen Wesen des Dichters Johann Meyer gehören vor allem auch Naivetät und der etwas derbere Bruder dieses lieblichen Naturkindes, der Humor, beide entweder mehr oder weniger für sich oder, wo es angebracht erscheint — und wo könnte das nicht sein? — im ungetrübten Beieinander. Es ist das jene Naivetät, die nur in einem kindlichen, reinen und frommen Gemüthe wohnen kann, die mit den Engeln im Himmel verkehrt und unter Thränen lächelt, jene Naivetät, die unter den deutschen Dichtern zumeist dem hochdeutschen Dialektdichter Peter Hebel zueigen war. In dieser Beziehung erscheinen uns viele der Meyer'schen Gedichte, insbesondere die meisten seiner vielen Gelegenheitsgedichte, unverkennbar verwandt mit den unsterblichen alemannischen Dichtungen Hebel's. Man hat Johann Meyer deshalb auch den plattdeutschen Hebel genannt; aber mit demselben Rechte könnte er auch der hochdeutsche heißen. Denn wer Hebel kennt, wird beim Lesen der Meyer'schen Gedichte, mögen sie nun in hochdeutscher oder in plattdeutscher Sprache geschrieben sein, die Verwandtschaft beider Poeten auf Schritt und Tritt erkennen. Das ganze Wesen unseres Dichters gehorcht sympathisch der Neigung, mit der Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes die Natur und den Menschen zu betrachten und zu schildern;

Digitized by Google

[illegible] der würdig,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Weilst am liebsten ja beim Glase! —
Ob der Flaschen, die Du trankest,
Ist wohl roth schon Deine Nase; —
Nun, ich schätze den Karfunkel,
Der, wenn Du nach Hause wankest,
Heim Dir leuchtet durch das Dunkel! —

Im Jahre 1877 verehrte Emanuel Gurlitt, der Bürgermeister von Husum, ein ungewöhnlich corpulenter Herr, seinem Freunde und Bruder in Apoll, Johann Meyer, seine Photographie und schrieb dabei auf die Rückseite des Bildes, über seine eigene Körperfülle sich lustig machend, das nachstehende niedliche Gedichtchen:

De Sünn, de hett sick schier verklört,
Als se dit Bild hett portretteert, —
Se lach un ween to gliker Tid
Un sparr dat Mul ganz angelwit
Un reep: Dat will'n Dichter sin?!
Bi minen hellsten Sünnenschin!
So'n dicken Kopp, so'n runde Buk
Js blots bi Bürgermeisters Bruk;
Doch för Poeten garnix werth! —
Gott gnad dat arme Musenpeerd!

Johann Meyer dankte mit der Übersendung seines Bildes und der gleichfalls auf dessen Rückseite stehenden Strophen:

An Emanuel Gurlitt.

Als Di de Sünn hett porträteert,
Hett se sick öwer Di mockeert?
De ole Fürkick! — dat's nich nett
Vun een, de sülbn ehr Placken hett!

Doch tröst Di man, — denn Pegasus
Js, wat de Rüter wiggt, ganz Wuss; —
De Hauptsaak is bi jeden Ritt,
Datt he man fast in'n Sadel sitt, —
Un süh, Du ol', leev' dicke Knast,
Du büst so Een, de sadelfast!

Eine andere stark hervortretende Eigenthümlichkeit unseres schaffenden Dichters ist die große Gewandtheit in der Behandlung und Verwendung der Form sowie in der Ausdrucksweise der gebundenen Rede. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit fließen ihm

Digitized by Google

und es ist deshalb auch wohl zu begreifen, daß er Hebel für den größten aller Dialektdichter hält und dem Reize nicht widerstehen konnte, dessen echt menschliche Dichtungen in das geliebte Plattdeutsch zu übertragen.

Und der Humor! — Johann Meyer müßte kein Volksdichter sein, wenn er nicht diesen robusten, kerngesunden, übermüthig lustigen und schelmischen Jungen, der von jeher ein besonderer Liebling des Volkes gewesen ist und es auch wohl immer bleiben wird, in sein Herz eingeschlossen hätte. Auch wieder zunächst in den vielen Gelegenheitsgedichten, die einer freudigen Veranlassung entsprungen sind, treibt und tummelt sich der Humor umher und wälzt sich vor Behagen, oft harmlos wie ein Kind, aber oft auch neckisch wie ein Kobold und scharf wie ein Satyr, am prächtigsten freilich zumeist immer da, wo er, wie angedeutet, an der Hand seiner Schwester im Blumengarten der Poesie lustwandelt.

Hier nur ein paar Beispiele von Johann Meyer's ursprünglichem Humor, wie deren ähnliche in großer Zahl in seinen hoch- und plattdeutschen Gedichten zu finden sind.

Schreeg öwer.

Schreeg öwer, wo de Piepen staht,
In't Fenster vör de Ruten,
Dar wahnt de Dreier an de Strat
Mit frie Sicht na buten.

Twee Fenstern sünd man in de Stuv,
Vull Piepen hangt dat eene, —
Dat ann're is en Rosenluv,
De hört den Dreier sin Lene.

Dar seeg ick se so mennig Stund'
Sick över'n Blomputt bücken
Un an ehr'n roden Rosenmund
De roden Rosen drücken.

Un weer ick ni so'n olen Dutt
Un weer ick ni Jan Meyer,
Ick wull, ick seet in'n Rosenputt
Schreeg öwer bi den Dreier!

Digitized by Google

Von anderen plattdeutschen Gedichten dieser Art sei noch erwähnt: „Herr Paster sin Lise", „Snider", „Hans Narr", „Lüttj' Kökſch", „Waſücken dat bi Hansohm geiht"!

Unter der großen Zahl der hochdeutschen Gedichte humoristischen Inhaltes sei als Beispiel gewählt:

Du!

Wie bist Du hold, wie bist Du schön
In Deiner Jugend Prangen!
So oft Dich meine Augen seh'n,
Ist auch mein Herz gefangen.

Ich athme unter Deinem Bann
Von süßer Lust getrieben;
Und weil ich es nicht lassen kann,
Muß ich Dich heimlich lieben.

Und fühlt Dein Herz auch nichts für mich
Und nichts für mein Begehren,
Ich küsse in Gedanken Dich,
Das kannst Du mir nicht wehren!

Als im Jahre 1875 während der Tage des provinziellen Musikfestes Friedrich Bodenstedt, wie bestimmt verlautete, in Kiel anwesend war, konnte einer der glühendsten Verehrer des Mirza Schaffy, nämlich Johann Meyer, es nicht unterlassen, ihn mit einigen Strophen anzusingen. Unser Freund hatte gerade damals unter dem Titel „Kleinigkeiten" eine Menge jener kleinen Sinnsprüche in der „Kieler Zeitung" veröffentlicht, welche später unter demselben Titel in einem allerliebsten Miniaturbändchen bei Richter in Hamburg erschienen sind.

Hier die Mirza Schaffy gewidmeten Verse:

An Mirza Schaffy.

Mirza Schaffy, Du warst hier
Und bist nicht zu mir gekommen!
Alter Türk', ich hab' es Dir
Aber doch nicht krumm genommen.

Digitized by Google

Hieltest mich wohl nicht für würdig,
Solche Freude mir zu machen,
Weil zu winzig meine Sachen,
Und ich Dir nicht ebenbürtig.

Mirza Schaffy, hin und wieder
Ist doch auch mal groß das Kleine; —
Alle Deine kleinen Lieder,
Perlen sind sie, Edelsteine!
Meister bist Du auf den Saiten,
Lorbeerreich sind Deine Pfade,
Mehr liegt oft in Kleinigkeiten,
Als in einer Messiade!

Sag', was machen Deine Lieben?
Sind sie alle noch dieselben,
Schwarzgelockten, quittengelben,
Heißgeliebten Dir geblieben?
Küßt Zuleika noch so glühend?
Blickt Hafisa noch so sprühend?
Und noch eins mußt Du mir sagen:
Darf ich nach Edlitam fragen?

Wär' ich Du, — mit lautem Schalle
Wollt' ich dann beim Saft der Reben
Für die deutsche Dichterhalle
Sie in Liedern all erheben!
Könnt's auf diesem Erdenballe
Dann für mich noch Schön'res geben? —
O, ich würd' in diesem Falle,
Allah illa allah! — alle
Tage, wie ein Pascha leben!

Ach, die Zeit nagt auch am Schönen!
Alle einst gleich bunten Faltern,
Mußten wohl sich d'ran gewöhnen,
Daß wir mit den Jahren altern. —
Wenn' s erlaubt ist, Dich zu fragen,
Könnt Ihr Euch noch gut vertragen?
Sind sie noch die sanften Tauben,
Ohne Falsch und ohne Ränke,
Die an Deine Weisheit glauben
Und im Punkte der Getränke,
Wenn Du heimkehrst aus der Schenke,
Dir nicht je den Frieden rauben? — —

Schließlich einen vollen Becher
Auf Dein Wohlsein, alter Zecher,

Digitized by Google

Weilſt am liebſten ja beim Glaſe! —
Ob der Flaſchen, die Du trankeſt,
Iſt wohl roth ſchon Deine Naſe; —
Nun, ich ſchätze den Karfunkel,
Der, wenn Du nach Hauſe wankeſt,
Heim Dir leuchtet durch das Dunkel! —

Im Jahre 1877 verehrte Emanuel Gurlitt, der Bürgermeiſter von Huſum, ein ungewöhnlich corpulenter Herr, ſeinem Freunde und Bruder in Apoll, Johann Meyer, ſeine Photographie und ſchrieb dabei auf die Rückſeite des Bildes, über ſeine eigene Körperfülle ſich luſtig machend, das nachſtehende niedliche Gedichtchen:

De Sünn, de hett ſick ſchier verklört,
Als ſe dit Bild hett portretteert, —
Se lach un ween to gliker Tid
Un ſparr dat Mul ganz angelwit
Un reep: Dat will'n Dichter ſin?!
Bi minen hellſten Sünnenſchin!
So'n dicken Kopp, ſo'n runde Buk
Js blots bi Bürgermeiſters Bruk;
Doch för Poeten garnix werth! —
Gott gnad dat arme Muſenpeerd!

Johann Meyer dankte mit der Überſendung ſeines Bildes und der gleichfalls auf deſſen Rückſeite ſtehenden Strophen:

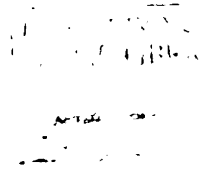
An Emanuel Gurlitt.

Als Di de Sünn hett porträteert,
Hett ſe ſick öwer Di mockeert?
De ole Fürkiek! — dat's nich nett
Vun een, de ſülbn ehr Placken hett!

Doch tröſt Di man, — denn Pegaſus
Js, wat de Rüter wiggt, ganz Wuſs; —
De Hauptſaak is bi jeden Ritt,
Datt he man faſt in'n Sadel ſitt, —
Un ſüh, Du ol', leev' dicke Knaſt,
Du büſt ſo Een, de ſadelfaſt!

Eine andere ſtark hervortretende Eigenthümlichkeit unſeres ſchaffenden Dichters iſt die große Gewandtheit in der Behandlung und Verwendung der Form ſowie in der Ausdrucksweiſe der gebundenen Rede. Mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit fließen ihm

Digitized by Google



Digitized by Google

Charakteristik Johann Meyer's.

Wenden wir uns nach den biographischen Aufzeichnungen zu einer kurzen Charakteristik Johann Meyer's und betrachten wir ihn zunächst in seiner Bedeutung als Dichter. Zuvor aber möge uns gestattet sein, einige Bemerkungen, welche sich auf die heutige Kunstkritik beziehen, vorauszuschicken.

Zum großen Leidwesen eines jeden, der es ernst mit unserer Kunst nimmt, hat es die Afterkunst unserer Tage fertig gebracht, die ästhetische Kritik, die das gebildete Laienpublicum bedient, zum großen Theil für sich zu gewinnen; und so wird leider recht oft der platteste Naturalismus und nicht mehr die Darstellung des wahrhaft Schönen, des Ewigen und Göttlichen als „Kunstideal" ausposaunt. Was für Früchte das zeitigt, ist leicht erkannt; denn man weiß ja, wie ein Kunsturtheil — um ein Wort Jean Paul's zu gebrauchen — den Leser überwältigt, und zwar deshalb, weil sich das Schöne so schlecht beweisen läßt. Ist doch dessen, was ein Dutzendmensch mit seinem Gefühle selbst beurtheilen kann, herzlich wenig; das meiste ist Vorurtheil, Gefälligkeit und Nachbeterei. Und auch der künstlerische Geschmack ist für viele Modesache geworden, — und die Mode wird nicht selten von wichtigthuenden Tröpfen ausgeheckt. So konnte es kommen, daß im Tempel der Kunst literarische Modegötzen auf den Platz gestellt wurden, der nach Recht und Gesetz solchen Männern gebührt,

Digitized by Google

die auch heute noch an den unveräußerlichen Gütern der alten Kunst festhalten.

Aber auch hier giebt es eine Vergeltung; nicht nur, daß derjenige schon heute dethronisirt wird, den man erst gestern mit den Insignien der Dichterwürde großmüthig bekleidete: auch die rechtlichen Prätendenten in der Kunst finden zuletzt die ihnen zukommende Anerkennung. Sagt doch schon Klopstock:

Langsam reift die Entscheidung der Nachwelt über ein Kunstwerk.
Aber was bringet sie öfter zur Reife? Ist es der Ausspruch
Derer, die schreiben, oder ist es der Redenden Urtheil?
Überlebt hab' ich der Unsterblichen selber nicht wenig,
Welche die Presse verhieß und der Ungedruckte verlachte.

Noch anderen Gründen ist es zuzuschreiben, daß ein Schriftsteller wenn auch in der Literatur eines Volkes, so doch nicht in der Literaturgeschichte — das ist nämlich zweierlei — den Rang einnimmt, den er verdient. Es gab eine Zeit, wo sich der Literarhistoriker darauf beschränkte, die Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. Seine Geschichte war ebenso erschreckend objectiv wie langweilig. Seit etwa 100 Jahren unterwirft er seinen Stoff einer kritischen Behandlung; dadurch wird sein Werk interessant und anregend, aber ausnahmslos auf Kosten vollständiger Unparteilichkeit. Denn der Autor hat, wie jeder Gebildete seine besonderen Ansichten von der Kunst und dem Kunstschönen, und diesen persönlichen Ansichten und Wünschen entspricht der eine oder andere Schriftsteller am meisten. So kommt es allzu leicht, daß dieser bei der Beurtheilung der übrigen den Maßstab abgiebt.

Das ist aber immer ein Unrecht; denn die Kunst ist ein Fluidum in der Welt des Geistes, das sich hier so, dort anders äußert: hier wie ein elektrischer Schlag, dort wie ein belebender Lichtstrahl und vielleicht an einer dritten Stelle wie eine magnetische Kraft, die richtend auf andere schwächere Kräfte einwirkt. Wer einem Künstler völlig gerecht werden will, muß in seinen Werken seine Seele suchen. Das ist freilich schwer, und schon Lichtenberg sagt: „Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will."

Nun wäre es allerdings ein unbilliges Verlangen, wollte man dem Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte eine derartige Metempsychose in die Ideen- und Gemüthswelt der Legion von

Digitized by Google

Schriftstellern, die er in seinem Buche behandeln soll, zumuthen. Das ist schlechterdings unmöglich; und so finden wir regelmäßig, daß der eine oder andere Autor bei der Beurtheilung entweder zu kurz kommt oder zu günstig behandelt wird. Viel schlimmer ist es noch, wenn ein Schriftsteller, der beim Publicum in hohem Ansehen steht, in einem größeren Werke, das sich eine Würdigung der zeitgenössischen Dichter zur Aufgabe gestellt hat, gar nicht genannt wird. Das sieht denn mehr wie Rancüne aus, und der so ganz übersehene Autor könnte sich darüber ärgern, wenn ihm an dem Urtheil eines solchen Recensenten viel gelegen wäre.

Der Verfasser dieser Festschrift gehört nun nicht zu der gewiß achtbaren Gilde der Literarhistoriker; es liegt vielmehr seine Hauptthätigkeit auf einem ganz anderen Gebiete. Aber er hat sich in den Mußestunden gern mit der alten und der neuen Literatur beschäftigt und so mancherlei gelesen, was ihm gefiel und auch nicht gefiel. Vor nunmehr 20 Jahren kamen ihm zuerst Dichtungen von Johann Meyer zu Gesicht; sie sagten ihm zu, und seit dieser Zeit hat er immer häufiger zu den Werken dieses Schriftstellers gegriffen, so daß er sie zuletzt alle kennen lernte. Da fand er nun, was er wünschte, zwar keine Waare für literarische Feinschmecker, aber echte Poesie, die wie ein warmer Hauch aus dem Herzen der Dichterseele kommt und wie Lebensodem zum Herzen des Volkes strömt. Da fand er zwar keine prickelnden Motive, aber frische, gesunde Gedanken, tiefe Kenntniß der menschlichen Seele, gemüthlichen, schlagfertigen Humor und gesunden Naturalismus ohne naturalistisches Raffinement.

So wurde ihm die Persönlichkeit des Dichters immer sympathischer; und bei dem großen Interesse, welches er Johann Meyer's Poesien entgegenbrachte, war es natürlich, daß er sich einmal darnach umsah, wie hoch die Kritik diese Kunstproducte werthete. Da lernte er nun jenes literarische Getriebe kennen, von dem vorhin berichtet worden ist. Man hat unserem Poeten die Dichterkrone bald streitig gemacht, bald nur mit Widerwillen zuerkannt. Das sollte eigentlich nicht Wunder nehmen, ist es doch andern nicht besser ergangen; aber dieses Gebahren einer gewissen Clique von Kritikern setzt doch die Kunstkritik, vor der der selige Lessing noch so großen Respect hatte, gewaltig herab.

Jedoch Johann Meyer wird sich getröstet haben; ist ihm

Digitized by Google

doch von anderen und darunter von Autoren mit recht klangvollem Namen der Tribut der Anerkennung neidlos gezollt worden. So urtheilt Adolf Strodtmann 1859: „Die plattdeutsche Poesie hat durch die Dithmarscher Gedichte von Johann Meyer eine höchst schätzenswerthe Bereicherung erfahren..... In diesen Gedichten sind die Stoffe so sehr dem wirklichen Volksleben entnommen, Empfindung und Reflexion so einfach und schlicht dargestellt, daß die Wahl des plattdeutschen Dialekts nicht als ein künstliches Reizmittel erscheint, sondern sich dem Verfasser mit inniger Nothwendigkeit aufdrängen mußte. Trotz der seltenen Fülle reicher und kräftiger Formen, an denen sich die hochdeutsche Poesie mit Dank bereichern wird, begegnen wir in dem ganzen Bändchen kaum einer einzigen, unpassenden, affectirt geschraubten Melodie, wohl aber manchem an Form und Inhalt wahrhaft klassischen Liede. Die Erzählungen aus der dithmarsischen Vorzeit verrathen ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte und erinnern mit ihren kräftigen Weisen an die schönen Balladen Uhland's und Freiligrath's, ja manchmal in ihren Schlachtenscenen an die berühmtesten Schilderungen der Ilias und der Nibelungen. „Dat Gewitter" ist bei aller edlen Einfachheit in Sprache, Form und Handlung von originellster Erfindung und von erschütterndem Eindruck. Wir müßten fast das ganze Inhaltsverzeichniß copiren, wollten wir diejenigen Gedichte bezeichnen, welche jeder mit ungewöhnlicher Befriedigung lesen wird." — 1859 schreibt derselbe Kritiker über den zweiten Band Gedichte: „Diese Sammlung ist reich an Liedern und poetischen Erzählungen, welche sich oftmals zu klassischer Vollendung erheben. Kein anderer plattdeutscher Dichter hat das musikalische, sangbare Element dieser Sprache mit so unwiderstehlichem Zauber zu behandeln gewußt wie Johann Meyer, dem obendrein ein köstlicher, warm und erquickend dem Herzen entsprudelnder Humor zu Gebote steht."

Dasselbe Jahr 1859 brachte auch die folgende überaus günstige Kritik aus der Feder Friedrich Hebbel's, vor dessen scharfen und anspruchsvollem Urtheile nur wenige bestehen konnten: „Die Gedichte Johann Meyer's sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis

Digitized by Google

zum historischen Genrebilde hinauf klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben" oder „Matten-Haas," die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Vullmach" aufnehmen, und „De Slacht bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „De letzte Fehde".

In Fritz Reuter's nachgelassenen Schriften (II. Theil, Seite 139) findet sich die bereits oben angeführte Stelle: „Selten gab es Schriften, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund."

Gleich schmeichelhafte Besprechungen rühren von Ludolf Wienbarg und Fr. Chr. B. Ave-Lallement, Heinrich Kurz, Dr. Friedrich Volbehr, Dr. Ludwig Meyn, Professor Dr. Eduard Alberti, Johannes Kruse, Dr. Fick, Hauptlehrer und Rektor Enking, Dr. v. Hasenkamp, Georg Hoffmann, Provinzialschulrath Carl L. Leimbach und vielen anderen her. — Aber auch die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's — seine lyrischen Poesien, Balladen, Kleinigkeiten, Märchen und Dramen — fanden vielseitige und lebhafte Anerkennung.

Unter diesen Besprechungen dünkt uns eine noch ganz besonders erwähnenswerth, nämlich diejenige, welche Prof. Dr. Eduard Alberti geschrieben hat:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen

Digitized by Google

Volk lebt und gelebt hat oder leben kann, bis in den kleinsten Ausdruck hinein als eignes Fleisch und Blut, Herz und Gemüth erkennen muß".

Professor Alberti war, wie wir das bereits an einer anderen Stelle erfahren haben, ein Gelehrter und Dichter, der selber aus dem Volke hervorgegangen ist. Während der Abfassung seines „Lexikons" stand er viele Jahre hindurch in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern seines Heimathlandes und war mit deren Werken, die er zum großen Theile selbst besaß oder doch auf der Universitätsbibliothek zu jeder Zeit nach Belieben einsehen konnte, auf das gründlichste bekannt und vertraut. Er schätzte, wie er das oft geäußert hat, die Dichtungen Johann Meyer's unter allen anderen seiner Landsleute besonders hoch, und die Begeisterung für unseren Poeten, wie sie sich besonders kräftig in der erwähnten öffentlichen Besprechung hervordrängt, war einer sorgfältigen Anschauung und gewissenhaften Prüfung entsprungen. Und wer von allen, denen Meyer's Dichtungen bekannt geworden sind, wird sich nicht bereitwillig dem Urtheile Alberti's anschließen! Wir thun es, wie wir dies auf dem Titelblatte unserer Festschrift schon andeuteten, aus voller Überzeugung. So wollen wir denn vor allem auch an dieser Stelle betonen, daß Meyer ein Volksdichter ist in des Wortes schönster Bedeutung, nicht ein Volksdichter in der banalen Auffassung, die darunter einen Poeten versteht, der für die geistig und gesellschaftlich niedrig stehenden Schichten des Volkes schreibt, sondern ein gottbegnadeter Dichter für das Volk in jener höheren und edleren Begriffsbestimmung, für das Volk, zu dem alle gehören, die geringsten wie die höchsten, die ärmsten wie die reichsten, insofern sich nur in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Herzen und Gemüthern etwas von all dem Schönen, Tiefsinnigen und Sinnigen vorfindet, an dem die deutsche Volksseele so reich ist. Denn was Johann Meyer den Beifall aller eingebracht hat und noch immer wieder einbringt, das ist eben die Innigkeit des Gefühls, wodurch er wie mit magischer Gewalt die Herzen ergreift und gefangen nimmt.

Aber nicht zum mindesten mag hierzu die ideale Richtung mit beigetragen haben, welche alle Schöpfungen unseres Dichters verklärt. Seine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne, die sittliche Reinheit seiner Gedanken und sein frommer Glaube, sein Mitleid mit der Armuth und sein offenes Auge für die Gebrechen

Digitized by Google

und die Noth der Menschenbrüder, sein empfänglicher, kindlicher Sinn für das um ihn wirkende und schaffende Leben in der Natur und seine optimistische Weltanschauung — das alles entstammt dem Urquell und der Grundrichtung seines Herzens und Gemüthes: dem Idealismus. Und doch findet sich dieser stets in glücklicher Mischung und gesunder Temperirung mit der ihm entgegengesetzten realistischen Richtung, und zwar meist so, daß er das Übergewicht behält; wo einmal Idealismus und Realismus gleichberechtigt neben einander auftreten, da zeigt sich zuletzt ein gegenseitiges Aufgehen beider, ein Verschmelzen zu einer schönen, harmonischen Einheit. Der Dichter selbst ist sich dessen auch voll bewußt und will seine eigene ästhetische Grundanschauung auch nur in einem solchen Sinne aufgefaßt haben, wenn er in einem seiner kleinen Sinngedichte, dies scharf präcisirend, sagt:

Idealist, Realist! — — Was war der unsterbliche Britte?
Was war Schiller? und was Goethe? — — Was waren sie sonst,
Wenn nicht beides?! — — Hier liegt die Wahrheit auch in der Mitte:
Beides im schönsten Verein schenkt uns das Höchste, die Kunst!

Und weiter! zum eigentlichen Wesen des Dichters Johann Meyer gehören vor allem auch Naivetät und der etwas derbere Bruder dieses lieblichen Naturkindes, der Humor, beide entweder mehr oder weniger für sich oder, wo es angebracht erscheint — und wo könnte das nicht sein? — im ungetrübten Beieinander. Es ist das jene Naivetät, die nur in einem kindlichen, reinen und frommen Gemüthe wohnen kann, die mit den Engeln im Himmel verkehrt und unter Thränen lächelt, jene Naivetät, die unter den deutschen Dichtern zumeist dem hochdeutschen Dialektdichter Peter Hebel zueigen war. In dieser Beziehung erscheinen uns viele der Meyer'schen Gedichte, insbesondere die meisten seiner vielen Gelegenheitsgedichte, unverkennbar verwandt mit den unsterblichen alemannischen Dichtungen Hebel's. Man hat Johann Meyer deshalb auch den plattdeutschen Hebel genannt; aber mit demselben Rechte könnte er auch der hochdeutsche heißen. Denn wer Hebel kennt, wird beim Lesen der Meyer'schen Gedichte, mögen sie nun in hochdeutscher oder in plattdeutscher Sprache geschrieben sein, die Verwandtschaft beider Poeten auf Schritt und Tritt erkennen. Das ganze Wesen unseres Dichters gehorcht sympathisch der Neigung, mit der Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes die Natur und den Menschen zu betrachten und zu schildern;

Digitized by Google

und es ist deshalb auch wohl zu begreifen, daß er Hebel für den größten aller Dialektdichter hält und dem Reize nicht widerstehen konnte, dessen echt menschliche Dichtungen in das geliebte Plattdeutsch zu übertragen.

Und der Humor! — Johann Meyer müßte kein Volksdichter sein, wenn er nicht diesen robusten, kerngesunden, übermüthig lustigen und schelmischen Jungen, der von jeher ein besonderer Liebling des Volkes gewesen ist und es auch wohl immer bleiben wird, in sein Herz eingeschlossen hätte. Auch wieder zunächst in den vielen Gelegenheitsgedichten, die einer freudigen Veranlassung entsprungen sind, treibt und tummelt sich der Humor umher und wälzt sich vor Behagen, oft harmlos wie ein Kind, aber oft auch neckisch wie ein Kobold und scharf wie ein Satyr, am prächtigsten freilich zumeist immer da, wo er, wie angedeutet, an der Hand seiner Schwester im Blumengarten der Poesie lustwandelt.

Hier nur ein paar Beispiele von Johann Meyer's ursprünglichem Humor, wie deren ähnliche in großer Zahl in seinen hoch- und plattdeutschen Gedichten zu finden sind.

Schreeg öwer.

Schreeg öwer, wo de Piepen staht,
Jn't Fenster vör de Ruten,
Dar wahnt de Dreier an de Strat
Mit frie Sicht na buten.

Twee Fenstern sünd man in de Stuv,
Vull Piepen hangt dat eene, —
Dat ann're is en Rosenluv,
De hört den Dreier sin Lene.

Dar seeg ick se so mennig Stund'
Sick över'n Blomputt bücken
Un an ehr'n roden Rosenmund
De roden Rosen drücken.

Un weer ick ni so'n olen Dutt
Un weer ick ni Jan Meyer,
Jck wull, ick seet in'n Rosenputt
Schreeg öwer bi den Dreier!

Digitized by Google

Von anderen plattdeutschen Gedichten dieser Art sei noch erwähnt: „Herr Paster sin Lise“, „Snider“, „Hans Narr“, „Lüttj' Kökſch“, „Waſücken dat bi Hansohm geiht“!

Unter der großen Zahl der hochdeutschen Gedichte humoristischen Inhaltes sei als Beispiel gewählt:

Du!

Wie bist Du hold, wie bist Du schön
In Deiner Jugend Prangen!
So oft Dich meine Augen seh'n,
Ist auch mein Herz gefangen.

Ich athme unter Deinem Bann
Von süßer Lust getrieben;
Und weil ich es nicht lassen kann,
Muß ich Dich heimlich lieben.

Und fühlt Dein Herz auch nichts für mich
Und nichts für mein Begehren,
Ich küsse in Gedanken Dich,
Das kannst Du mir nicht wehren!

Als im Jahre 1875 während der Tage des provinziellen Musikfestes Friedrich Bodenstedt, wie bestimmt verlautete, in Kiel anwesend war, konnte einer der glühendsten Verehrer des Mirza Schaffy, nämlich Johann Meyer, es nicht unterlassen, ihn mit einigen Strophen anzusingen. Unser Freund hatte gerade damals unter dem Titel „Kleinigkeiten“ eine Menge jener kleinen Sinnsprüche in der „Kieler Zeitung“ veröffentlicht, welche später unter demselben Titel in einem allerliebsten Miniaturbändchen bei Richter in Hamburg erschienen sind.

Hier die Mirza Schaffy gewidmeten Verse:

An Mirza Schaffy.

Mirza Schaffy, Du warst hier
Und bist nicht zu mir gekommen!
Alter Türk', ich hab' es Dir
Aber doch nicht krumm genommen.

Digitized by Google

Hieltest mich wohl nicht für würdig,
Solche Freude mir zu machen,
Weil zu winzig meine Sachen,
Und ich Dir nicht ebenbürtig.

Mirza Schaffy, hin und wieder
Ist doch auch mal groß das Kleine; —
Alle Deine kleinen Lieder,
Perlen sind sie, Edelsteine!
Meister bist Du auf den Saiten,
Lorbeerreich sind Deine Pfade,
Mehr liegt oft in Kleinigkeiten,
Als in einer Messiade!

Sag', was machen Deine Lieben?
Sind sie alle noch dieselben,
Schwarzgelockten, quittengelben,
Heißgeliebten Dir geblieben?
Küßt Zuleika noch so glühend?
Blickt Hafisa noch so sprühend?
Und noch eins mußt Du mir sagen:
Darf ich nach Edlitam fragen?

Wär' ich Du, — mit lautem Schalle
Wollt' ich dann beim Saft der Reben
Für die deutsche Dichterhalle
Sie in Liedern all erheben!
Könnt's auf diesem Erdenballe
Dann für mich noch Schön'res geben? —
O, ich würd' in diesem Falle,
Allah illa allah! — alle
Tage, wie ein Pascha leben!

Ach, die Zeit nagt auch am Schönen!
Alle einst gleich bunten Faltern,
Mußten wohl sich d'ran gewöhnen,
Daß wir mit den Jahren altern. —
Wenn' s erlaubt ist, Dich zu fragen,
Könnt Ihr Euch noch gut vertragen?
Sind sie noch die sanften Tauben,
Ohne Falsch und ohne Ränke,
Die an Deine Weisheit glauben
Und im Punkte der Getränke,
Wenn Du heimkehrst aus der Schenke,
Dir nicht je den Frieden rauben? — —

Schließlich einen vollen Becher
Auf Dein Wohlsein, alter Zecher,

Digitized by Google

Weilst am liebsten ja beim Glase! —
Ob der Flaschen, die Du trankest,
Ist wohl roth schon Deine Nase; —
Nun, ich schätze den Karfunkel,
Der, wenn Du nach Hause wankest,
Heim Dir leuchtet durch das Dunkel! —

Im Jahre 1877 verehrte Emanuel Gurlitt, der Bürgermeister von Husum, ein ungewöhnlich corpulenter Herr, seinem Freunde und Bruder in Apoll, Johann Meyer, seine Photographie und schrieb dabei auf die Rückseite des Bildes, über seine eigene Körperfülle sich lustig machend, das nachstehende niedliche Gedichtchen:

De Sünn, de hett sick schier verklört,
Als se dit Bild hett portretteert, —
Se lach un ween to gliker Tid
Un sparr dat Mul ganz angelwit
Un reep: Dat will'n Dichter sin?!
Bi minen hellsten Sünnenschin!
So'n dicken Kopp, so'n runde Buk
Js blots bi Bürgermeisters Bruk;
Doch för Poeten garnix werth! —
Gott gnad dat arme Musenpeerd!

Johann Meyer dankte mit der Übersendung seines Bildes und der gleichfalls auf dessen Rückseite stehenden Strophen:

An Emanuel Gurlitt.

Als Di de Sünn hett porträteert,
Hett se sick öwer Di mockeert?
De ole Fürkiek! — dat's nich nett
Vun een, de sülbn ehr Placken hett!

Doch tröst Di man, — denn Pegasus
Js, wat de Rüter wiggt, ganz Wuss; —
De Hauptsaak is bi jeden Ritt,
Datt he man fast in'n Sadel sitt, —
Un süh, Du ol', leev' dicke Knast,
Du büst so Een, de sadelfast!

Eine andere stark hervortretende Eigenthümlichkeit unseres schaffenden Dichters ist die große Gewandtheit in der Behandlung und Verwendung der Form sowie in der Ausdrucksweise der gebundenen Rede. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit fließen ihm

Digitized by Google

die Reime in beiden Sprachen zu, und dabei so natürlich und ungezwungen, daß die Glätte und der Schwung der Diction auch nicht im geringsten davon beeinträchtigt werden. Einer schwebend dahin tanzenden Sylphide gleicht der Rhythmus seiner Strophen, und so viel Wohllaut ist in ihnen enthalten, daß es uns wie Musik daraus entgegen klingt und es dem Componisten nicht besonders schwer fallen kann, die dem Texte entsprechende Melodie zu finden. So äußert sich auch ein hoch angesehener und populärer schleswig-holsteinischer Componist, Professor Cornelius Gurlitt in Altona, von dem viele der Meyer'schen plattdeutschen Lieder in Musik gesetzt worden sind, in einem Briefe an den Dichter: „Ihre Dichtungen gewähren mir eine große Freude. Die Lieder singen sich von selbst; man braucht keine Melodie zu suchen, man muß nur die Kunst verstehen, sie herauszuhören". Es sind darum auch schon viele Lieder Johann Meyer's componirt und im Heimathlande des Dichters und weit über dessen Grenzen hinaus gesungen worden.

Im Anschlusse an diese kurze Darlegung der Gewandtheit unseres Freundes in der Benutzung der sprachlichen Mittel sei noch erwähnt, daß er nicht gerade zu denen gehört, die einen unreinen Reim von vornherein verwerfen. Selbstverständlich ist auch ihm der volle Gleichklang im Reim am liebsten; wo er aber zu wählen hat zwischen der Schönheit des Gedankens und der Reinheit des Reimes, da trägt er kein Bedenken, sich zum Nachtheile der Form für den Inhalt zu entscheiden.

„Ein reiner Reim ist wohl begehrt,
Jedoch die lieblichste der Gaben,
Auch den Gedanken rein zu haben,
Ist mehr als alle Reime werth!"

So hat schon einmal Goethe gesungen. In einem der kleinen humoristischen Gedichte geißelt Johann Meyer auch das übertriebene Bestreben der „Reinen" für die Reinheit des Reimes in ergötzlicher Weise:

An die Reinen.

Unreine Reime wollt Ihr nicht?
Nun macht doch keine Geschichten!
Wo bleibt denn Uhland vor Eurem Gericht
Mit all seinen schönen Gedichten?

Digitized by Google

Und Heinrich Heine? — Der Unsinn blüht —
Tritt alles Reine mit Füßen; —
In seinem allerschönsten Lied
Läßt er euch vielmals grüßen!

Von Schiller und Goethe ganz abgesehn,
Die auch ihr Möglichstes thaten:
Vor euch würden alle vier nicht bestehn,
Und Numero Eins wär' — Herr Platen! — —

Wenn wir so Zug und Zug zu einem Bilde unseres Dichters zusammen tragen, so müssen wir ganz besonders auch auf die große Menge und die Mannigfaltigkeit der von ihm poetisch behandelten Stoffe hinweisen. In allen drei Gattungen der Poesie vielfach thätig, mußte er schon deshalb zu einer überraschend großen Zahl von Vorwürfen für sein Schaffen kommen. Und so ist er auch für alle Erscheinungen in der weiten Außenwelt wie in der kleinen des menschlichen Herzens ein aufmerksamer und feiner Beobachter, und selbst die oft scheinbar unbedeutendsten Dinge zeigen seinem scharfblickenden Auge schon des Interessanten genug, um sie poetisch zu gestalten. Dem echten Dichter mangelt nie der Stoff, auch wenn er sich dem profanen und ungeschulten Blicke nicht darbieten will; so hat auch schon der Freund unseres Dichters, Emil Geisler, uns auf einen diesbezüglichen Spruch Johann Meyers hingewiesen:

An gutem Stoff gebricht es nie,
Magst du ihn noch so sehr vermissen! —
In jedem Ding ist Poesie,
Man muß sie nur zu finden wissen!

An einer anderen Stelle variirt er denselben Gedanken folgendermaßen:

So klein und gering
Ist kein Ding,
Daß nicht der rechte Mann
Fänd' etwas Großes darin! — —

Das wäre Johann Meyer als Dichter; nun wollen wir ihn uns etwas näher rücken und ihn als Menschen betrachten, wie er sich in des Lebens Alltäglichkeit und im geselligen Verkehr mit anderen zeigt. Der dieser Charakteristik vorangegangenen Lebens-

Digitized by Google

skizze lassen sich für diesen Theil unserer Aufgabe schon eine Menge Anhaltspunkte entnehmen. So weiß mein Leser bereits, in welchem Berufe unser Dichter seit nunmehr 36 Jahren zum Wohle und zum Segen vieler armer, unglücklicher Menschenkinder gelebt und gewirkt hat, und so weiß er auch, welche Fülle von Aufregung und Entbehrung, welches Maß an körperlicher und geistiger Aufreibung, kurz welche ungeheure Arbeit und welche große Opfer unser Freund mit der gewählten Thätigkeit auf sich genommen hat. Alles dies läßt auf Tugenden schließen, die nicht gerade Gemeingut der modernen Menschen mit ihrer Selbstsucht und ihrer Eigenliebe sind: auf Mitgefühl und Mitleid, auf Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Es liegt im Wesen dieser Tugenden, daß sie sich in der Gemeinschaft mit ihren Schwestern am wenigsten bemerkbar machen; sie würden ja dann, was sie sind, nicht mehr sein. Dann mag auch die Welt alles andere verstehen, das Herz versteht sie nicht, und darum findet die Menschenliebe, die noch meist mit einer gewissen Schüchternheit vorgeht, kaum mehr als ein Achselzucken. Aber sie will auch keine Beachtung bei Unbetheiligten; sie hält es mit dem Worte: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut!" Zu diesen uneigennützigen Menschenfreunden zählt auch Johann Meyer; er selbst sagt ja auch in seinen Sinnsprüchen in hübscher Anlehnung an den erwähnten Bibelspruch:

Wessen Liebe der Preis?
Und wessen Opfermuth? —
Dessen Linke nicht weiß,
Was die Rechte thut.

Johann Meyer ist eine bescheidene Natur, wie bescheiden gerade diejenigen sind, die, um ein Rückertsches Wort zu gebrauchen, doppelt Grund hätten, stolz zu sein. Um so mehr ist es nun die Pflicht anderer, von dieser Tugend zu sprechen, insbesondere aller, die Gelegenheit hatten, von jenem stillen, menschenfreundlichen Wirken unseres Dichters zu hören. Und zu diesen Leuten gehört der Verfasser dieser Festschrift; er mußte sich, um ein abgerundetes Charakterbild seines Helden zu zeichnen, entgegen seiner sonstigen Neigung etwas neugierig um dessen Beziehungen zu den Mitmenschen kümmern, und da erzählte man ihm, wie Johann Meyer während der langen Jahre, die er seiner Anstalt vorsteht, vielen Bedrängten mit Rath und That beigestanden und geholfen hat, wie er aufstre-

Digitized by Google

bende Talente durch beträchtliche Geldmittel unterstützte und anderen, die zwar mit ihren geistigen, aber nicht mit ihren materiellen Mitteln zu wirthschaften verstanden, nicht gerade kleine Summen lieh, die ad calendas graecas zurückgezahlt werden.

Diese Bereitwilligkeit, anderen gefällig zu sein, bewog ihn auch, selbst dann, wenn seine Zeit durch Berufsgeschäfte über Gebühr in Anspruch genommen war, seine dichterische Begabung gern und freudig in den Dienst edler Zwecke zu stellen: seine vielen Prologe und eine große Zahl anderer Dichtungen sind hierfür ein beredtes Zeugniß.

Noch etwas sei an dieser Stelle als verwandt mit jenem schönen Herzenszuge erwähnt. Seit vielen Jahren gehört unser Dichter — wenn auch ungern — dem Vereine gegen Bettelei an, einem Vereine, der nach meinem Dafürhalten dem Menschen alle Möglichkeit nimmt, eine seiner schönsten Bestimmungen, nämlich diejenige wohlzuthun, zu bethätigen. Wer Johann Meyer kennt, weiß, daß er bei aller sonstigen Gewissenhaftigkeit dem Statut dieses Vereines nicht nachleben konnte, und so hat er auch seit dem Bestehen seiner Anstalt keinen Bedrängten, der, um ein Almosen bittend, die Schwelle seines Hauses betrat, unbeschenkt entlassen. Ja, alltäglich bekommen jahraus, jahrein dem Hunger preisgegebene Bettler, oft acht bis zehn an der Zahl, von den übrig gebliebenen Resten der kräftigen Mittagskost der Anstaltspfleglinge einen vollgefüllten Teller. — Alles das finde in diesem Abschnitte unseres Buches als ein besonderer Ehrentitel Johann Meyer's gebührende Beachtung; denn worin offenbart sich die Würde des Menschen mehr als in Wohlthun und Barmherzigkeit. Und darum möge es mir der Dichter verzeihen, wenn ich dem Leser Einblick gestattete in dieses Wirken, das sich fernab von dem Geräusche des Tages und der Beurtheilung seitens der großen Welt im Stillen und Verborgenen vollzieht. —

Einem Manne von solchen Tugenden, von solcher Ausdauer und Zähigkeit in der Ausführung dessen, was er sich einmal vorgenommen hat, wäre es wohl nicht schwer geworden, einen Lebensberuf zu finden, bei dem er ungleich leichter und angenehmer, als es bei der gewählten Thätigkeit möglich war, den Musen hätte leben können. Aber auch so hat er volle Freude am Leben, und er genießt es wie es der Weise genießt, der es den Bienen abgelernt hat, auch aus kleinen und gering erscheinenden Blumen den Honig

Digitized by Google

zu saugen. Johann Meyer versteht die Kunst des Lebens, die jeden Augenblick, er falle aus der Hand des Schicksals, wie er wolle, zu dem bestmöglichen zu machen. Und wenn auch ihm einmal ernste und schwere Zeiten der Prüfung und des Mißgeschicks nicht erspart bleiben sollten, so hatte er seinen frommen Gottesglauben und den Beistand der ihm zunächst stehenden lieben Menschen und als Letztes, aber nicht als Geringstes den Trost und die Aufmunterung seiner ihm in allen Zeiten und Verhältnissen unverbrüchlich treu gebliebenen Muse.

Zu diesen Schicksalsschlägen gehörten für ihn wohl vor allem die alljährlich unter seinen Pfleglingen vorkommenden Krankheits- und Sterbefälle. Stand auch deren Prozentsatz zu der Zahl der Idioten und zu der Zeit ihres Aufenthaltes in der Anstalt dank der vorzüglichen Pflege und der ausgezeichneten hygienischen Einrichtungen in einem günstigen Verhältniß, so mußten doch jene Fälle bei der mehr oder weniger krankhaft angelegten körperlichen Constitution der Pfleglinge in gewissen, wenn auch unbestimmten Zeitintervallen auftreten und immer wiederkehren; und jedes Mal, wenn es geschah, war das Gemüth des Leiters der Anstalt tief bewegt und seine Stimmung gedrückt und niedergeschlagen. Man merkte ihm an, wie sehr er infolge der herzlichen Theilnahme an dem Geschick der ihm anvertrauten Kinder in Mitleidenschaft gezogen war; betrachtete er sich doch allezeit als deren Vater, und war er sich doch stets ebenso wohl der schweren Verantwortung, die auf ihm lastete, wie des Maßes seiner Kräfte bewußt. Freilich spannte er diese zu solchen Zeiten oft auf das höchste an: er verrichtete dann selbst oft den Samariterdienst am Krankenbette und ließ sich erst dann von andern ablösen, wenn die eigene Kraft aufgebraucht war. So hat er manche Nacht gewacht, auch dann, wenn er bei der getroffenen Arbeitstheilung die Wache nicht hatte, nur aus Besorgniß für den Erkrankten und um sicher zu sein, daß die Wärterin ihre Pflichten gewissenhaft ausübe.

Und auch bei diesen Werken der Liebe leistete ihm seine Freundin, die Muse, Gesellschaft; sie stand ihm unsichtbar zur Seite und munterte mit ihren Gaben seine Kräfte auf, wenn sie erlahmen wollten. So sind viele seiner besten lyrischen Gedichte, auch einige seiner Märchen- und Bühnenstücke in solchen Stunden, wo er hätte ausruhen und schlafen sollen, erdacht und entstanden.

Digitized by Google

Wem es vergönnt gewesen ist, in eines Dichters Herz einen Einblick zu thun, der wird das verstehen; stürmen doch in allen Lebenslagen und besonders in solchen, die das Gemüth heftig bewegen und aufregen, alle möglichen Empfindungen auf ihn ein; tausend Keime kommen zur Entwicklung, die vordem, als sich das Leben im alltäglichen Einerlei dahinzog, noch des Anstoßes entbehrten. Und unser Freund schöpfte aus diesem Schaffen zu so ungewohnter Zeit und unter so eigenartigen Verhältnissen Erleichterung seiner Sorgen, Beruhigung des Gemüthes, Trost und Erquickung im Ungemach und nicht selten sogar erfrischende und wohlthuende Erholung. Von den vielen Gedichten, die ihre Entstehung solch ernsten, nächtlichen Stunden verdanken, sei nur eins hier wiedergegeben, weil gerade dieses besonders merklich die Stimmung wiederspiegelt, die den Poeten, während er es dichtete, umfing:

Liebe.

O Wonnelust, o süße Schmerzen!
Arm ist das Herz, das nicht mehr liebt!
Der Liebe Gluth im tiefen Herzen,
Das ist das Schönste, was es giebt.

Das Leid in seiner Nacht beglücken,
Als Mensch auch wirklich Mensch zu sein,
Den Bruder an die Brust zu drücken:
Ein Leben schließt's voll Wonne ein!

Die Welt ist ja so reich an Schmerzen!
Wer nie der Thräne Gluth gekühlt,
O, der hat nie in seinem Herzen
Das Himmelreich der Lieb' gefühlt!

Laßt hoch die Becher überschäumen,
Ihr reicht zu viel der Liebe nie!
Ihr Wonnesein, ihr süßes Träumen
Schafft alles um zur Poesie!

Voll heil'ger Macht, voll süßer Lieder,
Schafft sie das Weh zur höchsten Lust!
Und tausend Engel schweben nieder,
Und ihre Heimath wird die Brust!

Der Liebe Gluth im tiefen Herzen,
Das ist das Schönste, was es giebt!
O, Wonnelust, o, süße Schmerzen!
Arm ist das Herz, das nie geliebt!

Digitized by Google

Daß eine Persönlichkeit wie diejenige Johann Meyer's, in dessen Seelenleben sich eine so harmonische Ausgleichung aller Gemüths- und Verstandeskräfte zeigt, auch Freude an der Natur findet, ist eigentlich selbstverständlich. Ist es doch platterdings undenkbar, daß jemand, der für seine Mitmenschen ein warm fühlendes und theilnehmendes Herz hat, das Weben und Wirken der Natur unbeachtet ließe. Ja, Menschenliebe und Sinn für Natur stehen in einem solchen Wechselverhältniß zu einander, daß es schwer wird, zu entscheiden, ob beide aus einer gemeinschaftlichen Grundstimmung fließen, oder ob das eine das andere bedingt und hervorruft. So nennt Hippel die Freude an der Natur das probatum est eines guten Gewissens, und so behauptet Jean Paul, daß man die Menschen wärmer liebe, wenn man die Natur liebe. Und gerade unsere Dichter sind begeisterte Naturfreunde; sie nennen die Schöpfung einen Tempel Gottes und die in ihr waltenden Kräfte eine Offenbarung des Ewigen; in der ruhigen Pflanzenwelt und ihrer kunstreichen Stille vernimmt ihr Ohr das Wandeln des Herrn, und ihr Auge erkennt in dem All den Körper, dessen Seele die Gottheit selber ist. So bildet sich ein ästhetischer Pantheismus aus, der mit dem philosophischen des Giordano Bruno die Verherrlichung des Naturlebens gemeinsam hat. Diese Intimität des Naturempfindens ist Johann Meyer in hohem Grade eigen. Zahlreiche Gedichte sprechen dafür; es seien einige davon, und zwar die ersten besten, hier wiedergegeben.

Rothe Rose.

Du rothe Rose, wie lieb' ich dich!
Nicht bloß ob deiner Schönheit Prangen,
Auch deines Duftes freu' ich mich;
Und küß ich dich, so denke ich
An meiner Kinder rothe Wangen.

Was still die kleine Blume beut.

Was still die kleine Blume beut,
Das könnte dir als Beispiel dienen:
Sie blüht zu aller Augenweid'
Und birgt den Honig für die Bienen.

Als schönste Frucht dieses stark ausgeprägten Natursinns reifte bei unserem Dichter seine Liebe zu den Thieren. So gehört

Digitized by Google

er auch zu den ersten Mitgliedern des in Kiel seit vielen Jahren bestehenden und segensreich wirkenden Thierschutzvereins und hat in dieser Eigenschaft schon öfters erfolgreich Schritte gethan, um den gequälten Geschöpfen Hülfe und Beistand zu verschaffen, sie gegen gefühllose Menschen in Schutz zu nehmen und ihre Noth und Qual zu mildern. Nicht selten hat sich auch seine Muse hierbei bethätigen müssen. Als Beleg hierfür ließen sich wieder viele Gedichte anführen; wir wollen uns mit einigen lyrischen Ergüssen, die zugleich des Dichters Ansichten über den Thierschutz und seine Stellung zu demselben kennzeichnen, begnügen.

Thierquälerei ist wie Verrath
Am Schönsten, was ein Herz mag laben;
Wer mit dem Thier kein Mitleid hat,
Wird's auch nicht mit den Menschen haben. —

Auch das kleinste Thier
Hat ein Recht ans Leben,
Das, wie dir und mir,
Ihm zur Lust gegeben.
Und wolltest du's tödten
Wo es nicht von Nöthen,
Du müßtest daneben
Vor dir selber erröthen! —

Das Thier auch steht in Gottes Schutz,
Empfohlen sei es deiner Hut!
Es bietet seinem Schöpfer Trutz,
Wer dem Geschöpf ein Unrecht thut! —

Diese letzte kleine Strophe hat sich der Kieler Thierschutzverein zum Motto genommen, weshalb sie ebenso wie die nachfolgenden kleinen Sprüche, in denen von den beiden nützlichsten Hausthieren, dem Pferde und der Kuh die Rede ist, eine weite Verbreitung gefunden hat.

Jeder Arbeiter ist
Seines Lohnes werth;
Wer das ermißt,
Quält gewiß kein Pferd! —

Vergäßest du
Im Stall die Kuh:
Das trockne Brot verdientest du
Und Wasser statt der Milch dazu.

Digitized by Google

Das sind alles Sprüche von packendem Inhalt, kurz und ungekünstelt, leicht einzuprägen und darum von größerer erziehlicher Wirkung als alle schönen und wohlgedichteten Reden über das Rohe und Menschenunwürdige der Thierquälerei.

Auch die nachstehende Strophe ist charakteristisch für den Dichter, weil sie uns sein warmes Interesse für die ihn umgebende Thierwelt des Feldes und des Gartens zeigt.

Schnee! nichts als Schnee!
Und der Hunger thut so weh!
Streut Krumen, Krumen
Auf die Erde nieder,
Daß nicht fehlen die Lieder,
Wenn da kommen Blumen!

Wenn ich diese Strophe lese, sehe ich Johann Meyer vor mir, wie er täglich zur Winterszeit die leichtbeschwingten Gäste seines großen und schönen Gartens, zumal diejenigen, die das Lied pflegen und nicht mit ihren sangeskundigen Genossen im Spätherbste von dannen ziehen, aufsucht und reichlich mit Speise und Trank versieht. Und sie kennen ihn, ihren Freund und Beschützer, der für sie Tannen gepflanzt hat, damit sie unter deren immergrünen Zweigen wie unter einem warmen Dache wohnen können; sie flattern ihm lustig piepend und rufend entgegen, wenn er herauskommt, um ihnen Krumen zu streuen, und sie vergelten es ihm tausendfach zur Frühlings- und Sommerszeit mit ihren herzerquickenden Liedern. — Auch in vielen seiner größeren Dichtungen, die in Hebel'scher Manier abgefaßt sind, gedenkt er dieser ihm so lieben und trauten Gesellen und spendet ihnen Lob und Dank für die heiteren Weisen.

Noch ein kleines, sinniges Gedicht, wenn auch etwas anderer Art als die oben angeführten, möge hier Platz finden; es zeigt uns den Naturssinn eines feinfühlenden Herzens, das die tausend Fäden kennt, welche die allgütige Natur von ihren Geschöpfen aus nach der Lebenssphäre des Menschen hin spinnt.

Erdrückt.

Schwerfällig sind wir und ungeschlacht, —
Des Kleinen hab' und des Feinen wohl Acht!
Da wollt' ich mich bücken,
Eine Blume zu pflücken,

Digitized by Google

Und mußt' zum Verdruß
Mit dem plumpen Fuß
Zugleich ein Bienchen im Grase erdrücken!
Daß mir's passirt! — mich dünkte gar,
Als wenn's mir noch im Tode fluchte. —
Vielleicht, daß aus der großen Schar
Es just eine kleine Biene war,
Die Honig für meine Kinder suchte! — —

Johann Meyer's Kunst steht in zu inniger Beziehung zum Volksgeiste und zur Geschichte seines Landes, als daß es noch nöthig wäre, von seiner Vaterlandsliebe zu sprechen. Und doch wollen wir es nicht unterlassen, dies zu thun, weil der Patriotismus unseres Freundes, seine Anhänglichkeit an das Land der Heimath, seine unbegrenzte Liebe zu dem mächtigen, großen deutschen Vaterlande und dessen erhabenem Kaiser einige der am meisten hervortretenden Züge seines Charakters sind. Die Kritik hat Johann Meyer durch manche Ehrentitel ausgezeichnet — so nennt man ihn einen Volksdichter und den plattdeutschen Hebel —; aber keiner dieser Titel macht ihm wohl mehr Freude als der eines „patriotischen Dichters". Und wenn irgend einer, so verdient gerade Johann Meyer diese Bezeichnung; denn hohes Anrecht darauf verschaffen ihm viele seiner Poesien in hochdeutscher wie in plattdeutscher Sprache, so die meisten seiner Gelegenheitsgedichte, namentlich zahlreiche Prologe und kleinere Dichtungen, die sich auf den Kaiser und sein Reich beziehen, die größte Zahl seiner Festspiele und als Letztes, aber nicht Geringstes sein herrliches Epos „Gröndunnersdag bi Eckernför" sowie das zum Theil hiernach verfaßte packende Drama „Theodor Preußer". Als vor kurzem das schleswig-holsteinische Volk das goldene Jubelfest seiner Erhebung feierte, kamen fast überall, wo mit dieser Feier der Vortrag eines Prologes und eine dramatische Aufführung verbunden waren — und das war in den meisten größeren Ortschaften der Fall — Dichtungen von Johann Meyer zur Verwendung: ein eigens zu dieser Feier gedichteter Prolog, „Theodor Preußer" und das lustige Genrebild „Im Kruge zu Tolk". Hier und da wurde auch „Gröndunnersdag bi Eckernför" entweder ganz oder in den Hauptabschnitten vorgetragen.

Von den vielen anerkennenden Besprechungen, welche die patriotischen Dichtungen Johann Meyer's gefunden haben, sei aus

Digitized by Google

einer, die wir vor Jahren in den „Schleswiger Nachrichten“ lasen (1889, No. 181) der Schluß hier wiedergegeben. Der Recensent, Georg Hoffmann in Kiel, ein beliebter schleswig-holsteinischer Schriftsteller und Journalist, sagt, nachdem er des Dichters lyrische und epische Poesien patriotischen Inhaltes überaus lobend hervorgehoben hat, das Folgende:

„Und last not least, kennzeichnen Johann Meyer als patriotischen Dichter vor allem auch seine ansprechenden dramatischen Arbeiten jüngster Zeit, hübsch erfundene Bühnenfestspiele, das erste zur Feier des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. verfaßt, das zweite, der Vermählung des Prinzen Heinrich gewidmet, zwar wegen der damals herrschenden Landestrauer nicht zur Aufführung gelangt, aber darum nicht minder werthvoll; das dritte endlich, des Titels „Laetitia“, zur Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms II. gedichtet, wurde gleich dem erstgenannten Stücke auf dem Kieler Stadttheater mit durchschlagendem Erfolge vor stark besetztem Hause dreimal hintereinander aufgeführt. Jene drei Dichtungen sind ebenso viele schwungvolle, sinnige und originelle Hohelieder der Thronesliebe von bleibendem Werth; keinem anderen deutschen Dichter der Neuzeit dürfte das deutsche Volk in dieser Richtung etwas Ähnliches zu verdanken haben. Johann Meyer hat sich seinem Vaterlande allzeit anzuschließen gewußt in Stunden der Freude und des Leids, des lachenden Friedens und trüber Ereignisse. Darum wird Johann Meyer auch allzeit zu den ersten Volksdichtern zu zählen sein, der als wackerer Patriot im Stande ist, sein Volk mit seinen Worten zu erfreuen, aber auch in schwerer Zeit zu trösten.“ — —

Aber derselbe Dichter, der zum Vaterlandsdichter wie berufen erscheint, weil er mit jeder Faser seines Lebens im heimathlichen Boden wurzelt und weil sein Empfinden das Empfinden des Volkes ist, mußte aus denselben Gründen vielfach mit den Leuten in Berührung kommen, die man als das „Volk“ kurzweg zu bezeichnen pflegt, mit dem Arbeiterstande und in diesem mit den Socialdemokraten. Wer den dritten Stand kennt — oder ist er vielleicht schon der vierte geworden? —, wird sich darüber nicht allzu sehr wundern. Hat doch das „Volk“ ein empfängliches Herz für alles Naturgemäße und Ungekünstelte und somit ein offenes Verständniß

Digitized by Google

für jene schlichten Weisen, die aus dem sangesfreudigen Munde unseres Dichters kommen.

Einem „zierlichen" Geiste kann es freilich keinen Geschmack abgewinnen, und spricht man deshalb von seiner Unempfänglichkeit, so thut man ihm großes Unrecht. Die Sonne der Kunst leuchtet einem jeden, mag er hoch oder niedrig stehen, in dem Arbeiterkittel oder in dem Gewande des Salons stecken, wenn nur ihre Strahlen in dem Medium des Herzens und nicht in den complicirten Refractions- und Reflectionsapparaten der modernen Geschmacklosigkeit und Schöngeisterei schwingen. Man trete nur hinein in unsere Bildergalerien und sehe, wie andächtig der schlichte Mann des Volkes und sein Weib, beide den Rücken von der Arbeit gekrümmt und das Antlitz von Sorgen durchwühlt, ein wirkliches Kunstwerk betrachten; das ist kein lautes Bewundern, das ist Verklärung und Gebet. Sollte nicht gerade diese „stille Weid" des einfachen Mannes, sagen wir „des Arbeiters," bei dem das Leben die Saiten der Seele zwar selten hell erklingen läßt, aber auch nicht im Taumel der Genüsse verstimmt hat, sollte nicht das Entzücken solcher Menschen, in denen sich zwar nicht die Weisheit der Bücher, aber die des Lebens mit der Unbefangenheit der Kinder paart, das untrüglichste Zeichen dafür sein, daß es sich um ein wahres Kunstwerk und nicht um „moderne" Mache handelt? und man rümpfe nicht die Nase, wenn wir nun die kühn klingende Behauptung aussprechen, daß die überaus freundliche Aufnahme, welche die Dichtungen Johann Meyer's bei dem unverdorbenen „Volke" gefunden haben, einen glänzenden Ruhmestitel für ihn bilden. Nennt man ihn einen Volksdichter, so geschehe es auch von diesem Gesichtspunkte aus.

Eine kräftige Förderung seiner Beziehungen zum Volke erhielt Johann Meyer durch viele für vierstimmigen Männerchor componirte Lieder seiner plattdeutschen Muse. Es sind diese Lieder vielfach ins Volk gedrungen und darum auch in sozialdemokratischen Gesellschaften oft und gern gesungen worden. Aber ganz besonders deshalb hat der Name unsers Dichters in jenen Kreisen einen so guten Klang, weil einige seiner beliebtesten plattdeutschen Theaterstücke dem Volke wie aus dem Herzen geschrieben sind; es erkennt sich wieder in diesem Spiegel der heiteren dramatischen Muse und sympathisirt auch darum mit dem Dichter. Es sind dies die Stücke:

Digitized by Google

„To Termin", „Unſ' ole Moderſprak", „Rinaldo Rinaldini", „Dichter un Buern", „En lütt Waiſenkind" und „In Fritz Reuter ſinen Gaard'n"; dazu kommen noch die hochdeutſchen „Theodor Preußer" und „Ein goldener Ring iſt gefunden".

Die Popularität dieſer Dramen mit dem darin ſprudelnden Humor und des weiteren die Einfachheit im Weſen des Dichters, ſeine Freundlichkeit im perſönlichen Verkehr, ſeine Opferwilligkeit da, wo es gilt, einem andern gefällig zu ſein oder ihn zu erfreuen, gewannen dem Dichter, wie man uns erzählt hat, auch die Herzen vieler Sozialdemokraten, obgleich ſie es alle wiſſen, daß Johann Meyer ſeinem ganzen Weſen und ſeiner politiſchen Überzeugung nach ein entſchiedener Gegner ihrer Richtung und ihrer hauptſächlichſten Beſtrebungen iſt. Er hat es ihnen übrigens kräftig genug zu verſtehen gegeben, was für eine Meinung er von ihrem völkerbeglückenden Evangelium hat, ſo knapp und klar in der Strophe:

Sozialdemokraten
In allen Staaten! --
Was thut's? -- der geſunde Menſchenverſtand
Gewinnt doch immer die Oberhand!

Eine noch ſchärfere Verurtheilung erfährt die Sozialdemokratie in dem von Johann Meyer zur Feier des Geburtstages Kaiſer Wilhelms II. gedichteten Feſtſpiele „Laetitia", das im Kieler Stadttheater mehrfach am 27. Januar unter großem Beifall zur Aufführung gekommen iſt. Sicherlich befanden ſich unter den Zuſchauern des jedesmal vollbeſetzten Hauſes auch viele Sozialdemokraten, und dieſe mußten ſich's gefallen laſſen, daß ihnen recht ſcharf der Text geleſen wurde. Aber ſie nahmen es dem Dichter nicht krumm, ſie kamen auch jetzt noch immer zu ihm, um ihn um ſeine Lieder und Theaterſtücke zu bitten. Und ſie erhielten ſie auch, leihweiſe und gratis, und überdies recht eingehende mündliche Unterweiſungen über Vortrag und Aufführung. —

Übrigens glauben wir, daß ein derartiger Einfluß auf die Sozialdemokraten, wie ihn Johann Meyer mit ſeiner Kunſt ausübt, beſſere Früchte reifen läßt als alle philoſophiſchen und ſocialpolitiſchen Erörterungen mit ihnen.

Die hervorſtechendſten Eigenſchaften im Charakter unſeres Dichters, auf die im Vorhergehenden beſonders hingewieſen wurde,

Digitized by Google

seine ideale, auch dem Realismus Rechnung tragende Richtung, seine Nächstenliebe und sein Mitgefühl, sein Humor und seine Naivetät sowie seine Heimaths- und Vaterlandsliebe, lassen darauf schließen, daß ihm ein glückliches Temperament als Erbtheil zugefallen ist. Und so besitzt er auch ursprünglich von allen Temperamenten das beste, „das wahre Temperament der Kinder des Glückes, der Freude, des Witzes und der Laune", das sanguinische. Aber im Laufe der Jahre mischten sich andere Elemente hinein, so eine kleine Dosis von Melancholie und Schwermuth, hervorgerufen durch das Kämpfen und Ringen im Ernste des Lebens, in dem arbeitsschweren und mühevollen Berufe mit seinen vielen Sorgen und Aufreibungen und der ihm anhaftenden schweren Bürde der Verantwortung. Und so bereitete sich in seinem ganzen Wesen und in seinem Gesichtsausdruck allmählich eine Veränderung vor, die zuletzt eine ziemlich starke Ausprägung erhielt. Früher heiter, gesprächig und mittheilsam, ist er jetzt mehr still und zurückhaltend, und seine ehemals heiteren Gesichtszüge erscheinen jetzt ernst und schwermüthig und nur selten von einem Lächeln umspielt. Und doch lebt und webt noch tiefsinnen in der Gemüthswelt des siebenzigjährigen Greises der Humor in seiner ganzen ursprünglichen Frische.

Doch fahren wir in der Charakteristik unseres Dichters fort! Wie der Leser schon aus dem Lebensgange Johann Meyer's erkannt haben wird, haben wir es in diesem mit einem Manne von fester, nie erlahmender Willenskraft und rastlosem, unermüdlichem Fleiße zu thun. Wie wäre es ihm auch sonst möglich gewesen, sich ein solches Heim, wie er es in Kiel am Rondeel besitzt, zu gründen und zu erhalten und sich eine so hoch angesehene Stellung in der Gesellschaft zu erringen, wie sie ihm als Dichter nicht mehr bestritten werden kann und wie sie ihm als Begründer und Leiter einer Anstalt für Blödlinge während einer Zeit von 36 Jahren einmüthig und einwandsfrei auch zugestanden wird. —

In harmloser, ungezwungener Unterhaltung offenbart der Mensch, besonders wenn er eine so gerade Natur wie unser Dichter ist, leicht sein Inneres; er bringt dann wohl Gedanken zum Vorschein, von denen man vielleicht sonst nichts erfahren hätte, und gewährt den am Gespräche Betheiligten Einblicke in sein Herz, die ihnen bis dahin nicht verstattet waren. So hat auch der Verfasser dieser Festschrift oft und gern Gelegenheit genommen,

Digitized by Google

sich mit unserem Kieler Dichter zu unterhalten und so manch schönen Zug in dem Wesen des Mannes kennen gelernt. Über vieles hiervon hat er im Vorstehenden berichtet; anderes, was sich in dieser Schilderung nicht recht eingliedern ließ, aber doch geeignet erscheint, dem entworfenen Charakterbilde einige markante Züge beizugeben, sei hier noch erwähnt.

Meyers strenges Rechtlichkeitsgefühl hat sich mit der üblichen Redensart: „Gewalt geht über Recht" nie befreunden können; es ist ihm vielmehr jenes andere Wort sympathisch: „Was Recht ist, muß auch Recht bleiben!" Darum heißt er auch nicht alles bedingungslos gut, was „von oben" kommt und was der seither größte Staatsmann des deutschen Volkes diesem erwirkt und beschieden hat. So ist er der festen Überzeugung, daß das große deutsche Kaiserreich hätte entstehen und bestehen können, wenn man ihm jene eine der alten Königskronen gelassen und jene eine der schönsten Herzogskronen wiedergegeben hätte. — Im ganzen mehr conservativ als revolutionär, ist er Beeinflussungen von außen her nur wenig zugänglich; er bildet sich lieber, auf eigenen Erwägungen fußend, selbst ein Urtheil. Neuerungen, denen alt Bewährtes zum Opfer fallen soll, steht er zunächst recht skeptisch gegenüber und geht lange mit sich zu Rathe, bis er sie öffentlich einer Kritik unterwirft. Hat er aber die Überzeugung gewonnen, daß sie wirklich etwas Besseres als das bis dahin für gut Erkannte bringen, dann tritt er auch mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür ein. — Viele Errungenschaften der neueren Gesetzgebung finden seinen Beifall nicht; so ist er ein Gegner der Freizügigkeit, der unbeschränkten Freiheit des Gewerbes sowie der Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren. Namentlich verurtheilt er die öffentlichen Verhandlungen der Schwurgerichte, weil er durch sie die Moral der niederen Volksschichten in der bedenklichsten Weise für gefährdet hält. Wie sehr reformbedürftig nach seiner Meinung manche Gesetze und insbesondere unser Gerichtsverfahren sind, das deutet er übrigens auch in seinem plattdeutschen Theaterstücke „To Termin" an, auf das wir an geeigneter Stelle noch ausführlich zurückkommen werden. — Auch die parlamentarischen Verhandlungen im Reichstage erregen oft seinen Unwillen und erscheinen ihm nicht selten wenig angemessen der hohen Stellung und Würde, die zu wahren die Elitevertretung unseres Volkes stets bedacht sein sollte.

Digitized by Google

Er meint, es müsse in unserem Reichstage ein viel strafferes Regiment geführt werden, damit solche Ausschreitungen in der Redefreiheit, wie sie sich viele unserer Abgeordneten zu Schulden kommen lassen, gar nicht stattfinden könnten.

Durchaus unsympathisch sind unserem Dichter auch die Bestimmungen unserer Gesetzgebung über das geistige Eigenthum, wonach dieses 30 Jahre nach dem Tode des Erwerbers und Besitzers Gemeingut wird. Johann Meyer behauptet, und gewiß mit Recht, daß inbezug auf die Rechtmäßigkeit des Besitzthums für den Erwerber und Eigenthümer kein Unterschied bestehen dürfe zwischen geistigem und materiellem Eigenthum und daß deshalb dem Reichstage auch keineswegs das Recht zugestanden habe, in einer solchen Weise über das geistige Eigenthum anderer zu verfügen, wie es vor Jahren geschehen ist. Was sich die Schriftsteller meist mit den größten Opfern, nicht selten sogar unter Verlust der Gesundheit, mühevoll erarbeitet und errungen haben, nämlich ihre Werke, sollte das nicht ebenso gut ihr und ihrer Nachkommen unantastbares Eigenthum sein und bleiben wie das materielle Vermögen? Und wenn sich der Reichstag das Recht anmaßt, über das geistige Eigenthum zum Besten des Ganzen und Allgemeinen so zu verfügen, wie er es gethan hat, müßte er sich dann nicht auch für berechtigt halten, zu erklären, daß das materielle Besitzthum 30 Jahre nach dem Tode des Eigenthümers Gemeingut sei? Johann Meyer meint, daß es die erste gemeinsame Aufgabe aller Schriftstellervereine sein müsse, darauf hinzuwirken, daß in diesem mißlichen Gesetzeszustande Wandel geschaffen werde. Im Jahre 1893 seien Friedrich Hebbel's Werke den nächsten Erben genommen und Freigut geworden, obgleich die Witwe und die Kinder noch lebten!

Johann Meyer hat diesem Gedanken in zwei Strophen seiner „Kleinigkeiten" Ausdruck gegeben:

Nun hast du alles hübsch und fein
Und kannst dich in der Welt bewegen;
Dein Garten blüht im Sonnenschein,
Dein Haus ist voll von Gottessegen; —
Es fehlt nur noch ein Plätzchen klein,
Erwirb es bald, damit es dein, —
Das, wo sie dich zur Ruhe legen.

Digitized by Google

Und bist du dreißig Jahre todt,
Und Weib und Kind sind noch am Leben,
Verlieren sie vielleicht ihr Brot,
Was sterbend ihnen du gegeben.
Dann wird dein geistig Eigenthum
Gemeingut, — und dem Reichstag blüht der Ruhm,
Wenn dann in Folge von Beschlüssen,
Die nunmehr communistisch sind,
Des todten Dichters Weib und Kind
Vielleicht noch Hungers sterben müssen!

Wenn nun doch einmal — so äußerte sich mir gegenüber bei einer anderen Gelegenheit der Dichter — das Recht des geistigen Eigenthums auf Kosten des Einzelnen und zum Vortheil der Allgemeinheit gegen das Recht und die Bedeutung des materiellen Vermögens geschmälert werden soll, so hätte es wenigstens nicht in einer so herben, sondern in einer möglichst milden Weise geschehen müssen. Und das wäre ja ein leichtes gewesen, selbst dann, wenn man jene 30 Jahre hätte bestehen lassen wollen. Es hätten ja nur die rechtmäßigen Besitzer irgend eines litterarischen Eigenthums oder derjenige, an den sie ihr ehrliches Recht veräußert haben, verpflichtet werden können, eine möglichst billige Volksausgabe von den Werken des Erblassers zu veranstalten.

Wie es heißt, stehen neue Vorlagen inbetreff des Urheberrechtes für die nächste Reichstagssession in Aussicht. Hoffentlich wird man dann auch in diesem Punkte der Unantastbarkeit des ehrlich erworbenen Eigenthums Rechnung tragen!

Doch genug hiervon; das sind so einige von dem Verfasser dieser Schrift gelegentlich aufgefangene Gedanken unseres Jubilars, die uns einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick in dessen Anschauungen auf socialem und politischem Gebiete gewähren. Übrigens ist Johann Meyer alles andere eher als ein politisirender Querulant. Wie sehr er sein Vaterland liebt, haben wir oben gezeigt, und wenn er sich mit der einen oder anderen Einrichtung darin nicht einverstanden erklärt, so geschieht es nicht aus Lust an Opposition, sondern infolge seines Idealismus, der auf allen Gebieten, und so auch auf dem des Staates, wo sich allerdings am härtesten die Sachen stoßen, Schönheit und Vollendung wünscht. —

Es möge sich nun als ein besonderer Abschnitt eine Erörterung anschließen, die ihrem Hauptgedanken nach zu dem gehört,

Digitized by Google

was wir weiter oben von der poetischen Kraft und dem dichterischen Können Johann Meyer's gesagt haben. Aber das Folgende nimmt zu sehr den Charakter einer in sich abgerundeten Studie an und ist auch von zu großem Umfange, als daß wir es an jener Stelle ohne störenden Einfluß auf die Übersichtlichkeit der Charakteristik gut hätten bringen können. Es handelt sich nämlich um die interessante Frage: In welchen Beziehungen stehen die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's zu seinen plattdeutschen? Sind es Früchte, gepflückt von zwei Stämmen, die derselben oder verschiedenen Wurzeln entsprossen sind? Oder anders ausgedrückt: Leben in der Dichterbrust unseres Jubilars zwei Seelen, eine hochdeutsch und eine plattdeutsch denkende und dichtende?

In eines Dichters Wirken und Schaffen einen Einblick zu gewinnen, ist schwer, weil es sich zu tief in dem Innern seines Seelenlebens vollzieht; aber bei aller göttlicher Sendung ist er doch auch ein Mensch und vielleicht in höherem Grade als andere. Und als Gemüths- und Verstandesmensch hat er zwar seine specifischen Naturanlagen, aber auch seinen Werdegang, und aus diesem lassen sich einige Aufschlüsse über seine Dichternatur erhalten.

Johann Meyer wird fast immer, wenn von ihm in den Tagesblättern die Rede ist, als „plattdeutscher" Dichter bezeichnet und darum auch ebensowohl von seinen schleswig-holsteinischen Landsleuten wie von seinen vielen Freunden außerhalb der Grenzen seiner engeren Heimath vornehmlich nur für einen solchen gehalten. Diese einseitige Beurtheilung unseres Poeten ist darauf zurückzuführen, daß, abgesehen von einer 1856 in einer nur kleinen und hauptsächlich für die Freunde bestimmten Auflage einiger hochdeutscher Gedichte, diese in ihrem jetzigen umfangreichen Bande erst im Jahre 1886 bei Lipsius & Tischer in Kiel erschienen sind, während die plattdeutschen Gedichte schon vorher in drei Auflagen herausgekommen waren, nämlich 1858 und 59 in zwei Bänden bei Hoffmann und Campe, die auch die erste Auflage der plattdeutschen Übertragung von Hebel's alemannischen Gedichten verlegten, dann 1876 in einem Bande bei J. F. Richter, bei dem drei Jahre später auch der „plattdeutsche Hebel" in zweiter Auflage erschien, und 1886 in einem, aber umso umfangreicheren Bande bei Lipsius & Tischer.

Aber es würde ganz verkehrt sein, wollte man glauben, Johann Meyer's Bedeutung läge mehr auf dem Gebiete der nieder-

Digitized by Google

deutschen als auf dem der hochdeutschen Poesie. Es dürfte vielmehr die Frage schwer zu entscheiden sein, wer größeren Anspruch auf die Dichterkrone hat: der plattdeutsche oder der hochdeutsche Johann Meyer. Denn seine hochdeutschen Gedichte halten der Anzahl nach den plattdeutschen völlig das Gleichgewicht und stehen ihnen auch sonst gleichwertig und ebenbürtig zur Seite. Die lieblichen Zwillingsschwestern der plattdeutschen und der hochdeutschen Poesie lagen an derselben Mutterbrust und wurden auch in demselben Mutterschoße gehegt und gepflegt, und darum sind auch beide in gleich hohem Grade befähigt und gewillt, die Herzen des Hörers im bunten Wechselgesange zu erfreuen. Beide sind desselben Ursprungs; mag auch die eine in dem kleidsamen modernen Gewande der Städterin vornehmer und in der Fülle ihrer Reize begehrenswerther erscheinen, sie verleugnet doch nicht in ihrem sonstigen Wesen die Verwandtschaft mit der Schwester, der einfachen, lieblichen Bauernmaid im eigengemachten Röckchen, mit dem blühenden Antlitz, den treuen Vergißmeinnicht-Augen und den langen Flechten.

Und doch haben diejenigen nicht so ganz Unrecht, die bei der Würdigung Johann Meyer's mit starkem Nachdruck betonen, daß er ein plattdeutscher Dichter ist; denn es will uns scheinen, als wenn hier der hochdeutsche Poet durch den plattdeutschen herangebildet worden ist. Freilich steht jener diesem nicht nach; aber gerade dadurch, daß unser Dichter in plattdeutscher Sprache viele Lieder gesungen hatte, ehe er ernstlich daran dachte, es auch in hochdeutscher zu thun, erhielt er eine formale poetische Schulung, wie sie bei wenigen seiner zeitgenössischen hochdeutsch dichtenden Brüder in Apoll zu finden ist. Das dürfte paradox erscheinen; ist doch die plattdeutsche Sprache naturgemäß nicht so ausgebildet wie die hochdeutsche. Sie erscheint unbeholfen gegenüber ihrer formgewandten Schwester, die zum Herold der Wissenschaft berufen wurde. Aber gerade in dieser Ungelenkheit beruht ihre poetische Stärke; denn das Unvermögen, abstracte Begriffe darzustellen, treibt sie an, nach einem Vergleich, nach einem Bilde zu suchen. Jeder Gebildete, der mit dem urwüchsigen plattdeutschen Volke in Verkehr tritt, staunt über die Menge von Tropen, die sich hier finden, und somit steht dem plattdeutschen Dichter ein Schatz von Bildern zur Verfügung, der seinem hochdeutschen Collegen zunächst nicht zugänglich ist.

Digitized by Google

Auch in dem glänzenden und ungesuchten Witz, der sich besonders in den oft satyrischen Sprüchwörtern offenbart, liegt ein poetisches Element der niederdeutschen Sprache; denn was ist die combinatorische Thätigkeit des Witzes, der Entlegenes spielend zusammenbringt, anders als poetisches Schaffen?

Dann ist dem Plattdeutschen rhythmische Schönheit eigen; seine Volkslieder besitzen neben Einfachheit in der Form und lyrischem Schwung flotte Sangbarkeit, und gerade diese stempelt sie zu echten Volksliedern.

Zu all diesem kommt noch der Wortreichthum der niederdeutschen Sprache; sie wird eben deshalb von Max Müller ein Zuleiter des Hochdeutschen genannt, und auch Lessing sagt irgendwo, daß er den ganzen Umfang der Muttersprache erst in Hamburg, d. h. durch das Plattdeutsche, habe kennen lernen. Und so haben ja auch unsere großen Dichter manches vordem aus der Schriftsprache verbannte oder halbvergessene Wort aus der Dialektsprache wieder aufgenommen und ihm von neuem das Bürgerrecht im Hochdeutschen verschafft.

Es steht somit die Sprache des „Heliand", der vollendetsten aller christlichen Poesien, die Muttersprache von mehr als 10 Millionen Niederdeutschen, nicht hinter ihrer Schwester zurück; sie hat sogar manches vor dieser voraus. Freilich ist sie nicht die Sprache der Wissenschaft, aber auch nicht die Sprache jener kosmopolitischen Poesie, welche uns die Lyrik aller Zeiten und Völker in Proben vorführt. Sie ist vielmehr die Großsiegelbewahrerin echt deutschen Volksthums, und ihre Poesie ist deutsche Poesie. In diesem Sinne meint auch Goethe, daß der Dialekt eigentlich das Element ist, in welchem die Seele ihren Athem schöpft.

Wir können also Schiller's Wort: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen" ganz besonders inbezug auf das Niederdeutsche gebrauchen, weniger inbezug auf das Hochdeutsche; denn dieses ist dem reinen Deutschthum mehr entfremdet: im Dienste der Wissenschaft stehend, vermag es nicht mehr den Herzschlag deutschen Lebens und deutscher Denkungsart in allen Vibrationen wiederzugeben. Die Wissenschaft muß international sein, da das Instrument, womit sie arbeitet, immer und überall dasselbe, der durch die starren Gesetze der Logik

Digitized by Google

geleitete Menschenverstand ist. Aber in der Kunst ist der Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herzen und seinem Sinnen mit seiner sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe thätig. Und wie es von großem Interesse ist, zu sehen, daß bei allen Völkern die ersten Anfänge der Kunst aus dem Drange hervorgingen, den religiösen Anschauungen Ausdruck zu geben oder das zu feiern, was auf die Ausgestaltung des Lebens von wohlthuendem Einflusse gewesen ist, so erscheint die andere Beobachtung nicht minder lehrreich, daß sich bei hochgebildeten Völkern die Kunst entsprechend dem Nationalcharakter entwickelt hat. Und selbst die ausgeprägten Charakterzüge, welche die Stämme eines Volkes von einander unterscheiden, finden sich in den einzelnen Kunstrichtungen wieder: die dorische Säule ist anders als die ionische; denn der Charakter der Dorier war verschieden von dem der Joner. Man hat ja deshalb auch die Forderung aufgestellt, daß ein Kunstwerk das in Formen verkörperte Empfindungswesen einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Nationalität sein soll.

In einem Buche, das s. Zt. viel von sich reden machte, in „Rembrandt als Erzieher", ist die Hoffnung ausgesprochen, es werde auch unsere Kunst ein deutsches Gepräge erhalten, wenn sie sich mit dem niederdeutschen Geiste sättige. „Der dem Niederdeutschen eigenthümliche schlichte Hausverstand wird unzweifelhaft bessere Früchte zeitigen als die hochfliegende Weisheit schwäbischer Philosophen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts ..... die Plattdeutschen sollten sich nur künstlerisch entdecken". — Auf dem Gebiete der Dichtung ist jene Hoffnung erfüllt und diese Entdeckung gemacht worden. Man hat das Niederdeutsche zum Werkzeug und zum Plasma der Dichtkunst gemacht, und viele auserwählte Geister haben zu unserer Zeit in dieser Sprache geschrieben. Und gerade von dieser niederdeutschen Dichtung darf man mit Fug und Recht behaupten, daß sie der Hort ist der geistigen Güter, die sich unser Volk im Laufe seiner Geschichte zu eigen gemacht hat. Sie zeigt uns, was das heißt ein „deutscher Mann", ein „deutsches Wort", ein „deutscher Händedruck", „deutsche Treue", „deutscher Fleiß" und „deutsches Handeln"; sie führt uns die Vorzüge und auch die Mängel unseres Nationalcharakters vor Augen: sie ist, um es mit einem Worte zu sagen, deutsche Kunst. Und deutsche Kunst sollen unsere Dichter pflegen, mögen sie nun in hochdeutscher oder platt-

Digitized by Google

deutscher Sprache dichten. Wie sehr Johann Meyer dieses thut, haben wir im Vorhergehenden auseinanderzusetzen versucht, und daß er es thut, das verdankt er, wie wir vermeinen, nicht zum geringsten seiner Vorliebe für das plattdeutsche Idiom. Und darum möge ein jeder, der deutsches Leben, Fühlen, Sinnen und Denken kennen lernen will, zu den Dichtungen unseres Jubilars greifen; dort wird sich ihm das Gesuchte, unverquickt mit fremden Elementen, in reicher Menge darbieten. Das ist wahre Volkspoesie, wie wir sie schon an einer anderen Stelle erläuterten, aber zugleich auch Kunstpoesie, die sich an dem Reichthum und der Naturwüchsigkeit der plattdeutschen Sprache heranbildete und sich so die Gewandtheit in der Behandlung der Form erwarb, die wir bei Johann Meyer in so hohem Grade vorfinden.

Es sei uns gestattet, an dieser Stelle noch kurz auf eine Frage einzugehen, welche seit beinahe 40 Jahren immer und immer wieder aufgeworfen wird. Es haben nämlich die Kritiker auf literarischem Gebiete vielfach die verwerfliche Gepflogenheit, den einen Dichter, der eine scharf ausgeprägte Individualität hat, mit einem anderen, dessen Persönlichkeit gleichfalls geschlossen und abgerundet ist, zu vergleichen. So hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, wer größer sei, Schiller oder Goethe, Theodor Körner, Max von Schenkendorf oder Ernst Moritz Arndt. Und so wird auch jetzt recht oft die Frage ventilirt, ob Klaus Groth oder Johann Meyer in der plattdeutschen Dichtkunst der erste Kranz gebühre. Wie es nicht anders sein kann, giebt dann der eine für diesen, der andere für jenen Dichter sein Votum ab, jenachdem ihm Geschmack und Temperament sind. Aber ein derartiges Gebahren ist immer ein Unrecht, wie wir das schon in der Einleitung betonten; der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen, und der echte Dichter verkündet, was ihm von der Muse im Herzen erregt worden ist. „Keiner gleiche dem andern und jeder dem Höchsten, — und dadurch sei er in sich vollendet!“ Der Jubelgesang der Lerche, den sie, zum Himmel aufsteigend, schmetternd erschallen läßt — ist er weniger oder mehr vollendet als die schmelzenden Weisen der Nachtigall? — —

So hätten wir in diesem Abschnitte unserer Festschrift, der ein Charakterbild des Geburtstagskindes zeichnen wollte, wohl die meisten Hauptzüge seiner Persönlichkeit hervorgehoben;

Digitized by Google

vieles ergiebt sich hierfür auch aus der vorangegangenen Lebensbeschreibung und anderes aus den Gedichten. Denn das, was das eigentliche Ich eines großen Menschen ausmacht, die vielen zarten und heiligen Empfindungen, ordnet der Dichter zu greifbaren Gestalten, die uns in seinen Versen entgegen treten. So offenbart sich in diesen seine Seele, und wer sich mit ihnen beschäftigt, lernt diese kennen.

Es mögen schon deshalb im Folgenden eine Menge der besten Schöpfungen unseres siebenzigjährigen Dichters mitgetheilt und betrachtet werden. Zugleich beabsichtigen wir mit diesem von der üblichen Abfassung ähnlicher Schriften etwas abweichenden Verfahren eine Art Blüthenlese aus den Werken unseres Poeten zu geben, die um so interessanter und werthvoller sein dürfte, je umfangreicher und mannigfaltiger sie werden wird. Damit wird dann auch dem Leser reichlich Gelegenheit geboten, sich leicht und sicher ein unabhängiges und selbständiges Urtheil über den Werth der Gedichte sowie über die Bedeutung ihres Schöpfers zu bilden.

Zuerst möge Johann Meyer als Lyriker, dann als Epiker und zuletzt als Dramatiker gewürdigt werden.

Digitized by Google

Johann Meyer in seinem Arbeitszimmer.

Digitized by Google